
DIE
NEUE KOLONIE
ROMAN
VON
HEINRICH INFUHR



HEINRICH INFÜHR / DIE NEUE KOLONIE

DIE NEUE KOLONIE

ROMAN

VON
HEINRICH INFÜHR

GRANULA-VERLAG JENA

Widmung.

Dieses Buch ist dem Andenken meiner lieben Mutter gewidmet, die das Licht der Liebe in eine düstere Jugend strahlen ließ. In Graz erlosch dies Licht und ruht nun ewig.

Heinrich Inführ.

Inhalt.



Die vergessenen Lande.

Der Held wird dem Leser vorgestellt.

Ueberall, wo die deutsche Erde zu Ende geht und die Dörfer eines anderen Volkes anheben, da wogt seit Jahrhunderten der Kampf um die Scholle zwischen den zwei Nationen. Still oder laut — der Kampf findet meist ein Echo in allen deutschen Ländern. Nur eine Ecke Deutschlands fühlte sich unbeachtet und verlassen, unbekannt und vereinsamt, so daß die Leute dort ihr Gebiet als „die vergessenen Lande“ seit altersher bezeichnen. In der nordöstlichen Steiermark, von dem Punkt an, da Slowenen, Ungarn und Deutsche zusammenstoßen bis zum Wechselgebirge, wohnt ein verträumter deutscher Volksstamm in vergessenen Landen. Römische Legionäre haben dort einst die Grenzwacht gegen Osten gehalten, der sympathischste Stamm der Südslawen, die Slowenen haben nach ihnen die Gaue bezogen, um dann dem lebenskräftigen Bajuvarenstamm weichen zu müssen. Diese südlichsten Germanen haben gegen Avaren und Madjaren, gegen Türken und wieder gegen die Ungarn die Wacht gehalten. Und weil sich niemand um sie gekümmert hat, außer den Herren, die, von den Babenbergern angefangen bis zu den Habsburgern, das Land bei den Steuern nicht vergessen haben, so ist das Volk noch mehr verträumt worden, als die Deutschen sonst ohnehin sind.

Dort liegt, nahe der Sprachengrenze, das Städtchen Hartenfels, von dem man weit ins Heinzenland hineinblicken kann. Ringsum kleben viele kleine Dörfer am Rand des

deutschen Bodens, mit Stroh gedeckte Hütten künden die Armut der Bewohner. Dicke Krusten von traumhaften Gefühlen bedecken die Seelen der Leute und schließen sie vom lebendigen Bewußtsein ebenso ab, wie das Land selbst vom Pulsschlag des europäischen Lebens getrennt ist durch das unsichtbare Netz des Vergessenseins. Eine unwillige Ackerscholle, gleich dem ungefügen Buckel eines Vorweltriesen, trennt Hartenfels von dem Dörfchen Grafenstein, darin der Held unserer Erzählung zur Welt kam. Peter Hartberger, der Sohn der Witwe Sonja Hartberger, wuchs hier in einsamen Träumen heran. Er war ein kleiner schmächtiger Junge, der mit klugen blauen Augen in die Welt blickte. In diesen Augen lag mehr Ausdruck, als sonst bei Bauernkindern zu finden war. Peters Vater, der im Weltkriege gefallen war, mußte beim Ausbruch des Krieges mit seinem jungen Weib und ihrem ungeborenen Kind aus Graubünden in die Heimat gehen. Nun war Sonja, die dunkle Bündnerin, Witwe in einem fremden Land und lebte einsam und verschlossen. Daher wuchs auch Peter wie ein Einsiedler heran.

Nach der Dorfschule kam er als Bettelstudent nach Graz. Es war dort in verschiedenen Klöstern ein jahrhundertealter Brauch, daß den Studenten in einem eigenen Stüblein neben der Eingangspforte ein kärgliches Mittagessen, wie es vom Tisch der Mönche abfiel, geboten wurde. Dorthin brachte Sonja ihren Peter, damit er studieren könne. Und Peter hielt sich, in einem elenden Dachkämmerlein wohnend, all die Jahre hindurch aufrecht trotz vieler Entbehrungen. Manchmal hatte er Hunger, denn von Mittag bis zu Mittag gab's nichts wieder. Nur ein großes Stück Brot durfte jeder Student noch mitnehmen. So wuchs der Knabe heran, ward ein Jüngling und ein weltfremder Mensch, der von den Schönheiten des Lebens nur aus Büchern erfuhr. Aber seine Sehnsucht ging nicht nach diesen Schätzen, sondern sie

waren von einer anderen, eigenen Art, die sein Leben und Wirken bestimmte. Peter war von „irdischer Sehnsucht“ erfüllt, von der Liebe zur Erde.

Im Dorfwald gab es eine Stelle, nahe dem kleinen Hause, darin sie gewohnt hatten, wo der Boden beim Drübergehen seltsam hol klang. Peter war überzeugt, daß sich da drunten ein Grab eines avarischen Häuptlings mit vielen Schätzen befinde. Wie er zu dieser Meinung gekommen war, konnte er nicht sagen.

Wenn er aber abends zu der geheimen Stelle ging, vorsichtig auf den Boden stampfte und das seltsame Klingen und hohle Dröhnen hörte, dann wußte er, daß er sich nicht irren konnte: hier schlug Karl der Große einen Avarenfürsten aufs Haupt, und hier hatten, vor der Schlacht schon, die Frauen und Kinder alle aus Deutschland geraubten Schätze, die sie mit sich führten, begraben. Das Gold in der Tiefe der Erde — Peter fühlte es an jener Stelle, denn eine seltsame Unruhe ergriff ihn immer dort.

Die gleiche Unruhe und unablässige leise Spannung war es, die er im Vaterhause, solange er sich zurückerinnern konnte, auch immer gespürt hatte. Er war sich darüber schon mit 14 Jahren klar geworden, daß er anders als die andern war. Es schien ihm oft, als seien die Kameraden blind und taub, ohne das eigentliche Weltgefühl. Peter spürte jeden Baum, jeden Berg, ja auch nur einen Steinbruch als etwas Besonderes. Er konnte die Metalle auf weite Entfernung durch Geruch und Gefühl erkennen, er fühlte, wenn er über eine Brücke ging, oder wenn er nachts mit der Eisenbahn drüber fuhr, ohne etwas zu sehen, ob die Brücke aus Eisen oder aus Stein war. Peter wußte daß er schärfer wach war als die andern. Auch im Schlaf war er stets wach. Man konnte ihn im tiefsten Schlaf fragen: wo warst du gestern um drei Uhr? — und er antwortete, sofort völlig wach: da und dort.

Jn Graz galt der Bettelstudent wenig unter seinen Kameraden. Peter war sehr zurückgezogen, er hatte kaum einen, dem er „Freund“ sagte. Wohl blickte auch er, wie die andern alle, mit Sehnsucht nach Deutschland, von woher sie alle das Heil erhofften. Aber er war zu weich für die studentischen Sitten des Saufens und Prügelns, er war so kühl, daß er das Einschlagen von Fenstern nicht als einen studentischen Scherz, sondern als Unsinn ansah.

Immer wieder zog es ihn aus der Landeshauptstadt hinaus in den Nordosten, in die „vergessenen Lande“. Wie ein starker Magnet übte die Landschaft einen steten Reiz auf ihn aus. Lag der Nebel über der Ebene gegen das Land der Ungarn zu, so verwob er die Weiden am Grenzbach zu seltsamen Gestalten, und Peter konnte eine alte Frau erkennen, die sich anschickte, über den Bach hinüber nach Ungarn zu gehen, wo die Heinzen wohnen. Ein großer Weidenbaum mit vielen buschigen Zweigen wurde im Herbstnebel alljährlich zu einem grimmigen Riesen, bis die Leute von Hartenfels eines Tages den Baum fällten. Da war nun ein Loch an der Stelle, und als Peter in den nächsten Ferien an den vormaligen Standort des Riesen ging, da fühlte er sich wieder merkwürdig beklommen, als ob ihm etwas geschehen wäre.

Selten sprach er über die Dinge, die ihn bewegten, mit seiner Mutter. Er liebte sie zwar zärtlich und hing an ihr mit ganzer Seele, aber sie war ihm wie eine andere Welt. Wenn sie die Geige nahm und die seltsam gezogenen Klagetöne der russischen Melodien in das Land hinausstrich, da war Peter ganz hingerissen und blickte seine Mutter verzückt an. Sonja (wie er sie nannte, weil sie der Vater auch so gerufen hatte) war die Tochter eines bündnerischen Schulmeisters, der während seiner Studien in Zürich eine russische Studentin kennen und lieben gelernt hatte. Die Russin — und Jüdin — kam mit Franz Molins ins Bündnerland, nach Ilanz, wo die Deutschen mit den

Romanischen um den Boden ringen. Sonja wieder, die Tochter des Molins, studierte ebenfalls in Zürich und dort hatte sie den Heinrich Hartberger, Peters Vater, kennen gelernt. Der war dann in der Schweiz geblieben, wo ihm Land und Leute besser gefielen als daheim, hatte sich in Fellers als Bauer niedergelassen. Er war studierter Arzt, mochte aber weder von der Wissenschaft im allgemeinen noch von der Medizin im besonderen etwas wissen. Er ließ sein väterliches Haus in Grafenstein durch einen benachbarten Bauern in Ordnung halten und lebte mit Sonja in Fellers. Erst als der Völkerkrieg kam, kehrte er mit seiner Frau nach der Steiermark zurück. Und dort wurde Peter geboren, während der Vater im Felde war. Peter hatte seinen Vater nie gesehen — was er von ihm wußte, war von der Mutter erzählt. Und die Mutter hatte die Gewohnheit, alles in direkter Rede zu erzählen. Sie sagte also nicht: und dann rief mich der Vater ins Haus — sondern sie erzählte es so: da rief der Vater: „Sonja, komm ins Haus"... daher glaubte Peter allmählich, er habe den Vater noch reden und rufen gehört. Und er glaubte auch genau zu wissen, wie der Vater ausgesehen habe.

Der junge Peter Hartberger war trotz aller Verträumtheit immer einer der besten Schüler gewesen. Aber nichts hatte ihn so sehr angezogen wie das Studium der Geschichte. Wie kam er, der kleine Bettelstudent, dazu, sich außer dem üblichen Lehrbuch der Geschichte noch in einem Kramladen ein dickes altes Geschichtsbuch zu kaufen? Niemand verstand das; aber es war eine Tatsache. Und Peter war dafür bekannt, daß er immer noch etwas Besonderes zu erzählen wisse, was nicht einmal der Herr Professor wußte. Und doch wollte Peter keineswegs Geschichte studieren: er fühlte sich zur Technik berufen und er hatte die innere Gewißheit, daß er Großes leisten werde. Er ging oft tagelang nicht in die Schule, sondern streifte im Land umher, immer ein-

sam und innerlich horchend. Wenn er dann wieder in die Schule kam, gab es in seiner Seele ein seltsames dissonierendes Gewirr von Traum und Wirklichkeit. Die Mitschüler nannten ihn, teils anerkennend und teils spöttisch, den „Philosophen in der Dachkammer“ — nach dem Helden eines französischen Stückes, das in der Schule gelesen worden war. Peter schwieg dazu; aber in seinem Inneren dachte er: ich bin Techniker, kein Philosoph!

Er kam sich wie ein Stück Erde vor; und weil niemand draußen, in der eigentlichen Welt, nach der er sich sehnte, von ihm etwas wußte, so nannte er sich den „Mitvergessenen“, nämlich mitsamt dem Land Vergessenen. Aber er wollte, sobald er mit den üblichen Prüfungen fertig war, hinaus aus der engen Heimat nach Berlin. Mochte auch Deutschland arm und krank sein — es war doch das große Deutschland, dem die Franzosen alles rauben konnten, nur nicht seine Geschichte! Frankreich hat die Albigenser zu Tausenden wie Vieh geschlachtet, es hat die Hugenotten meuchlings gemordet — und Deutschland hat seinen herrlichen Luther gehabt, seinen Melanchthon. Deutschland hat seinen Schiller, seinen Goethe — was haben die Franzosen Gleichwertiges gehabt? — fragte sich Peter; und er zögerte nicht, sich zu sagen „nichts Gleichwertiges“. Man hatte Racine in der Klasse gelesen, „Phèdre“, und er hatte Akt für Akt selbst in gebundener Sprache übersetzt — bis ihm der Lehrer mitteilte, daß diese Arbeit bereits von einem größeren Deutschen vor ihm durchgeführt worden sei ... aber trotzdem oder (wie Peter sich im stillen manchmal sagte) infolgedessen erst mit Grund und Recht kam Peter zum Schluß, daß die Kulturgeschichte Deutschlands viel großartigere Leistungen zeige als diejenige Frankreichs. Freilich — wer kann so etwas mathematisch beweisen? Werden nicht die Knaben in den Schulen Frankreichs zu dem entgegengesetzten Schluß kommen? Aber sicher

ist doch, obwohl Peters Geschichtslehrer dergleichen nicht vortrug, folgendes. Frankreich hat eine niederträchtig gemeine Revolution gehabt und es hat nachher Europa ein Vierteljahrhundert in Blut getaucht. Deutschlands Fürsten aber sind von ihren Thronen gegangen, als es Zeit war, und niemand hat das Bedürfnis gehabt, die Revolution durch Mord und Schändung zu feiern. Das alles fühlte Peter stark in seinem Innern; ihm war die Geschichte der Völker nicht ein Gegenstand der Schulweisheit, sondern ein inneres Erleben. Und darum war er ganz und gar von dem Plan eingenommen, daß er sich vom Bann der vergessenen Lande loslösen müsse, um etwas Großes für das deutsche Volk zu leisten. Aber was und wie, das war ihm völlig unklar; nur das eine erkannte er: Deutschland braucht eine technische Großleistung.

Die Doktorarbeit in der Goldkammer.

Der Held
befindet sich in einer
unglücklichen Periode
seines Lebens.

Als Peter Hartberger 24 Jahre alt war, sein Jngenieurdiplom in der Tasche und das Herz zum Ueberschäumen voll Sehnsucht nach Berlin hatte, da beschloß er, nicht länger zu zögern. Er nahm von den vergessenen Landen und von seiner lieben Mutter einen langen und schweren Abschied. Noch einmal durchwanderte er das geliebte Land, ging zu Fuß über das Wechselgebirge in die „Bucklige Welt“, wie die Gegend nördlich der vergessenen Lande heißt, und dann fuhr er, ohne sich nur eine halbe Stunde länger als nötig in Wien aufzuhalten, nach Berlin. Ein kleiner Spargroschen, den der Vater in der Schweiz hatte stehen lassen, war unerwartet entdeckt worden und half ihm, seine Reise auszuführen. Während der langen Fahrt, die er ohne Unterbrechung durchmachte, saß er grübelnd im Abteil, ohne sich auch nur die Gegend durchs Fenster hindurch anzusehen. Er fühlte etwas wie eine Verwandlung in sich vorgehen. Er war durchaus gespalten, denn während sein Unterbewußtsein dunkle Träume abrollte, war sein bewußtes Denken auf die Fragen der nächsten Tage eingestellt. Wohin werde ich gehen? Berlin ist groß, niemand kennt mich dort. Peter hatte weder Empfehlungsbriefe noch auch nur Adressen — er fuhr aufs Geradewohl in ein unbekanntes Schicksal hinein.

Eine Stunde nach seiner Ankunft in Berlin stand er bereits vor dem Universitätsgebäude und fragte nach Pro-

fessor Frelda. Diesen Namen kannte er aus einem Buch, das der Professor geschrieben hatte. Peter hatte das Buch allerdings nicht gelesen — aber Frelda war ein Physiker und Peter hatte die Meinung, mit einem solchen Manne müßte sich reden lassen.

„Ich möchte," so sagte er ohne jede Einleitung zu dem Professor, „die Richtigkeit der Newtonschen Gravitationsformel nachprüfen. Ich kann nicht glauben, daß die Temperatur der Körper ohne Einfluß sein sollte auf die Größe der Anziehung. Auch kann ich es nicht begreifen, daß wirklich alle Körper gleich schnell fallen." —

„Daß alle Körper gleich schnell fallen, lehrt doch das Fallgesetz des Galilei; und daß die Anziehung der Massen mit der Temperatur nichts zu schaffen hat, zeigt sich ja darin, daß in der Newtonschen Formel für die Gravitation die Temperatur gar nicht vorkommt; wie sollte sie also den Vorgang beeinflussen?" fragte mit starker Ironie der Professor.

Peters irdische Gefühle empörten sich. Wie — hatte er nicht wieder auf der Reise die Verschiedenheit der Stoffe gespürt? „Und wozu," fragte der Professor, „wollen Sie denn dies alles untersuchen?" — „Ich will," sagte Peter, der auf diese Frage gefaßt war, „eine Doktorarbeit machen." Dies beruhigte Frelda einigermaßen. Denn es war ihm beiläufig der Gedanke gekommen, der Mann vor ihm könnte etwa nicht ganz normal sein. Daß aber ein Mann, der die Würde eines Doktors erstrebt, abnormal wäre, hielt Frelda für ausgeschlossen. Etwas wohlwollender betrachtete er den steirischen Jüngling, der mit seinen 24 Jahren schon einen Vollbart trug, dessen rotblonde Töne sich allerdings im Zimmer des Berliner Professors seltsam genug ausnahmen. Peter berichtete, etwas umständlich und breitspurig, was er sich in einsamen Stunden ausgedacht. Er vermied dabei sorgfältig alles, was dem trockenen Professor zu ungewöhnlich klingen konnte.

Dennoch, je länger Peter sprach, desto mehr bekam der Professor das Gefühl, daß er einem überspannten Menschen gegenüberstehe.

„Ich bin überzeugt", sagte Peter, „daß in der Materie Leben und Individualität steckt!" Der Professor trommelte nervös mit Zeigefinger und Mittelfinger auf seiner Hosennaht. „Unsere Versuche, sogenannte Naturgesetze aufzustellen, sind ja in Wahrheit nur vorläufige und ungefähre Feststellungen. Man könnte doch eigentlich mit Recht sagen, wir k e n n e n die Natur zu wenig, als daß wir imstande wären, Naturgesetze aufzustellen. Was wissen wir beispielsweise vom Erdkern?"

„Und ferner", fuhr Peter unbeirrt fort, „wer bürgt, daß nicht durch Auffindung einer einzigen neuen Tatsache das ganze bestehende Weltbild über den Haufen geworfen wird? Ich meinesteils halte es beispielsweise für möglich, daß die Gravitation zwischen zwei Körpern bei genügend hoher Temperatur u m s c h l ä g t und zu einer Abstoßung wird."

„Gravitation soll Abstoßung werden?" entgegnete Frelda mit einem überlegenen Lächeln . . . . „da müßte doch in der Newtonschen Formel zumindest eine Quadratwurzel vorkommen ..." — „Müssen wir nicht," wendete da Peter ein, indem er sich einer großen Ueberlegenheit innerlich bewußt ward, „von den Formeln ganz abgesehen, wenn wir den Naturwahrheiten auf die Spur kommen wollen? — Müssen wir nicht der freien schöpferischen Phantasie Spielraum gewähren und die starre Gebundenheit des mathematischen Gewandes beiseite lassen? Sind nicht die philosophischen Ueberlegungen wichtiger und weiterführend als mathematische Ausdrücke?"

„Ich verstehe nicht," erwiderte Frelda scharf, „was Sie mit Philosophie in der Physik wollen. Die Physik hat sich von der Philosophie gar nichts sagen zu lassen. — Aber, um zur Sache zu kommen: ich bin bereit, Ihnen ein

Thema aus diesem Gebiet zu geben. Messen Sie die Gravitation verschiedener Stoffe. Meinetwegen Gold und Lithium, als die beiden im Atomgewicht am weitesten auseinanderstehenden Körper, die wir einigermaßen in größeren Mengen besitzen. Das gibt also drei Versuchsreihen: Gold mit Gold, Lithium mit Lithium und schließlich Gold mit Lithium. Später variieren wir die Temperatur. Schließlich wäre es ja nicht die erste Doktorarbeit, deren Resultat lautet: auf Grund meiner Untersuchungen teile ich mit, daß ich nichts gefunden habe!“

Peter begann den Mann, der so lieblos von der Materie sprach, zu hassen. Aber er nahm den Vorschlag an. Wenige Tage darauf sollte begonnen werden. Der Professor ließ alle Apparate in eine Kammer der Reichsbank bringen und erwirkte vom Direktorium die Erlaubnis zur Durchführung der Untersuchungen. Allerdings müßte sich Peter beim Eintritt und Austritt eine körperliche Untersuchung gefallen lassen und überdies würde er ständig durch ein Guckloch von einem Beamten beobachtet. Von dieser zweiten Bedingung sagte man weder dem jungen Ingenieur noch dem Professor etwas.

Inzwischen hatte Peter ein Zimmer bei einfachen Leuten in der Elsässerstraße gefunden. Er studierte die Straßen und die Restaurants, die Gesichter der Menschen und versuchte eine persönliche Stellung zu der Tatsache Berlin zu gewinnen. Berlin enttäuschte ihn nicht — nur Frelda hatte ihn schwer enttäuscht. Aber was ging ihn schließlich der Mann an? Peter Hartberger sagte sich: von hier aus mußt du eben den Weg suchen, der zur Großtat führt. Eine Untersuchung über Gravitation kann man gewiß auch in Graz machen. Aber der Weg in die große Welt mußte von hier aus versucht werden. Darum die Doktorarbeit in Berlin. Irgendwie mußte dann aus dieser wissenschaftlichen Untersuchung die Möglichkeit einer technischen Anwendung fließen, die eben nur von

Berlin aus gemacht werden konnte. — Dazwischen kamen schwache Erinnerungen an die vergessenen Lande und stärkere an Sonja. Was würde sie jetzt machen?

Am festgesetzten Tag begab sich Peter in die Reichsbank und fragte nach Professor Frelda. Er fühlte eine unerklärliche Ruhelosigkeit in sich. Frelda war schon unten, wohin ihn der Diener führte. Peter sah den Professor wie in einem Nebel und dagegen sein väterliches Haus in Grafenstein wie hineingezaubert in diesen Raum, wo zwischen zwei großen Goldbarren die Apparate aufgestellt waren. „Sie können also beginnen," sagte Frelda zu dem jungen Ingenieur. „Sie haben ein Tagebuch zu führen und mir wöchentlich einmal Bericht zu erstatten über die Fortschritte der Arbeit. Ich selbst werde gelegentlich kommen, um nach Ihnen zu sehen —"

Peter stand stumm vor Frelda und erwiderte kein Wort. Dieser ging kopfschüttelnd hinaus. Einen Augenblick lang erschien sein Röntgenbild im dunklen Vorraum — das war die Kontrolle, um etwa mitgenommene Metallmassen zu entdecken. „Sehen Sie sich gelegentlich einmal nach dem Manne um," sagte Frelda zum Hausbeamten, „ich habe den Eindruck, als ob der Doktorand beim Anblick der Goldbarren ein wenig den Verstand verloren hätte."

Peter aber stand immer noch am gleichen Fleck, den Blick starr auf den Boden geheftet. Er sah aber nicht den Boden der Goldkammer, sondern er sah ganz deutlich den Keller daheim, den er stets nur sehr ungern betreten hatte, weil er sich nicht wohl fühlte darin. Peter hatte immer behauptet, daß die Luft im Keller drückend sei. Aber hier — was war mit ihm? Peter bedeckte die Augen mit den Händen und versuchte aus dem Raum herauszukommen. Aber er konnte keinen Schritt machen, er war wie gebannt, das Bewußtsein verließ ihn, er klammerte sich an den vor ihm liegenden Goldbarren an. So stand

er, über den Barren gebeugt, das Gold mit beiden Händen umfassend, untätig und in Trance.

Der Beamte am Guckloch war sich bald genug klar über dieses Gebaren. Was für ein einfältiger Tropf mußte doch dieser Mensch sein, wenn er den Berlinern zutraute, sie würden auf einen so plumpen Trick hereinfallen! Nein — so dumm waren die Leute in Berlin denn doch nicht. Peter wurde plötzlich von hinten gepackt und von vier kräftigen Händen aus der Kammer geleitet. Vor der Reichsbank stand schon ein Auto und mit diesem ging's geradeswegs aufs Polizeipräsidium.

Peter fühlte sich sofort wohler, als der Druck der Kammer von ihm gewichen war. Einigermaßen verwundert betrachtete er die Begleitung im Auto und fragte, sich die Augen reibend: „Was ist geschehen?" Aber man antwortete ihm nicht. Im Vorzimmer des Polizeipräsidenten fand er Professor Frelda, der seinerseits Peter ebenso erstaunt betrachtete wie dieser ihn. Schon aber wurden beide ins Zimmer des Präsidenten gerufen. Es dauerte eine geraume Zeit, ehe Peter begriff, daß man ihn des versuchten Betrugs und Raubes beschuldigte. Frelda aber seinerseits konnte auch nicht glauben, daß dieser blonde Hüne ein Dieb und Hochstapler sei. „Peter Hartberger," sagte Frelda zum Präsidenten, „hat mir seine sämtlichen Schulzeugnisse gezeigt, ich habe sein Ingenieurdiplom noch in meinem Schreibtisch. Der junge Mann ist vielleicht nicht ganz geistig normal — aber ein Verbrecher ist er nicht." —

Der Polizeipräsident ließ sich so leicht nicht fangen; vielleicht waren die beiden im Einverständnis? — Er erklärte, Peter vorläufig in Schutzhaft nehmen zu müssen. Binnen einer halben Stunde wollte er mit der Polizei in Graz die Frage geklärt haben. Vielleicht würde Professor Frelda die Liebenswürdigkeit haben, so lange hier zu warten?

Draußen im Vorraum fragte Frelda: „Haben Sie eine Beobachtungsreihe schon begonnen?" — „Nein," sagte

Peter, „ich wurde ja gleich gepackt und herausgeführt!“ „Das kann nicht stimmen,“ bemerkte Frelda; „Sie sind ja doch gegen 9 Uhr in die Goldkammer gegangen, nach den Mitteilungen des Präsidenten sind Sie aber erst um 11 Uhr herausgeholt worden, nachdem man Ihr eigentümliches Verhalten durch ein Guckloch einwandfrei festgestellt, sogar photographisch aufgenommen hatte.“ — Peter konnte dafür keine Erklärung geben. Frelda schwieg und sagte sich, daß es sich doch wohl um einen Geisteskranken handeln müsse. Es tat ihm die verlorene Zeit leid.

Nun kam der Präsident selbst ins Vorzimmer und sagte zu den Herren: „Die Auskunft aus Graz lautet günstig, man kennt dort Peter Hartberger. Es liegt für mich kein Anlaß vor, die Untersuchung weiter zu führen. Herr Hartberger ist also entlassen. Ich muß aber hinzufügen, daß sich die Reichsbank weigert, Herrn Hartberger wieder zu wissenschaftlichen Untersuchungen in die Goldkammern zu lassen.“ — Damit verschwand er.

„Und ich meinerseits muß erklären,“ sagte Frelda zu Peter, „daß ich keine Lust habe, mich weiter mit Ihren sonderbaren Schwärmereien abzugeben.“ Damit ging der Professor hinaus. Peter stand eine Weile stumm im Zimmer. „Sie können gehen,“ sagte der Beamte hinter ihm; „seien Sie froh, daß die Sache so glimpflich abgelaufen ist.“

Als Peter wieder auf der Straße war, hatte er das Gefühl, daß nun alles zusammengebrochen sei. So unklar seine Zukunftspläne auch gewesen waren — er hatte sie als etwas Bestimmtes und Sicheres betrachtet. Nun war, so schien es ihm, alles eingestürzt. Er konnte sich vor allem nicht erklären, was mit ihm vorgegangen war, nachdem er die Kammer betreten hatte. Offenbar war ihm unwohl geworden, er hatte ein Schwindelgefühl gehabt. Das war bei Peter nicht selten. Und dennoch — irgend etwas Unerklärliches war hier mit im Spiel.

Peter ging nach Hause in sein Zimmer in die Elsässerstraße. Eines war ihm klar: daß er im Augenblick gar nicht wußte, was er tun sollte. Nicht einen Moment dachte er an die Rückkehr. Er dachte überhaupt nie an die vergessenen Lande — nur in der Kammer der Reichsbank war die Heimat wie eine Vision erschienen. — Daheim in seinem Stübchen fand er einen Brief von Sonja. Darin lag eine 100-Dollar-Note und eine Anweisung auf einen Platz auf der „Pax" der deutsch-amerikanischen Sternenlinie. Dazu schrieb die Mutter: ihr Onkel Heinrich aus Boston, der Bruder ihres Vaters Franz Molins, der einst nach Amerika ausgewandert war, hätte ihr eine Einladung geschickt, zu ihm nach Boston zu kommen. Von Peters Existenz wußte er nichts. Nun meinte Sonja, sie fände es richtiger, wenn Peter hinüber ginge. Sei es dort passend, so könnte sie immer noch nachkommen. Sonja war nie von dem Berliner Plan entzückt gewesen.

Irgend etwas sträubte sich in Peter, der Einladung nachzukommen. Sollte er Berlin den Rücken kehren, ohne etwas geleistet zu haben? Peter nahm Hut und Stock, ging auf die Straße und bestieg die nächste Elektrische. Mit dem Rücken in die Fahrtrichtung, den Blick auf die entschwindenden Schienen und die sich perspektivisch verkleinernde Straße stand der Ingenieur grübelnd auf der hintern Plattform der neuen Straßenblitzbahn. Peter war ratlos. Dennoch war er nicht unglücklich. Er war von seiner Mission überzeugt. Allerdings schien der Weg, den er versucht hatte, nun abgeschnitten. Konnte er nicht auf diesem Weg, der seiner inneren Stimme entsprach, seine Sendung erfüllen, so mußte ein Anstoß von außen kommen. Peter wies diesen Gedanken zurück: das wäre Fatalismus. Und doch geschieht, was kommen muß. Hier flutet das Leben von Tausenden, die in Hast und Eile aneinander vorbeilaufen. Würde er das Schicksal dieser Menschen einst mitgestalten? Ein großes blaues Auto kam von rück-

wärts her mit unheimlicher Geschwindigkeit; Peter erkannte es, es war ein Entente-Auto. Die Straßenbahn verlangsamte ihr Tempo, es kam eine Haltestelle. Ein Mädchen, das unmittebar neben ihm stand, das er aber bis jetzt nicht beachtet hatte, wollte eben abspringen. Wie ein Blitz schoß es Peter durch den Kopf: das Auto kommt in der nächsten Stunde hier vorbei! Mit beiden Händen ergriff er das junge Mädchen und zog sie energisch auf die Plattform zurück. Im nächsten Augenblick sauste das blaue Riesenauto vorbei.

Vielseitiges Geschrei ertönte. Alle waren über das Auto empört, es hatte in der Tat einen jungen Mann, der vom vorderen Wagen absprang, überfahren und auf der Stelle getötet. Die Menge nahm eine drohende Haltung an; das Auto war durch Funkenschuß eines Polizisten angehalten worden, sonst wäre es längst verschwunden gewesen. Mit Mühe konnte der darin sitzende französische General vor dem Zorn der Menge gerettet werden.

Einen Augenblick lang hatte Peter in das Gesicht des jungen Mädchens geblickt und sie hatte ihn mit erschreckten Augen angesehen. Im nächsten Moment waren sie voneinander getrennt worden.

Ria Wimpffen und Vera Garwin.

Der
Stern des Helden
geht auf.

Seit zwei Jahren studierte Ria Wimpffen in Berlin Musik. Nicht nur, weil Deutschland das klassische Land der Tonkunst ist, sondern auch weil sie sich als amerikanische Deutsche schon immer einen Aufenthalt in der Heimat ihres Großvaters gewünscht hatte. Deutschland war wieder geworden, was es jahrhundertelang gewesen war: das Land der Dichter und Denker, die Heimat großer Künstler. So war es natürlich, daß alle Völker der Erde mit Liebe und Verehrung auf Deutschland blickten, das von einem grausamen und herrschsüchtigen Nachbar gequält wurde. Nicht nur die stammverwandten Völker, auch die rassefremden näherten sich dem deutschen Kulturkreis. Ganz besonders schloß sich jenes „Zweite Deutschland" an das verarmte Mutterland an, das aus den Deutschen in Amerika bestand.

Ria war die einzige Tochter von Martin Wimpffen, der als Sportsmann wie als Bankier in New York angesehen war. Im Weltkrieg hatte er den Militärdienst gegen die Heimat seines Vaters verweigert und man hatte ihn dafür ins Gefängnis geworfen. Im Laufe der Jahre verschwand der Haß gegen Deutschland. Nicht wenige Amerikaner kamen zur Ueberzeugung, daß der Zustand der Welt nach dem großen Ringen nicht besser war als vorher und daß sich der Tod von 60 000 tapferen Amerikanern nicht gelohnt habe. Man fing auch an, Geschichte zu studieren. Es vollzog sich ein derartiger Umschwung in der öffent-

lichen Meinung dieses großen Landes, daß Amerika in der ganzen Welt fast als Schutzmacht des deutschen Volkes galt. Freilich waren die Anhänger Frankreichs immer noch mächtig und kämpften einen erbitterten Zeitungskrieg gegen Deutschland. Seit die Zollschranken gegen Canada und Mexiko gefallen waren, war der nordamerikanische Kontinent die größte Macht der Erde geworden. Und in diesem gewaltigen Staate setzte sich der längst verklungene Weltkrieg als Kulturfehde zwischen dem deutschen und dem französischen Wesen fort. Krieg und Frieden hatten erwiesen, daß die Menschheit noch manchen Schritt vorwärts zu gehen habe, ehe sie dahin gelangt, ein friedlicher Bund der Völker zu werden.

Martin Wimpffen war der Vorstand der „Deutsch-Amerikanischen Sternenliga“, eines kulturellen Bundes zur geistigen Verbindung Deutschlands und Amerikas. Die Liga gab eine eigene Zeitung heraus, sie unterhielt eine Luftflotte für den Reisendenverkehr über den Ozean und hatte auch zwei eigene große Damper im Dienst. Die Ziele der Liga waren rein humanitäre und kulturelle. Insbesondere die technischen Probleme waren es, die ein wichtiger Gegenstand der Obsorge der Sternenliga wurden. Ein besonderes Laboratorium in Washington diente dazu, neue Erfindungen zu prüfen und sie, falls sie sich als aussichtsreich erwiesen hatten, praktisch zu verwerten. „Alle Menschen glücklich zu machen,“ erklärte Martin Wimpffen, „ist ebenso sehr ein technisches wie ein ethisches Problem.“

Die amerikanische Kolonie war, neben der russischen, in Berlin die stärkste. Ria spielte in der amerikanischen Kolonie nicht nur deswegen eine Rolle, weil sie die Tochter ihres Vaters war, sondern auch, weil sie die erfolgreichste Komponistin wurde. Ria war eine eifrige Anhängerin des Völkerbundes, und die von ihr komponierte Völkerbundshymne wurde bereits auf der ganzen Erde gespielt. Aber

ihre größten Erfolge erreichte sie im Violinspiel. Wenn sie ihre Geige ertönen ließ, lauschte der ganze Erdball. Die Sternenliga gab einmal wöchentlich ein Ria-Wimpffen-Konzert, das eine halbe Stunde dauerte. Wer die neuen Interferenzapparate der Liga daheim hatte, konnte die Töne aus Berlin in seinem Zimmer in vollkommener Klarheit vernehmen. Ria spielte im großen Brucknersaal, der 15 000 Personen faßte und in dem zahlreiche Aufnehmer die Töne sammelten. Mit drei Wellenlängen lief das Konzert über den Planeten und nur die automatische Dechiffrierung der Ligahörer setzte die drei Teile richtig zusammen.

Ria war die lebendige Bejahung der Frage, ob deutsches Blut und amerikanisches Wesen eine glückliche Kombination ergebe. Ihre ungewöhnliche Schönheit wurde in Berlin ebenso berühmt wie ihr musikalisches Talent. Die seltene Harmonie, in der sich ihre ganze Jugendzeit abspielte, die Hingabe an die höchsten Aufgaben der Menschheit und der Einfluß der väterlichen Weltanschauung hatten Ria Wimpffen zu einem auch für New Yorker Begriffe ungewöhnlichen Wesen gemacht. Inmitten der allgemeinen Abkehr von den Gedanken an internationale Verbrüderung erregte ihr lebhaftes Eintreten für die Ideale des Völkerbundes großes Aufsehen. Ria war von dem Gedanken durchdrungen, daß das deutsche Volk dazu berufen sei, jene Mission wirklich auszuführen, die den Russen nicht geglückt war: die Vereinigung aller Völker unter dem Banner gemeinsamer Ideale. Und Ria versteifte sich darauf, daß diese weltgeschichtliche Mission vermittelst des Völkerbundes erfüllt werden sollte. Aber der Völkerbund genoß kein sehr großes Ansehen und Rias Vater hielt nicht viel von der Möglichkeit einer künftigen Aenderung dieser Sachlage.

Martin Wimpffen hätte seinem geliebten Kinde gerne eine fürstliche Wohnung in Berlin gegeben; aber Ria wollte

keinerlei Luxus, sie lebte in einer einfachen Zweizimmerwohnung im Berliner Liga-Hotel. Ein Auto lehnte sie ab, dagegen war sie eine gewandte Fliegerin. Der Segelflug war der einzige Sport, den sie trieb. Darüber war freilich ihr Vater wenig erbaut. Das Kleinflugzeug war noch zu wenig sicher. Auch für die Ueberfahrten über den Ozean, wenn Ria in den Ferien nach Hause kam, empfahl Martin seiner Tochter stets, die Dampfer statt der Zeppeline zu nehmen.

Im Grunde hatte Ria nur e i n e n gewichtigen Kreis persönlicher Interessen: das war die Kunst. Neben der Musik gab es für sie vor allem noch den T a n z, der ihr als die Vollendung aller Kunst erschien. Sie war sich darüber klar, daß Tanz und Musik eine weit höhere Stellung im menschlichen Seelenleben einnehmen als jede andere Kunst. Malerei und Poesie erschienen ihr nur als willige Dienerinnen für bestimmte Einzelaufgaben, Tanz und Musik aber als allumfassend. Kurze Zeit nach ihrem Eintreffen in Europa hatte Ria eine Rundreise durch die deutschen Tanzschulen gemacht. Dabei hatte sie in einer berühmten Schule eine russische Jüdin entdeckt, die Tochter eines in Berlin lebenden Emigranten, V e r a G a r w i n. Diese war in Berlin geboren und aufgewachsen. Der Vater war ein eifriger Sozialist, Führer der russischen Emigranten; für ihn war alles eine Frage von Organisation und Taktik. Vera aber hatte keinerlei Beziehungen zur Politik — sie war von den ersten Tagen an, da sie zu geistiger Regsamkeit erwachte, zum Dichten und Tanzen geneigt.

Ria Wimpffen hatte mit scharfem Blick in einer übenden Gruppe der Meisterin Mary Lohmann die junge Vera Garwin entdeckt. Ria sah sofort ein überragendes Tanztalent, das noch nicht erkannt war. Und wer weiß, ob es jemals entdeckt würde? Ob nicht die Tingeltangelkunst des abendlichen Berlin dieses ungeheure Talent verzehren

würde? Ria nahm ohne viel Umschweife Vera zu sich nach Berlin. Beide wohnten zusammen. Vera, die aus bescheidenen Verhältnissen und aus einem Leben voll wirtschaftlicher Schwierigkeiten in ein sorgenfreies Dasein gestellt wurde, entwickelte sich in kurzer Zeit zu ungeahnter Größe. Als sie zum erstenmal in Berlin öffentlich auftrat, kam auch Mary Lohmann, sie zu sehen. Die Meisterin war über alle Maßen erstaunt, ein solches Talent in ihrer Schule übersehen zu haben. Freilich — daß der Brucknersaal in Berlin bis auf den letzten Platz voll war, dies war nur der großen Beliebtheit Rias bei den Berlinern zuzuschreiben. Aber der überwältigende Erfolg, den Vera gleich beim ersten Auftreten errang, war ganz das Verdienst der unvergleichlichen Kunst der Garwin. Die Kompositionen Rias, ihre Begleitung zu Veras Tanz waren wohl Meisterwerke, aber sie ordneten sich dem königlichen Tanz Veras unter.

Die Kunst soll keinen Zweck haben; dennoch: Ria und Vera waren darin einig: wenn etwas imstande wäre, die Menschen einander näher zu bringen, so war es die Kunst. Freilich wurde immer gesagt, die Wissenschaft sei international und sie nähere die Völker. Aber, so sagte Ria, diese Annäherung ist eine kalte und förmliche, eine ganz äußerliche, wie etwa Menschen dadurch einander nahe kommen, daß sie in der Eisenbahn nebeneinander sitzen. Nicht anders. Die Kunst aber, und vor allem die menschlich ausdrucksvollste Tanzkunst, ist imstande, die Menschen und die Völker zu einer weitergehenden, zu einer innerlichen Annäherung zu bringen.

Vera Garwin, ganz im deutschen Kulturkreis aufgewachsen, war ein junges brausendes Talent. In ihrer Seele lagen gewaltige dämonische Kräfte. Sie war sich ihrer Macht bewußt und wollte sie benützen, um die Menschen zu zwingen, sich dem Schönen und Guten zu widmen. „Die Wahrheit," so sagte sie spöttisch, „ist seit Jahrtausenden

Gegenstand des Streites zwischen den Völkern gewesen. Nur das Gute und Schöne kann Brücke werden, Getrenntes zu verbinden.“

Veras Gedanken über die Macht der Tanzkunst waren von hinreißender Größe. Dieses 18jährige Mädchen hatte etwas intuitiv erkannt, was zu jener Zeit noch eine unentdeckte Wahrheit war: daß der Tanz schlechthin Erlösung bedeutet. Darin sprach sich das persönliche Erlebnis Veras aus. In ihr kämpfte eine ererbte melancholische Anlage, von der Mutter her, mit dem ungestümen Lebenswillen ihres eigenen Ich. Denn jeder Mensch ist ein vielfach Gespaltener, sagte sie. Einmal ist er, was der Vater war und was die Mutter war, nebst alledem was die andern Ahnen waren und gaben. Aber schließlich und endlich ist er auch ein Eigener. Alle diese vielfachen Seelen ringen in der einen Seele des nun Lebenden miteinander, und glücklich derjenige, der die e i g e n e S e e l e aus dem Bann der Ahnen freimacht. Und diese Befreiung ist das Werk der Musik und, noch vollkommener, das Werk des Tanzes. Wer nicht auf diesem oder jenem Weg oder auf einem ähnlichen gleichwertigen frei und erwachend wird, bleibt als Persönlichkeit stets schlafend, er wird nicht erlöst.

Die blonde Ria hörte solchen Theorien Veras mit Staunen und Freude zu. Seit jenem ersten öffentlichen Auftreten Veras im Brucknersaal hatte sie nachklingende Erinnerungen und Visionen. Veras Anschauungen hatten doch wirklich etwas Großes. Die Macht des künstlerischen Tanzes auf die Menschen ist grenzenlos. Liegt nicht in der Seele der Völker eine tiefe Traurigkeit — vielleicht die Erinnerung an einen jahrtausend langen Kampf mit den Gewalten der Natur in der Epoche der Eiszeiten? Klagen nicht alle Volkslieder bei den Deutschen und bei den Slawen das Leid vergangener Geschlechter? Liegt in dieser volkstümlichen Klage nicht die Sehnsucht nach der Er-

lösung begründet? Vera vertrat den indischen Standpunkt: die Seele ist der Atem des Leibes. Und sie leitete den uralten Gedanken in moderne Bahnen. Jene Formen von Linien und Bewegungen, die den innersten unbewußten Anlagen entsprechen, sind es, die imstande sind, die inneren Spannungen zu lösen. Diese Lösung — ist eben die Erlösung, die das dunkle Mittelalter in ein fernes Jenseits verlegt hatte. Jenes grausame Mittelalter, das den Leib als ein zu verachtendes Gefäß der Seele behandelt hatte, und dabei Körper und Geist von Millionen Menschen geschändet hat. Wie aus einem bösen Traum ist die europäische Menschheit langsam aus dem Banne mittelalterlicher Anschauungen erwacht. Noch ist die Erlösung nicht vollendet. Die Vollendung kommt durch den Tanz.

Der Tanz ist in erster Linie Erlösung für den Tänzer. Wenn er auftritt, so ist er ein bereits Erlöster, der vor Unerlösten tanzt. Und er muß den Unerlösten durch den künstlerischen Genuß die Befreiung bringen.

Das war die Theorie der Jüdin Garwin. Es war eine andere Art Intelligenz als die der germanischen Ria. Müssen die Menschen nicht froh sein, vielerlei Arten von Intelligenz unter sich zu haben?

Aber wer kann sich der Erlösung freuen? Während in Vera nur der künstlerische Stolz und die ungebändigte Freude am Schönen dazu drängte, auf Massen zu wirken, war Ria bedacht, diese Wirkung einem großen humanitären Zwecke unterzuordnen. Wer willig ist, kann erlöst werden! Die vollkommenste Erfindung auf dem Gebiete der elektrischen Fernschau, der von der Sternenliga erworbene Fernfilm des Amerikaners Albany, ermöglichte seit wenigen Monaten eine so vollkommene Wiedergabe einer Vorführung auf beliebig weite Strecken, wie sie nicht für möglich gehalten worden war. Ohne alle störenden Nebenlichtwirkungen erscheint in dem offenen Raum der Fernbühne das plastische Bild der Tänzerin in den

natürlichen Farben, die sie für ihr Kostüm gewählt hat. Niemand kann diese Erscheinung von der Wirklichkeit unterscheiden. Der Apparat war noch nicht in der Oeffentlichkeit, die Liga war eben daran, in allen größeren Orten der Staaten geeignete Lokale einzurichten. Dann sollten an ein und demselben Tag in allen Theatern die Vorführungen beginnen. Seit jenem großen Erfolg Veras war Ria entschlossen, Vera Garwin einladen zu lassen, in der Union zur Eröffnung des Fernfilms zu tanzen. Noch hatte sie Vera nichts davon gesagt. Sie wollte zuerst alles mit dem Vater regeln.

Ria kam eben von einer Besprechung mit ihrem Vater aus der Fernzelle des Funkamtes zurück, als sie das sonderbare Erlebnis auf der Schnellbahn hatte. Sie sah den jungen Mann, der sie so kräftig gepackt hatte, einen Augenblick vor sich, dann wurden sie durch den Tumult getrennt. Ria stand noch einige Minuten auf demselben Fleck, in Erwartung, daß der blonde Vollbärtige sich wieder zeigen würde. Aber Peter Hartberger kam nicht. Doch mußte Ria immer denken: wo habe ich den schon gesehen?

Das gleiche dachte aber auch Peter. Obschon seine ärmliche Jugend und Kindheit, das Traumhafte seines bisherigen Lebens ihn in eine völlig andere Gedankenwelt stellten als wir sie eben geschildert, so lagen doch in seinem Inneren alle Kräfte bereit, eine neue Offenbarung zu begreifen. Er ging zwar achtlos vorüber an allen großen Tanzvorführungen, mit denen in diesen Tagen die Berliner beglückt wurden. Er sagte sich: hier ist eine andere Welt; du arbeitest in deiner und jene in ihrer Welt. Daß er selber auch der Erlösung bedurfte — daran dachte er nicht. Er hatte nur die Aufgabe des Einzelnen in Hinsicht auf das Wohl des Volkes im Sinn. Und hier sah er seinen Weg nur dunkel: die technische Befreiung Deutschlands.

Das Abenteuer in der Schnellbahn ließ Peter kalt. Aber dieses Mädchengesicht, dem er einen Moment in

die Augen geblickt hatte — wo war ihm dieses blonde Mädchen schon begegnet? Während er seine wenigen Habseligkeiten in Ordnung brachte, mechanisch, wie einer fremden Gewalt folgend, forschte er in seinen Erinnerungen. Er hatte bis jetzt sehr wenig mit jungen Mädchen zu tun gehabt. Da war die blonde filia hospitalis vom Grieskai, die er platonisch verehrte. Da war eine schwarzäugige Slowenin, die in der Dachkammer neben ihm gewohnt hatte. Aber dieses kühne Gesicht mit den stahlblauen Augen — lange vorher mußte er es schon gesehen haben, denn wie ein Traum aus der Kindheit sahen ihn diese Augen an. Wo hatte er sie schon getroffen? —

Peter hielt im Packen inne. Er schüttelte sich. Die blonden Gedanken wollten ihn nicht verlassen. Er beschloß, etwas zu tun, was er seit der Abreise aus den vergessenen Landen nicht getan hatte: spazieren zu gehen. Er nahm sein steirisches Lodenhütchen mit der Auerhahnfeder — er hatte allerdings bemerkt, daß es nicht recht nach Berlin paßte. Aber er wollte mit seinen geringen Mitteln haushalten. Die Leute blickten ihm zwar spöttisch nach, da er nun im Tiergarten in Joppe und Lodenhut herumschleuderte — aber mochten sie 's immerhin. Er setzte sich auf eine Bank. Morgen wollte er seine Fahrkarte holen. Er ergab sich. Vielleicht war Boston nur ein Zwischenkapitel — nach Deutschland mußte er doch wieder zurück.

Martin Wimpffen hatte inzwischen seinen Sekretär, Ernest Blossom, im Zeppelin nach Berlin geschickt, Ria zur Rückkehr zu mahnen. Er hatte ihr einen Platz auf der „Pax“, dem Gigantenschiff der Sternenliga, gemietet. Blossom sollte Ria nach Hause bringen. Von Vera wußte Wimpffen noch nichts. Ria hatte diesen Punkt einer mündlichen Besprechung vorbehalten, ohne Fernkabine. Ria hatte Blossom nie leiden mögen. Dieser Vollblut-

amerikaner war der Typ eines Strebers. Es war ihr unbegreiflich, daß der Vater diesen Menschen nicht durchschaute.

Blossom war zum erstenmal in Berlin. Er wollte die „Götzen des alten Deutschland" sehen und bat um einen Gang durch die „Siegesallee". Ria wollte den Sekretär ihres Vaters abweisen. Allein Vera Garwin, die an dem glattrasierten Amerikaner ein eigentümliches Gefallen fand, wollte ihm Berlin zeigen. So gingen sie denn zu dritt durch die Straßen des herbstlichen Berlin.

Blossom fühlte die heimliche Abneigung Rias gegen sich. Heute stärker als vor zwei Jahren, da er zum erstenmal Versuche gemacht hatte, ihr näher zu kommen. Trotzdem war er jetzt mehr als je entschlossen, Ria in seine Gewalt zu bekommen. Blossom war nicht der Mann, der vor irgend einer Schwierigkeit zurückgeschreckt wäre. Er wollte nicht nur Ria, sondern auch das Geld und den Einfluß des Vaters. Dies letztere um so mehr, als er diese Macht und diesen Einfluß zur Stärkung seiner eigenen amerikanisch-nationalistischen Pläne, die in der Richtung frankophiler Kultur gingen, benützen wollte. So war sein Plan: die angesehene und in der Sternenliga vorhandene deutsche Kulturmacht in Amerika in seine Hand zu bekommen, nicht um sie zu vernichten, sondern, mehr noch: um sie in den Dienst der Feinde des deutschen Volkes zu lotsen. Blossom führte die ganze Privatkorrespondenz von Martin Wimpffen und auch ein Teil der Liga-Akten ging durch seine Hände.

Welcher Zufall führte diese drei Menschen an jener Bank vorbei, auf der Peter Hartberger saß? Mit einem Blick erkannten sich Ria und der vollbärtige Steirer. Einen Augenblick lang zögerte Ria — sie wollte zu dem jungen Mann eilen, ihm für seine gestrige geistesgegenwärtige Tat danken. Was hielt sie zurück? Blossom war aufmerksam geworden. Er sah von Ria auf den jungen

Mann hin, der ihm in seiner alpenländischen Bekleidung wie ein Bär vorkam. Aber schon war Ria entschlossen — sie ging ruhig weiter, ohne von der stummen Frage Blossoms Notiz zu nehmen. Sie fühlte in ihrem Innern, daß sie den Unbekannten in Gefahr brächte, wenn sie vor Blossom mit ihm sprechen würde. Es war eine Schwäche — sagte sie sich nachher. Was sollte Blossom, der sie ja gar nichts anging, mit dem sie nichts zu schaffen hatte, den sie bisher kaum beachtet, sicherlich aber nicht gefürchtet hatte — was sollte er gegen diesen blonden Hühnen einzuwenden haben? — Indes, eine innere Stimme trieb sie fort. Aber bei all diesen blitzschnell und halb unterbewußt verlaufenden Ueberlegungen blieb schließlich, als sie zwischen Vera und Blossom wieder langsam weiter schritt, der eine Gedanke klar an der Oberfläche: wo habe ich diese Augen, die ich gestern und heute sah, vor langer Zeit schon einmal irgendwo gesehen?

Peter war auf der Bank sitzen geblieben. Er sah den dreien sinnend nach. Wie gehörten diese drei zusammen? Niemand von ihnen blickte sich nach Peter um. Hatte das blonde Mädchen ihn nicht wiedererkannt? Wollte sie ihn nicht erkennen? Das war unmöglich, denn er hatte deutlich einen Blick frohen Erkennens gefühlt. Einige Worte hätte er denn doch verdient. Peter war sich darüber klar, daß er dem Mädchen wenn nicht das Leben, so doch mindestens die gesunden Glieder gerettet habe. Er fühlte stets mechanisch mögliche Gefahren voraus und war, obschon scheinbar langsam im Handeln, doch im Moment der Gefahr äußerst rasch. Er war ein geübter Turner und Ringer, ein geschickter Kletterer. Er hatte in jenem Augenblick erkannt, daß die Bewegung des jungen Mädchens und des heranbrausenden Autos zu einem Unglück führen müßten — und er hatte blitzschnell gehandelt. Warum sagte die Fremde nicht wenigstens „Ich danke Ihnen“. Heute nicht und gestern nicht!

— Peter schüttelte unwillig den Kopf. Er wollte fort. Peter war Fatalist. Wenn es ihm beschieden war — nun, dann würde er sie gewiß wiedersehen. War ihm in den Sternen etwas anderes gesponnen, so hätte der freundlichste Dank und Gruß jenes blauäugigen Mädchens daran nichts geändert.

Dennoch — da war noch irgend etwas Unerklärliches: wo hatte er sie vor langer Zeit schon gesehen, diese blonde Unbekannte mit den stahlblauen Augen? Ja, wo??

Die Menschen sind miteinander oft nahe verwandt, ohne es zu wissen. Dann mag es sein, daß der Klang der Sympathie nichts anderes ist als die Sprache des Blutes. Man sieht seine eigenen Ahnen; man fühlt ein Stück von sich selbst. Das ist das Gedächtnis des Blutes, eine über das persönliche Leben hinausgehende Vorzeit-Erinnerung. War es das? Oder hatte eine Traumgestalt aus seinen Kinderjahren Leben bekommen? —

Währenddessen ging Blossom neben Ria und Vera ins Ligahotel zurück. Wie trug doch ein jeder seine eigene Gedankenwelt in sich! Vera war in heller Aufregung über die bevorstehende Abreise. Sie fühlte, daß nun ihre große Sendung beginne: das deutsche Tanzdrama nach Amerika zu bringen! In der Union waren die Menschen nicht so gedrückt wie in Deutschland, die Eroberung ihrer Seelen mußte leichter sein als hier. Sie wollte die Menschen beschenken — und beherrschen! Ria hatte ihr nun von ihrem neuen Plan, die Erstaufführung in ganz Nordamerika mit dem neuen Stereofernfilm durchzuführen, erzählt. Vera wollte sich für ihre Dramen zwölf begabte Mädchen in der Union aussuchen. Weinen sollten die Menschen vor Glückseligkeit beim Anblick der Tänze!

In Rias Leben war zum erstenmal ein Schatten gefallen. Sollte sie von Berlin abreisen, ohne mit ihrem Lebensretter gesprochen zu haben? An seiner Kleidung erkannte sie, daß er ein Alpenländer sei. Sie wußte, daß zwischen

Nord und Süd im deutschen Volk eine große Spannung bestand. Die Deutschen waren nicht nur von einem harten und bösen Nachbar gequält, sondern sie waren auch in rivalisierende Stämme gespalten, deren Zwistigkeiten, wie einst die religiösen Streitigkeiten, die Kraft der Besten lähmte und den Sinn der Menge verdarb, indem die Menschen durch die suggestive Macht von Schlagworten gelähmt wurden. Der junge Mann mit dem eigentümlich träumerischen Blick war für Ria, die eine für amerikanische Verhältnisse ganz ungewöhnliche Kenntnis von Geographie und Geschichte hatte, ein Bote des südlichen künstlerisch begabteren Volksteiles der Deutschen. Ihr Großvater war aus Süddeutschland ausgewandert, weil er die Unfreiheit des alten Deutschland nicht ertragen konnte. Rias Vater sprach oft davon, daß der Wiederaufschwung Deutschlands vom demokratischen und künstlerisch begabten Süden ausgehen würde. Ria hatte während ihres Aufenthaltes in Deutschland keine Gelegenheit gehabt, nach München oder nach Wien zu gehen. Sie kannte die Menschen dort nicht. Und nun, da sie im Begriff stand, nach Hause zurückzukehren, da trat ihr ein Mann aus diesem Südvolk entgegen, rettete ihr durch einen Zufall das Leben. Und sie sprach kein Wort zu ihm!

Blossom kombinierte indessen seine Pläne. Die Ueberfahrt auf der „Pax" dauerte zwei Tage. Ria konnte sich ihm nicht verschließen, sie waren auf einem Schiff. Er wollte alle Minen springen lassen, sie zu gewinnen. Im Liga-Hotel war nichts zu machen: Ria ließ sich durch den Kellner entschuldigen, sie wollte allein speisen, sie wolle auch allein nach Hamburg fahren. Ernest Blossom fühlte sich nicht wenig gekränkt. Dieses hochmütige deutsche Girl! Wütend warf er den Empfänger zur Erde, mit dem ihm der Kellner die Botschaft zugesprochen hatte. Freilich: er war der Sekretär des Herrn Wimpffen — nichts weiter. Das wußte Ria, und danach richtete sie

sich. Aber was sie nicht wußte und was in Wimpffens Haus niemand ahnte, das gab Blossom Machtgefühl und Sicherheit: er war der New Yorker Präsident des panamerikanischen Geheimbundes der Blaumasken. Diese Organisation verzweigte sich über den ganzen Nordkontinent, hatte einen ungeheuren unsichtbaren Einfluß. Nicht wenige Menschen verschwanden alljährlich in den Staaten, von denen jedermann wußte, daß sie den Blaumasken zum Opfer gefallen waren — von denen aber niemand sagen konnte, wohin sie gekommen und wer die Mörder wären. Die Blaumasken waren ein Ueberbleibsel aus den Zeiten des Weltkrieges. Sie waren extrem rassenfanatisch, über alle Maßen negerfeindlich und bildeten einen schattenhaften Staat im sichtbaren Staat. Die panamerikanische Union des Nordkontinents zählte 79 Staaten — die Blaumasken hießen allgemein „der 80. Staat". — Ernest Blossom war nicht der Mann, dem irgendein Mittel zur Erreichung seiner Ziele zu schlecht gewesen wäre.

Kabale und Liebe auf der „Pax“.

Ria
entschleiert
die verborgenen
Kräfte
des Helden.

Hundert Kilometer legte das Gigantenschiff „Pax“ der Sternenliga in der Stunde zurück. Eine Stadt von 15 000 Bewohnern führte es mit sich. Längst war die Trennung in Kabinen verschiedener Güte gefallen — es fuhren alle gleich gut. Bald war es auf der „Pax“ bekannt, daß „das Doppelgestirn“, wie Ria und Vera in Berlin genannt wurden, an Bord sei. Blossom hatte endlich wirklich ein Amt auszuüben, nämlich alle Reporter zu empfangen und den Bordfunker zu bedienen, der vor dem Zimmer Rias vorsorglich vom Kapitän aufgestellt worden war.

Ria schweifte auf dem Schiff herum, indes Vera an ihrem amerikanischen Programm arbeitete. Die „Pax“ war eine kleine Großstadt, auf der Menschen aller Nationen fuhren. Der Ozeanriese hatte eine Länge von einem halben Kilometer und es gab an Bord alles, was man in Großstädten zu finden gewöhnt war, vom Warenhaus bis zur Bibliothek. An zwanzig Stellen arbeiteten die Ferndrucker unablässig mit der automatischen Wiedergabe der eingehenden Meldungen von den verschiedensten Wellen. Da konnte jeder Geschmack befriedigt werden, vom politischen bis zum literarischen. Ria wandte sich dem Schiffspark zu, um den manche kleine Stadt die „Pax“ beneiden konnte. Das riesige Schiff übertraf an Umfang und Gewicht die größten Wogen des Ozeans, so daß es, zumal

bei voller Geschwindigkeit, wie auf einer ebenen, glatten Fläche dahinfuhr. Bäume und Sträucher gab es da, eine Spielwiese für die Kinder, Bänke für die Spaziergänger.

In Gedanken versunken schritt Ria auf eine Bank zu. Der Lautsprecher meldete vernehmlich, daß das Schiff seinen Kurs stark südlich ändere, weil große Eisberge gemeldet seien, die in ungewöhnlicher Zahl den nördlichen und mittleren Ozean erfüllten. „Das gibt einen vollen Tag Verzögerung," dachte Ria bei sich. Sie sah sich um. Wenige Menschen waren im Park. Aber einige Schritte von ihr entfernt gewahrte sie einen Mann auf einer andern Bank, einen Mann, der ihr zwar den Rücken drehte, dessen rotblonden Vollbart sie aber erkennen konnte. Wie der Blitz sprang sie auf und lief zu ihm hin — er war es! Nun standen sie sich beide gegenüber, frei und unbedrückt.

„Ich bin Ihnen sehr großen Dank schuldig," sagte Ria Wimpffen, indem sie dem Retter die Hand hinstreckte.

Peter war vor Staunen über diese unerwartete Erscheinung einen Augenblick starr. Es sah aus, wie wenn er nur zögernd in die dargebotene Hand einschlagen wollte. Aber er fühlte sich so glücklich, daß er wie im Traum handelte. Als der Jüngling endlich in seiner ganzen Größe vor Ria stand, ihre kleine Hand mit seinen Bärentatzen treuherzig schüttelte — da erwartete Ria allerdings nicht, daß er etwas Banales sagen würde, etwa „es war mir ein Vergnügen". Aber was er sagte, war dennoch völlig unerwartet für sie. Er fragte sie nämlich ohne Umschweife: „haben wir uns denn nicht vor vielen Jahren irgendwo gesehen?"

Diese Frage wirkte verwirrend auf Ria. Amerikanische Damen pflegen nicht zu erröten, wenn sie mit Männern sprechen. Ria Wimpffen war in New York wie in Berlin die Königin auf mancher Abendgesellschaft gewesen, ihre konventionelle Gewandtheit war eine absolute. Vor diesem jungen Mann aber, der mit seinen reinen blaugrauen Augen

wie ein Abgesandter aus einem Traumland vor ihr stand, errötete sie, als sie langsam erwiderte: „Auch ich habe das Gefühl, daß wir uns schon irgendwo gesehen haben. Ich kann aber nicht den leisesten Anhaltepunkt dafür entdecken, wann und wo es gewesen sein könnte."

Ihr Blick glitt an dem Mann mit dem Lodenhütchen vorbei nach dem Eingang zum Park — da sah sie Blossom kommen. „Ich komme heute abend wieder hierher, 12 Uhr Greenwich time," sagte sie rasch und ging in die entgegengesetzte Richtung, um Blossom nicht zu treffen. Dieser schnitt eine Grimasse. Er hatte Ria auf dem ganzen Schiff gesucht. Nun war es klar, daß sie hier geheime Verbindung hatte mit dem sonderbaren Menschen. Blossom erkannte sofort den Mann vom Tiergarten wieder!

Blossom nahm im Vorbeigehen drei stereoskopische Photos von Peter auf, ohne daß dieser etwas merkte. Es waren Miniaturaufnahmen von äußerster Schärfe, nur ein Quadratzentimeter groß. Der Apparat war nichts anderes als ein Knopf, dem niemand seine wahre Natur ansah. Blossom hatte drei solcher Knöpfe an seinem Sportanzug. Jeder Knopf konnte sechs Aufnahmen machen, ohne daß irgendein Geräusch oder eine Bewegung dabei erkennbar gewesen wäre. — Diese Aufnahmen würden völlig genügen, um den überflüssigen Menschen bei nächster Gelegenheit aus der Welt zu schaffen.

Peter hatte Blossom weder erkannt, noch auch nur auf ihn geachtet. Ahnungslos ließ er den Mann vorübergehen, der in diesem Augenblicke seinen Tod beschlossen hatte. Er fühlte wohl eine unangenehme Beeinflussung — Peter glaubte aber, es sei die Seekrankheit. Natürlich tritt sie auf so großen Schiffen in der leisesten Form auf. Nur ein Moment — dann war ihm wieder wohl.

Die Schicksalslinien der Menschen bilden lange Fäden, die durch Raum und Zeit laufen und an tausend Stellen einander nahe kommen, an abertausend sich berühren.

Diese Fäden sind eingebettet in einen Raum, der mit den Gedanken der Menschen erfüllt ist, und in den Zeitverlauf, der das Gewirr zu immer neuen Kombinationen verflicht. Peter war glücklich, wie niemals in seinem Leben. Er hatte eine Seele gefunden, die ihn verstand. Dieser Mensch, der ein Vierteljahrhundert wie ein Einsiedler gelebt hatte, sah eine Traumgestalt seiner frühesten Kindheit in sein Leben eintreten — mit Fleisch und Blut, mit Wangen und Augen; und was für Augen!

Und in diesem Moment, da die Lebenslinie Peters für ihn einen so merkbaren Ruck nach aufwärts machte, ging das Gespinst eines bösen Menschen an ihm vorüber und beschloß den Tod des Arglosen. Erzitterte nicht das Schiff unter der Wucht der Bosheit Blossoms? — Nein, auch die schwärzesten Gedanken haben kein Gewicht, sie gleiten harmlos durch Raum und Zeit! Aber hin und wieder spürt der Empfindliche die Bosheit des anderen, und wer seine innere Stimme schärft, wird einen Sinn entdecken, der im Unterbewußtsein verankert ist und etwa ein seelisches Geruchsvermögen bedeutet. Peter roch böse Menschen und ihr Denken. Aber er wußte davon nichts, wie die wenigsten Menschen sich über ihre tiefsten Kräfte klar werden. Peter war „unerlöst“ wie die meisten, denen die Kindheit und Jugend nicht die Seele öffnete.

Ria hatte ihrer Freundin noch nichts von jenem Abenteuer auf der Schnellbahn berichtet. Nun erzählte sie die Begebenheit dem jungen Mädchen. Vera wollte sofort zu dem Unbekannten eilen, ihn zu sehen und mit ihm zu sprechen. Ihre impulsive Natur konnte das zögernde Verhalten Rias nicht billigen. Aber als Ria nun von Blossom zu reden begann, horchte Vera erstaunt auf. Blossom war ihr als ein wunderbar abgeklärter bewegungsschöner Mann erschienen. Vera konnte Rias Argwohn nicht begreifen. Aber Ria bat nun die Freundin dringend,

den lästigen Sekretär für heute abend auf irgendeine Weise zu beschäftigen, so daß er ihr nicht mehr nachspüren könnte. Sie wollte unbedingt mit dem jungen Mann sprechen, ohne von Blossom gestört zu werden. Mit einiger Befangenheit sagte Vera zu. Ria Wimpffen, die diese Befangenheit wohl bemerkte, lachte und sagte: „Es ist bei uns in Amerika durchaus nichts Unschickliches, wenn ein junges Mädchen einen Mann bei sich empfängt". — „Dennoch," setzte sie zögernd hinzu, „ich möchte dich doch sehr warnen, dich nicht im geringsten mit ihm einzulassen. Glaube mir, ich habe ein sehr starkes Gefühl für die Seele der Menschen. Blossom hat mich vom ersten Moment an, da er in unser Haus kam, verfolgt, und obwohl ich ihm deutlich meine Abneigung zu erkennen gegeben habe, so blieb er doch mir gegenüber immer der Bewerber, während er für mich nur der Sekretär des Vaters war. Uebrigens kommt dieser Mensch aus unserem Hause fort, dafür will ich sorgen."

Nun saß Vera mit Blossom allein im Salon. Sie hatte den jungen Amerikaner gebeten, ihr einiges über amerikanische Bühnen, über Impresarios und dergleichen zu erzählen. Blossom hatte die Angelegenheit sofort durchschaut. Er ging scheinbar willig auf die Fragen Veras ein. Ria entschuldigte sich mit keinem Worte, sie ging stumm hinaus. Sie sah den flammenden Blick nicht, den Blossom ihr nachsandte — aber sie fühlte ihn. Sie selbst hatte nicht die geringste Angst vor dem Sekretär ihres Vaters — aber sie fürchtete für den blonden Deutschen.

Dieser saß längst auf der Bank und staunte sein neugeborenes Glück in den Ozean hinaus. Schon von weitem hörte er die raschen energischen Schritte des jungen Mädchens, stand auf und begrüßte sie wie einen Bekannten. „Grüß Gott!" klang Ria Wimpffen fremd und doch traut. Die Berliner sagen sich „Tach" oder „Nabend" und nach dem Essen schmalzen sie das Wort „Mahlzeit", das gänz-

lich sinnlos und dessen Gebrauch völlig geschmacklos ist. Wie klang dieses biedere „Grüß Gott“ doch so innig!

„Ich weiß gar nicht, wie mein Lebensretter heißt?“ fragte Ria, herzlich den Händedruck erwidernd, den Peter seinem Gottgruß hinzufügte. „Peter Hartberger,“ erwiderte unser Held, „Ingenieur aus den vergessenen Landen.“

„Aus was?“ fragte Ria erstaunt, da sie glaubte, sich verhört zu haben. „Ja, sehen Sie, das muß ich Ihnen zuerst erklären,“ sagte Peter. „Aber ich bitte Sie doch vorerst noch um die Freundlichkeit, mir Ihren Namen zu sagen.“ —

„Ich heiße Ria Wimpffen, mein Vater ist Geschäftsmann in New York, ich bin Komponistin,“ erwiderte Ria lächelnd.

„Wimpffen?“ fragte Peter, „das ist ein deutsches Grafengeschlecht; hängen Sie mit diesen Leuten zusammen?“

„Kann sein,“ erwiderte Ria auflachend, „aber ich weiß davon so wenig, wie von unserer ersten Begegnung, von der wir beide eine blasse Erinnerung behalten haben. Aber erzählen Sie doch von dem Land — wie haben Sie es doch genannt?“

„Die vergessenen Lande,“ sagte Peter fröhlich. „Weil man draußen in der großen Welt diesen Fleck deutscher Erde nicht kennt und nicht nennt, deswegen haben die Bewohner teils in Selbstironie, teils als Vorwurf den Namen ‚vergessene Lande‘ geprägt.“ Und Peter erzählte von dem Lande seiner Kindheit, von seinen Träumen, von seiner Mutter, von dem nachklingenden Bilde seines Vaters. Peter sprach zum erstenmal in seinem Leben von sich. All die Sehnsüchte seines Herzens schüttete er aus und er schilderte den ungestümen Trieb zur Befreiung des deutschen Volkes aus dem Albdruck des bösen Nachbars. Die technische Großtat!

Ria war betroffen. Sie erkannte, daß sich nun hier inmitten der Wasserwüste zwei Menschen gefunden, die das gleiche ferne Ziel vor Augen hatten, es aber mit ganz

verschiedenen Waffen erkämpfen wollten. Diese Waffen — waren sie nicht danach angetan, sich zur Vollkommenheit zu ergänzen? Gerade Ria, die Tochter ihres Vaters, hatte für die große Bedeutung der Technik einen scharfen Sinn.

Als Peter von seiner Doktorarbeit zu sprechen begann — es war mittlerweile auf dem Ozean Mitternacht geworden — horchte sie von neuem mit größtem Interesse. Was war das doch für ein eigenartiger Mensch! Mit ihrem durchdringenden Verstand verfolgte sie die Ausführungen des blonden Träumers. Ihr war klar: hier gab es etwas zu entdecken; mehr noch: etwas zu erlösen. Dieser Mann mußte aus dem Halbtraum geweckt werden, in dem er offenbar noch lebte.

Peter war aufgestanden, Ria erhob sich ebenfalls. Sie gingen beide gegen die Brüstung der „Pax", um ins Meer zu sehen. Das laute Stimmengewirr der Schiffsstadt, in der ununterbrochener Hochbetrieb herrschte, klang gedämpft hierher. Die Wellen rauschten an den Wänden des Giganten eine eigentümliche Melodie. Der mondlose Himmel des nördlichen Atlantik glänzte in reiner Schönheit über dem Wasser, das sich als schwarze Wüste ringsum dehnte. Das Schiff schien still zu stehen, die Wogen machten den Eindruck eines gewaltigen Stromes, der nach rückwärts in der Fahrtrichtung lief. Die gewaltigen Luftmassen, die der dahinstürmende Riese zur Seite schob, summten gleich einer ungeheuren Aeolsharve ein Sturmlied in die Nacht hinaus.

Ria fühlte sich gedrängt, von ihrem Leben zu erzählen. Beide standen nebeneinander an der äußeren Schiffsbrüstung, im Scheine einer glimmenden Heliumlampe. Eben wollte das junge Mädchen von sich und ihren Zielen zu sprechen beginnen, als sie an Peter Hartberger eine seltsame Veränderung bemerkte. Er hatte den Kopf erhoben und blickte mit halboffenem Mund in die Ferne — als horchte er.

„Was ist Ihnen?“ fragte sie erstaunt. Peter griff mit beiden Händen ans Geländer und erwiderte kein Wort. Er wurde schneebleich und atmete schwer. Nun ergriff ihn Ria am Arm und versuchte ihn wegzuziehen, da sie Angst hatte, er könnte ins Meer fallen. — Epilepsie? zuckte es durch ihren Sinn. Nein! Doch halt, was war dies doch? Die Erzählung von der Goldkammer war, so wie sie Peter vorbrachte, reichlich dunkel; aber — sollte hier nicht eine Art Wiederholung jenes eigenartigen Zustandes eingetreten sein, in welchem sich Peter offenbar in der Kammer der Reichsbank befunden hatte? —

Mit kräftigen Armen zog sie den jungen Mann zur Bank zurück und legte ihn dort hin. Einen Augenblick stand sie unschlüssig, ob sie Hilfe rufen sollte. Dann zuckte ihr ein Gedanke durch den Kopf: es gab doch Menschen, die für Wasser oder für Metalle empfindlich waren. Sollte Peter, der in der Goldkammer der Berliner Bank sich in einem merkwürdigen Zustand der Bewußtlosigkeit befunden hatte, nicht aus gleicher Ursache hier mitten im Ozean die gleiche Einwirkung erfahren?

Sie griff nach ihrer Armbanduhr und öffnete den Deckel. Die Innenseite enthielt eine vollständige Gebe- und Sendestation mit Ausnützung der atmosphärischen Elektrizität. Es war ein Geschenk ihres Vaters, eine noch nicht an die Oeffentlichkeit gebrachte Erfindung eines Amerikaners Albany. Ria sollte nur im Notfall mit der Uhr sprechen — bis auf dreißig Kilometer wirke der Apparat — solange die Erfindung noch nicht auf den Weltmarkt kommen konnte. Ria rief den Kapitän an.

„Hier Ria Wimpfen; kennen Sie mich?“ — „Gewiß,“ erwiderte Hans Furrer, der Kapitän der „Pax“, „wer kennt hier auf dem Schiff nicht die Tochter unseres Ligapräsidenten? Womit kann ich Ihnen dienen?“ — „Bitte notieren Sie mir die augenblickliche Lage des

Schiffes und die Zeit. Wir sind wohl weit südlich von der gewöhnlichen Route?" —

„Ich habe eben die Koordinaten bestimmt," erwiderte Furrer, „und kann sie Ihnen sagen: 41° 12′ 25″ westlich und 29° 17′ 23″ nördlich. Null Uhr 15 Min. Greenwich. Ich will Ihnen die Daten auf Ihre Kabine senden, damit Sie sie schriftlich haben. Aus was für einem Grunde interessieren Sie sich für den Schiffsort?"

„Das kann ich Ihnen im Moment nicht sagen," erwiderte Ria. „Aber ich bitte Sie, daß Sie mir sofort einen Arzt herschicken. Ich bin im Park, ein junger Mann, mit dem ich mich hier unterhielt, ist bewußtlos geworden."

In wenigen Minuten war der Arzt zur Stelle und nahm sich Peters an. Mit ihm tauchte auch Blossom auf. Ria ersuchte Blossom, sie zu begleiten — sie wollte Blossom nicht bei Peter lassen. Der Sekretär ihres Vaters stand jetzt vor einem großen Rätsel. Darüber war er sich auch völlig klar. Bis vor wenigen Minuten hatte er geglaubt, daß es sich bei den Beziehungen zwischen dem Bärenmenschen und Ria Wimpffen um eine harmlose Liebelei handle — nun sah er aber, daß hier weit mehr im Spiele sein mußte. Er war schon einige Minuten in der Nähe des Paares gestanden und hatte Rias Telephongespräch mit dem Kapitän gehört. Was konnte es bedeuten, daß sich Ria Wimpffen um den Schiffsort erkundigte? Aus welchem Grund war der fremde Mann ohnmächtig geworden?

Verschiedene Versuche, die Antwort auf diese Fragen herauszubekommen, schlugen völlig fehl. Sie lachte ihn aus, nannte ihn einen Gespensterseher und sagte ihm schließlich, als sie Peter versorgt dachte, kühl gute Nacht.

„Vera," rief sie ihrer Freundin zu, die angezogen schlafend auf dem Bette lag, „ein großes Geheimnis wird in den nächsten Tagen entschleiert werden." „Was wird entschleiert?" fragte Vera erstaunt. Aber Ria war schon

wieder hinausgegangen. Sie kaufte bei der Schiffskasse drei Megawattstunden Energie und spannte sofort die Funkverbindung mit ihres Vaters Bureau in New York ein. „Vater," rief sie, „bist du noch beim Abendessen? — Ja? Sehr gut. Höre, es ist was Großes im Zuge. Morgen abend hole uns mit dem großen Flugschiff außerhalb der 6-Meilen-Zone ab. Ja?" — „Gerne," sagte Martin Wimpffen mit vollem Munde, „aber wer ist noch außer Blossom mit dir?" — „Da ist erstens meine junge Freundin, die größte Dramentänzerin des Planeten, Vera Garwin. Und zweitens ein wunderbarer süddeutscher Mann namens Peter Hartberger aus den vergessenen Landen. Drittens dein schrecklicher Sekretär, den du sofort wegschicken mußt, ich will ihn nicht mehr sehen. Es handelt sich übrigens um eine Entdeckung von größter praktischer und ideeller Bedeutung."

Die Ankunft der Schiffe in der 6-Meilen-Zone wird den Abonnenten einige Stunden vorher durch Fernfunk mitgeteilt. Wimpffen konnte sich also einrichten. „Was du nur immer gegen den Blossom hast," erwiderte Martin Wimpffen, „er ist mir ein nützlicher Mann. Auch nützliche Entdeckungen sind mir willkommen. Aber wer ist denn dieser Peter Hartberger?" — „Der hat deiner Tochter in Berlin das Leben gerettet", erwiderte Ria, „gute Nacht". — „Dann ist er mir hochwillkommen," sagte Martin gerührt, „schlaf wohl, Ria."

Blossom fiel aus einer Rätselwelt in die andere. Er hatte auch dieses Gespräch angehört, weil er die zwischen Martin Wimpffen und seiner Tochter ausgemachte Welle von 104×249 ausspioniert hatte. Aber dieses Gespräch war ihm völlig unverständlich. „Eine Entdeckung von größter praktischer und ideeller Bedeutung." Blossom verstand schlecht deutsch — Ria sprach mit ihrem Vater oft deutsch; mit dem Kapitän Furrer hatte sie allerdings englisch gesprochen, weil ihr diese Sprache für wissen-

schaftliche und technische Dinge näher lag — sie war ja drüben in die Schule gegangen. Blossom wußte nicht, was er aus den halbverstandenen Worten machen sollte. Er ging in den Stadtteil Westerland, wo Peter wohnte. Längst hatte er Namen und Wohnung des Bärenmenschen ausgeschnüffelt. Er trat ungeniert in die Kabine des jungen Ingenieurs ein. Die Blaumasken kennen wenig Rücksichten; — vielleicht ließ sich das Geheimnis sofort lösen! —

Der Schiffsarzt hatte Peter eben verlassen. Der junge Mann lag immer noch in einem seltsamen Zustand, den sich der Arzt nicht erklären konnte. Eine Lebensgefahr schien nicht vorzuliegen. Der Arzt ging, um auftragsgemäß dem Kapitän Bericht zu erstatten. Ria hatte dem Kapitän noch mündlich die Obsorge für Peter Hartberger überbracht.

Unschlüssig stand Ernest Blossom einen Augenblick still, als er in Peters Kabine eingetreten war. Er hatte eine Phiole mit dem neuen Giftstoff Arbolin bei sich, wovon eine geringe Injektion unter der Haut einen raschen Tod in vollständiger Bewußtlosigkeit herbeiführt. Blossom griff in die Tasche, um dieses modernste Mittel der Blaumasken in Anwendung zu bringen. Doch halt — wenn der Mann tot war, konnte Blossom vielleicht noch schwerer auf die Spur jenes Geheimnisses kommen... nein, er mußte noch am Leben bleiben, damit er zum Sprechen gebracht werden konnte. Tote reden nicht; und aus Ria war schwerer etwas herauszubekommen wie aus diesem harmlosen Hühnen.

Diese teuflichen Ueberlegungen retteten Peter das Leben. Gerade als Blossom sich wieder zurückzog, trat Furrer in die Kabine Peters, um sich nach dessen Befinden zu erkundigen.

„Ah, Mister Blossom," sagte Furrer ahnungslos, „Sie sind wohl auch von Miß Wimpffen geschickt, sich nach dem Herrn Hartberger zu erkundigen?"

„Nicht direktly,“ sagte Blossom etwas verlegen, „aber da ich das Interesse von Miß Ria bemerkte, wollte ich sehen, was dem Verunfallten denn eigentlich passiert sei.“

„Wo habe ich sie schon gesehen,“ sagte in diesem Augenblick Peter Hartberger laut im Schlaf. Furrer und Blossom waren beide ziemlich erstaunt über diese traumhafte Frage. Beide gingen schweigend hinaus, der Kapitän, um einen Wärter zu besorgen, Blossom aber, um über die Lösung der hier aufgespürten Geheimnisse zu grübeln.

Vera entrollte in diesen Stunden im Traum das Programm ihrer amerikanischen Tournee. Sie sah die politischen und wirtschaftlichen Tagesfragen zusammenschrumpfen vor dem Erlebnis des getanzten Dramas. Sie, die Jüdin aus dem russischen Osten, trat in Amerika auf als Verkünderin der höchsten und unmittelbarsten Form des deutschen Dramas.

Ria Wimpffen aber spann in jenen Stunden, da die „Pax“ über die mittelatlantische Bank fuhr, einen kühnen Traum mit wachen Sinnen. Die kritische Stelle war halbwegs zwischen den Bermudas und den Azoren, in einer Gegend, die in der Gegenwart wenig von Schiffen besucht ist, die aber zur Zeit der Blüte Spaniens offenbar auf der regelmäßigen Route der Segelschiffe lag. Vielleicht lag da unten eine mit reichen Goldschätzen beladene Flotte der Spanier? War Peter wirklich, wie Ria vermutete, goldempfindlich, so konnte das Metall sehr wohl auf die Entfernung von etwa 2500 Metern wirksam sein, wenn die Masse genügend groß war. Welche geheime Kraft mußte doch in Peter Hartberger liegen, daß er mit einem inneren Sinn die Stimme des Goldes hörte, das die Menschen sonst nur als gelbes Metall s e h e n konnten? Es sollte eine Expedition ausgerüstet werden, die Sache zu untersuchen. Und vorher mußte eine genaue Untersuchung von Peters Trance-Zustand erfolgen. Wer konnte Peter untersuchen? Hier lag ein Problem aus zwei Fakultäten

vor: die Physiologie und die Physik mußten gemeinsam arbeiten, das Geheimnis zu entschleiern. Da fiel ihr Prof. Max Erichson ein, der Freund ihres Vaters, der Entdecker der nach ihm als „Erichstrahlen" bezeichneten Nukleidenschwärme. Das war vor drei oder vier Jahren ein großes Aufsehen gewesen, als der Physiologe Erichson, ein aus Halycz in Galizien eingewanderter Jude, die Kernschwärme entdeckte, die aus der Zersplitterung der Elektronen der Atome aus den Elementen entstanden. Diese allerkleinsten Teilchen, mit denen der ganze Weltraum erfüllt war, wurden „Nukleiden" genannt. Erichson hatte für seine Entdeckung den Nobelpreis erhalten. Dieser Mann war das richtige Gemisch von Medizin und Physik — er mußte Peter untersuchen.

Ria sprang aus dem Bett, zog sich rasch an und ging, nachdem sie Elektrogeld eingetauscht hatte, in den Sprechautomaten und ließ den Ligaruf, Welle 100×001 ertönen. Sofort antwortete die Zentrale in Washington. Eine Minute später hatte Ria bereits Auftrag gegeben, den Professor für morgen abend zu Wimpffen nach New York zu bitten. „Dringende und interessante physikalisch-medizinische Frage."

Es war 3 Uhr morgens. Ria beschloß, sich nach Peter umzusehen. Sie ging ins Westerland, klopfte bei Peter, dessen Zimmernummer ihr der Kapitän gesagt hatte, und trat, als niemand antwortete, ohne Scheu ein. Peter lag in ruhigem, tiefen Schlaf. Ria betrachtete nachdenklich den Schläfer. Einen Menschen mit diesem Bart habe ich nie gesehen. Wie mag dieser junge Mann als Knabe ausgesehen haben? Blasse Bilder vergangener Kindheitsjahre tauchten in Ria auf. Sie war in New York aufgewachsen. Oft hatte sie vom Fliegen geträumt. Der Vater meinte, daß sei nichts besonderes, die meisten Menschen träumen vom Fliegen, namentlich in der Kindheit. Wie konnten jene fernen Träume mit diesem Mann zusammenhängen?

Woher wußte sie überhaupt, daß der deutsche Ingenieur mit ihren Kindheitserinnerungen zusammenhängen sollte?

Unsinn! Der nächtliche Ozean wirkt auch auf mich verwirrend. Schlafen gehen!

Ria verließ leise die Kabine, vom Wärter, der inzwischen aufgewacht war, höflich geleitet. Sie war nun sicher, daß es sich bei Peters Erkrankung um eine aus der Tiefe des Ozeans nach oben strahlende Wirkung handle. Warum war aber eine solche Wirkung bisher noch niemals bekannt geworden? Vielleicht war sie schon da und dort einmal aufgetreten, aber nicht richtig gedeutet worden.

Ria ging schlafen — heute gab es einen schweren Tag — es konnten zwanzig Stunden vergehen, ehe sie wieder schlafen würde. Sie wollte sich zur Ruhe zwingen, die aufgeregten Nerven durch einen Befehl vom Hirn zum Schweigen bringen. Aber da durchzuckte sie ein Gedanke: Blossom! Dieser unangenehme Mensch führte sicherlich Böses im Schilde. Was war da zu tun? Fort mit diesem Menschen — sagte sie sich. Ria Wimpffen muß vor diesem glatten Aal keine Angst haben. Aber sie hatte einen unruhigen Schlaf. Im Traum sah sie sich in einem Kleinflugzeug in den Alleghany-Bergen dahinsegeln, als aus einer Schlucht eine glatte Schlange durch die Luft auf sie zustürzte. Sie suchte durch geschicktes Steuern zu entfliehen, gleichzeitig signalisierte sie um Hilfe. Die Schlange kam immer näher und näher, züngelte mit schnappendem Maul nach Rias Brust — als ein zweiter Flieger heranstürmte und Ria aus ihrem Flugzeug riß, sie mit kräftigen Armen zu sich nahm und davonflog. Ria sah, wie ihr Flugzeug samt der Schlange zu Boden stürzte. Ein Schauer der Freude durchströmte sie im Schlafe, sie flog mit Peter Hartberger durch die Täler, genoß Stunden ruhigen Glückes während sie fest und tief schlief.

Beratung in New York.

Unser Held
findet Verständnis
und Hilfe.

William Albany war ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, der Sohn eines begüterten Farmers in Kentucky. Trotz seiner Jugend kannte jeder in den Staaten den Namen dieses self-made-ingenieurs, denn er hatte eine Anzahl überraschender Erfindungen gemacht. Die großartigste war wohl die von der Kraft-Funk-Gesellschaft St. Louis verwertete: Zustrahlung großer Mengen elektrischer Kraft ohne Drahtleitungen auf bedeutende Entfernungen. — Albany hatte es als erster eingeführt, auf die persönliche Verwertung des Patentes zugunsten der Nation zu verzichten. Die Erfindung, zuerst bei der Sternenliga ausprobiert, wurde dann durch die Nationale St. Louis Kraft-Funk-Gesellschaft im Auftrag der Union im größten Maßstab durchgeführt. Nachdem sich die entscheidende Bedeutung der Erfindung ergeben hatte, war William Albany einstimmig vom Repräsentantenhaus zum amerikanischen Ehrenbürger erwählt worden. Das war nicht nur eine große Ehre, sondern auch eine praktische Sache, denn die Ehrenbürger hatten auf den Transportanstalten der Union zu Wasser, Luft und Erde freien Zutritt. Albany schätzte diese Vergünstigung lediglich als Zeitgewinn, weil man ja dadurch die zum Lösen von Fahrkarten erforderliche Zeit erspart.

Dieser echte Amerikaner war holländischer Abstammung. Seine Ahnen hatten einst geholfen New York zu gründen. Später waren sie nach Francfort am Kentucky-

fluß gezogen, das 1786 von deutschen Auswanderern gegründet worden war. Die Albanys besaßen große Ländereien südlich von South, auf der anderen Seite des Flusses. William Albany war nicht nur eine eigenartige Individualität, ein ungewöhnlich begabter Jüngling, sondern er war in vieler Hinsicht auch ein Typ in den Staaten, war einer von Millionen ähnlichen: das „Junge Amerika", das in bewußtem Gegensatz zu den undemokratischen Reaktionen der Kriegs- und der Nachkriegszeit stand. Diese Leute, aus der demokratischen Partei hervorgegangen, nannten sich „Panamerikaner", was sie aber nicht so verstanden wissen wollten, daß sie herrschsüchtige Pläne hätten. Sondern sie waren von der Wirtschaftlichkeit und Vorteilhaftigkeit eines Groß-Staates überzeugt und hatten binnen wenigen Jahren vermocht, den Anschluß von Mexiko, Kanada sowie der kleineren mittelamerikanischen Republiken, einschließlich von Venezuela zu erwirken. Das Wirtschaftsgebiet dieses Bundes, der auf einer Fläche von 25 Millionen Quadratkilometern eine Bevölkerung von 250 Millionen Bürgern hatte, daneben in engster Verbindung mit dem englischen Weltreich stand, erlaubte eine sehr ertragreiche Ausbeutung der einzelnen Reichtümer sowie ihren billigen gegenseitigen Austausch und brachte den Staaten gewaltige Ersparnisse. Diese wurden für soziale und humanitäre Zwecke verwendet. Was für ein Land, in dem man 50 000 km weit reisen konnte, ohne auf Grenzen, Zölle, Paßrevisionen und andere Unannehmlichkeiten zu stoßen!

Die großen Erfolge der Panamerikaner hoben ihr Ansehen, ohne indessen die geheimen Kräfte der Verneinung zum Schweigen zu bringen. Die Panamerikaner waren in der Negerfrage tolerant — dagegen waren mehrere geheime Bünde schroffe Gegner der Schwarzen. Kentucky hat nur 15 Prozent Schwarze. Die Albanys waren seit anderthalb Jahrhunderten den Negern „good Masters" ge-

wesen und sie galten als Schutzherrn derselben. Daher waren sie den Rassenfanatikern, namentlich den Blaumasken, verhaßt. Ein jüngerer Bruder Williams, der einst ein kleines Negermädchen gegen weiße Wüstlinge in Schutz nahm, war tags darauf tot aufgefunden worden. Allein ganz Kentucky empfand diesen Mord als Verbrechen und die Blaumasken hatten einige schwere Wochen durchzumachen: nicht weniger als dreiundzwanzig ihrer Anhänger verschwanden auf ebenso geheime Weise, wie sonst die Gegner dieses Bundes zu verschwinden pflegten. Schließlich mußte sich der unsichtbare Bund dazu verstehen, die Mörder von George Albany dem Gerichte auszuliefern. Die vier jungen Burschen büßten ihr Verbrechen mit dem Tode.

William Albany war der Typ des von echtem Idealismus beseelten Amerikaners. Er war edel und stolz, kühn und weich zugleich. Er besaß eine vortreffliche praktische Veranlagung und einen ausgezeichneten wissenschaftlichen Sinn. William war aber auch (und zwar, wie er sagte): „vor allem“ ein Sportsmann ersten Ranges. Er war der erste, der im Kleinflugzeug von 10 Kilowatt über den Golf von Mexiko von New Orleans nach Merida auf Yukatan geflogen war. Eine tolle Leistung, wenn man bedenkt, daß es 1500 km über eine weite Wasserwüste ging. William flog, nach sorgfältigstem Studium der Windverhältnisse, in 6 Stunden über den Golf.

Das amerikanische Volk lebt unter einem geringeren Druck als die europäischen Nationen. Der Umstand, daß die Bewohner größtenteils von Auswanderern abstammen, macht, daß sich in den Seelen der Amerikaner mehr Kräfte finden als in den Völkern europäischen Wohnortes im Durchschnitt zu treffen sind. Denn einmal setzt das Auswandern schon eine gewisse Energie voraus, weiter aber ist der Vorgang des Auswanderns selbst ein Ereignis von günstiger Wirkung, das sich tief in die Seelen prägt.

Die Nachkommen derartiger Menschen haben doppelte Chance, das uralte Leid der Menschheit, das in allen schlummert, zu überwinden. Und sie haben diese Chancen auch benützt, sie sind weiter gekommen als die Völker ihrer Ahnen. Die Amerikaner sind glücklicher, weil sie sowohl die äußere materielle Möglichkeit größeren Glückes als auch die notwendige innere Disposition dazu haben. Längst war Amerika das Land der großen Erfindungen geworden. Während sich die europäischen Patentämter mit zehntausenden von nichtigen Erfindungen, wie Patenthosenträgern, Hutnadelschützern, Stiefelsohlenschonern abgaben, hatten die Amerikaner eine Anzahl ganz großer Erfindungen gemacht, die das Gesicht des Planeten änderten — wie Albany sagte.

Albany besaß östlich von South ein kleines Berggut, das er von seinem Vater geschenkt bekommen hatte. Dort richtete er ein Laboratorium ein, aus dem seine Erfindungen hervorgingen. Seit einigen Monaten war nun Albany nicht mehr aus der „Inventorfarm", wie das Gut bei den Landleuten hieß, herausgekommen. Er „braute" wieder etaws, meinten seine Angestellten.

Eines Tages funkte William Albany bei Martin Wimpffen, seinem Sportsfreund und Ligagenossen, an. Er werde heute abend aufs Dach von Wimpffen anfliegen. Ehe Wimpffen sagen konnte, daß er gerade heute den Besuch seiner Tochter erwarte, war Albany schon aus dem Bereich der Funktöne — er hatte die Verbindung zwischen Antennen und Empfänger abgestellt, wie immer während seiner Arbeitszeit. Er wollte nicht gestört sein.

„Dieser Brausekopf," rief ärgerlich Martin Wimpffen in seiner Villa in New York aus, „stürmt er mir gerade heute aufs Dach, wo ich alle Hände voll zu tun habe, die angekündigten Gäste unterzubringen." Um 7 Uhr war die „Pax" in der 6-Meilen-Zone zu erwarten, da mußte er doch ½7 hinfliegen. Was wollte übrigens der Albany?

Dringend, wichtig, unerhört, hatte er gefunkt. Dummheiten. Heute war nichts wichtig als Ria.

Wirklich kam Albany wenige Minuten vor ½7 aufs Dach der Villa Wimpffens in der Lancaster Street angeflogen. Wimpffen entschuldigte sich, daß er keine Zeit habe, er müsse eben seine Tochter vom Schiff, das aus Europa komme, abholen.

„Sehr schade“ sagte Albany betrübt. „Meine Sache ist aber sehr wichtig, glauben Sie mir. Und ich möchte den Gedanken mit der Sternenliga zur Ausführung bringen.“

„Lieber Freund,“ versetzte Wimpffen, „heute abend 8 Uhr sind Sie mein Gast. Sie werden uns Ihren Plan in einer kleinen Gesellschaft vortragen, vor mir, meiner Tochter, meinem Sekretär und zwei Gästen aus Europa.“

„Very well,“ sagte Albany, „und wenn der Grundgedanke gestohlen wird? — Nothwithstanding, Mister Wimpffen, ich komme, werde den Herrschaften ins Auge sehen und wenn mir die Leute gefallen, erzähle ich meinen Plan.“

Wimpffen ließ sein großes sicheres Luftauto rufen und erteilte dem Diener Siwok Anweisungen. Siwok war Pole von Geburt, seit langer Zeit im Hause des Bankiers als Mann für alles tätig. Wimpffen, seit Jahren Witwer, hatte außer Blossom, der nicht im Hause wohnte, seinen Diener Siwok (Wladimir Siwok, wie dieser stets betonte) und den Koch Watt in Diensten. Washington Watt war ein Neger aus South, hatte, da er aus begüterter Familie stammte, studiert; nämlich Chemie. Schließlich aber wurde er, wozu er offenbar berufen war: Koch. Wimpffen war mit ihm sehr zufrieden. In den Ferien ging Watt stets nach Hause, wo er Frau und Kind hatte.

Watt sollte sich für heute abend anstrengen, das Haus Wimpffen in Hinsicht auf Tafelfreuden als leistungsfähig zu erweisen. Siwok und Watt bereiteten, ein jeder im Reiche seiner Macht, alles vor für die zahlreichen Gäste des Hauses. Martin Wimpffen war bereits aufs Meer hin-

ausgefahren, als der Fernfunk zwei neue Gäste für den Abend meldete: Prof. Erichson, von Ria Wimpffen direkt eingeladen, und Miß Helen Avenoor, dessen Sekretärin, die der Professor für alle Fälle mitzunehmen für gut hielt.

Die Mitglieder der Sternenliga und die Gäste der Liga hatten laut Gesetz das Recht, die Verzollung durch eine Erklärung zu bewerkstelligen, die schon auf der Hinreise vom Schiff aus dem Hafenzollamt zugefunkt werden konnte. So war es diesen und ähnlichen Vereinigungen möglich, den langweiligen Vorgang des Landens zu übergehen, indem sie sich noch auf dem Meere von Flugzeugen abholen ließen. Wer seine Zollbewilligung zugefunkt bekommen hatte, konnte das Schiff frei verlassen. Der stets tüchtige Blossom hatte die Erlaubnis für die Reisegesllschaft erwirkt.

Hatte der neue Tag Blossoms Seele zum Guten gewandelt? Ria war versucht, dies zu glauben. Als sie, nach einiger Ueberwindung, sich entschloß, Peter Hartberger dem Sekretär vorzustellen, war dieser sehr liebenswürdig. Peter war nicht sehr vollkommen im Englischen, und Blossom konnte beinahe kein Wort deutsch. So war die Unterhaltung nicht sehr rege, bis das Luftauto der New Yorker Sternenliga am Horizont erschien, mit kräftiger Funkung empfangen. Bald konnten die Gäste des Hauses Wimpffen die „Pax“ während voller Fahrt verlassen. Ria und Vera gingen neben Peter, Martin Wimpffen und Blossom folgten über die luftige Treppe ins Auto. Langsam blieb das Gigantenschiff hinter ihnen zurück.

Peter war wie verwandelt. Es schien Ria, als ob er aus einem Schlaf von langer Dauer und gesunder Wirkung erwacht sei. Ria hatte sich noch einige Fragen von Peter beantworten lassen. Auch hatte sie ihm ihr eigenes Leben geschildert, in der leisen Hoffnung, irgendeinen Anhaltspunkt zu finden für die Frage, die sie beide be-

schäftigte: wo haben wir uns schon gesehen? — Aber nichts dergleichen wurde gefunden.

In der Villa Wimpffen fand die Reisegesellschaft bereits Professor Erichson und seine Sekretärin vor. Man setzte sich zu Tisch. Da sauste es über dem Dache der Villa von neuem und William Albany stieg herunter. Er begrüßte die Gesellschaft auf eine recht originelle Weise: er ging von einem zum andern und betrachtete jeden sehr genau, beinahe indiskret. Bei jedem sagte er „very well". — Nur bei Blossom schüttelte er den Kopf. Wimpffen hatte Blossom zum Abendessen gebeten. Es lag eine seltsame Spannung über diesen acht Menschen, von der nur Martin Wimpffen und Miß Avenoor nichts bemerkten. Die Miß war ein ebenso schönes als intelligentes Mädchen — sie war Halbblut, wulstige Lippen und fette gekräuselte Haare waren in einen angelsächsischen Gesichtstypus verwoben. Es kostete Blossom große Ueberwindung, mit dieser Dame an einem Tisch speisen zu müssen. Während der Gegensatz zwischen Blossom und Watt meist humoristische Formen hatte, da der Koch doch nur die Stellung eines Dieners im Hause einnahm, war die Dissonanz zwischen Blossom und Helen Avenoor eine ernste; aber der Sekretär war so klug, in dieser Gesellschaft seinen Rassenhaß nicht zum Besten zu geben.

Drei Menschen saßen an dieser Tafel wie auf feurigen Kohlen. Jeder von diesen hatte etwas Großes und Wichtiges vorzubringen. Albany hatte eine neue Erfindung gemacht, für die er die Sternenliga interessieren wollte. Vera wollte ihre Pläne enthüllen, die Herzen der Amerikaner durch das deutsche Tanzdrama zu berücken. Ria aber wollte eine Tiefsee-Expedition zur Ausführung bringen! — Nur sie wußte, daß ihr Vorhaben dazu führen sollte, Peter Hartbergers Kräfte zu wecken. Vera hatte kaum irgendeine Beziehung zwischen sich und dem jungen Ingenieur entdecken können. William Albany vollends be-

trachtete, hierin Blossom nicht unähnlich, Peter Hartberger beinah als einen Wilden. Und doch sollte sich in wenigen Minuten zeigen, daß die Projekte, die in den drei Hirnen aufgestapelt lagen, nur dazu dienten, die Sendung unseres Helden erfüllen zu helfen.

Dieser selbst saß ernst und still in der ungewohnten Umgebung. Welch ein Weg, so dachte er, von der Studentenstube bei den Franziskanern in Graz bis zu diesem wunderschönen Speisesaal. Aber war er hier am richtigen Platze? Würde er nicht seiner Mission entfremdet werden? Ria hatte noch kein Wort mit ihm gesprochen über ihre Vermutung wegen seiner Goldempfindlichkeit.

William Albany war ein kühler und energischer, dabei doch äußerst empfindsamer Mensch, der durch Persönlichkeiten stark beeinflußt werden konnte. Vera Garwin schien einen großen Eindruck auf ihn zu machen. Das Schicksal, dessen Arm in diesem Fall der Tafel-Anordner Wladimir Siwok war, gab dem flachsblonden Amerikaner bei Tisch den Platz neben der deutschen Tänzerin. Blaue Augen und schwarzes Haar, dazu eine sprudelnde Geistigkeit, ein klares und großartiges Lebensprogramm — dies alles fand in dem jungen Amerikaner einen erstaunten Bewunderer.

William wandte kein Auge von Vera. Nachdem die Tafel aufgehoben worden war, ging der Farmerssohn aus Kentucky geradenwegs auf Vera Garwin zu und fragte sie laut und vernehmlich, ob sie seine Frau werden wolle . . . Einen Moment herrschte hierüber allgemeine Verblüffung. Vera, die ihn mit Mühe verstanden hatte, herrschte ihn an: „Sie sind wohl verrückt?“, während die übrigen teils herzlich und teils verlegen zu lachen begannen.

Der Zufall wollte es nun, daß sich irgendetwas in Blossom zu regen begann. Er hatte wohl bemerkt, daß Vera Garwin ihm mit großer Freundlichkeit entgegenkam. Er hatte sich vorgenommen, Vera soweit als möglich auszu-

nützen, sie für seine Pläne dienstbar zu machen. Er fühlte sich durch Albanys Auftreten persönlich gekränkt und trat nun auf diesen zu, um ihn zu züchtigen. Aber Albany merkte die Absicht und kam Blossom zuvor. Es entstand ein heftiger Ringkampf. Vera Garwin, an dergleichen Szenen durchaus nicht gewöhnt, fing laut zu schreien an, Ria blickte den Kämpfenden spöttisch zu, während ihr Vater laut und behaglich lachte.

Nach 3 Minuten lag Blossom zerschunden und zerschlagen bei der Türe. Albany versuchte, nachdem sein Sieg entschieden war, dem geschlagenen Blossom die Hand zu reichen. Aber Blossom wies ihn brüsk zurück. Wimpffen ließ Siwok kommen und trug ihm auf, Blossom im Auto nach Hause zu bringen. „Nun kann ich ruhig sprechen,“ rief Albany zur Gesellschaft, die sich ins Billardzimmer von Wimpffen zurückgezogen hatte. Stillschweigend ging man über die Szene zur „Tagesordnung“ über.

„Freund William Albany hat das Wort,“ rief Wimpffen seinen Gästen zu. Man setzte sich. Martin Wimpffen bat Peter, neben ihm zu sitzen. Er hatte noch keine Gelegenheit gefunden, mehr als einige formelle Worte mit dem jungen deutschen Ingenieur zu sprechen. Der Mann gefiel ihm ausgezeichnet. So saß Peter zur Rechten, Ria zur Linken des Hausherrn.

Vera hatte sich an Helen herangemacht, die sie ungemein interessant fand. Helen und Vera saßen bei Erichson, dessen für Wimpffen unerwartetes Erscheinen durch Ria aufgeklärt war.

Albany trat zur großen Tafel, die sich an der Nordwand des Billardzimmers befand. Es wurde Kaffee und Kuchen gereicht. Albany begann zu sprechen. Zunächst ganz trocken, sachlich. Allmählich wurde er aber von seiner eigenen Angelegenheit gepackt, er wurde warm und hinreißend. Der junge Mann, der den atmosphärischen Fernfunker (in der Westentasche zu tragen) erfunden und das

alte Problem der Kraftstrahlung gelöst hatte — konnte beanspruchen, für ernst und voll genommen zu werden.

William sprach von einem neuen Tauchschiff, das er den „Röhrentaucher“ nannte. Denken Sie sich, so sagte er, ein großes terrestrisches Fernrohr älterer Konstruktion, mit den bekannten ausziehbaren Hülsen. Je mehr Sie die Hülsen auseinanderziehen, desto größer wird der Raum, den dieses Instrument einnimmt. Ziehen Sie die Hülsen wieder ein, so wird das Volumen kleiner. Dabei wird aber das Gewicht des Rohres gleichbleiben. Auf diesem Prinzip läßt sich nun ein Tauchboot konstruieren. Ich habe auf meiner Inventorfarm den Versuch mit einem Modell gemacht. Das Modell konnte durch Funksignale zum Aus- und Einziehen der Röhren gebracht werden, wozu es nur einfacher magnetischer Vorrichtungen und eines im Taucher befindlichen Trockenelementes bedurfte. Der Taucher hatte einen Spielraum von 12 Meter Wassertiefe — mehr war dort nicht herzustellen. Aber ich ging dann mit demselben Apparat nach Milwaukee und machte dort von einem Motorboot aus die gleichen Versuche im Michigansee. Der Erfolg war glänzend. Die Tauchröhre kam bis auf den Boden des Sees, 415 m tief. Ein Funksignal rief sie wieder auf den Seespiegel.

Wimpffen war etwas skeptisch. Ria aber war entzückt — sie glaubte ihren Ohren nicht trauen zu dürfen, als Albany technische Möglichkeiten enthüllte, die ihren eigenen Gedanken in wunderbarer Weise zu Hilfe kamen. Peter hatte ihr doch von seinem Ideal, einer technischen Großtat zur Aufrichtung Deutschlands, berichtet. War diese Erfindung Albanys nicht ein Mittel, Peters geheimnisvolle Kräfte zu verwerten und zugleich auch seine technischen Träume verwirklichen zu helfen? Wie seltsam laufen doch die Schicksalsfäden der Menschen ineinander! Noch hatte Albany, der sympathischste Erfinder, den die Staaten je gesehen, keine Ahnung, welche Bedeutung sein Gedanke für das

Schicksal eines Hundert-Millionen-Volkes haben würde — und noch hatte Peter, der Unerschlossene, keine Ahnung, daß er mit Albany zusammen arbeiten werde. Denn der blonde Ingenieur dachte vorerst wieder an die Gravitation und an die mißlungene Doktorarbeit in Berlin. Ria aber sah bereits Albany und Peter in gemeinsamer Arbeit auf dem Boden des Atlantik. Peter Hartberger war von der einfachen und genialen technischen Idee begeistert. „Das Ei des Kolumbus," rief er aus.

Ria bat nun Vera, ihre Pläne zu enthüllen. Zu den Ausführungen Veras wollte Ria nachher eine wichtige Bemerkung machen. Aber da sie die Pläne Veras genau kenne, so sei es nicht nötig, sagte sie, daß sie bei der Auseinandersetzung dabei sei. Vielmehr möchte sie inzwischen eine Vorbesprechung mit Erichson im Nebenzimmer haben. Da Helen Avenoor folgen wollte, sagte sie lächelnd zu ihr: „Veras Vortrag wird für Sie wichtiger sein — lassen Sie uns allein."

Ria Wimpffen versetzte mit ihrem Bericht den jüdischen Professor in ein nicht geringes Staunen. Erichson hatte einen typisch jüdischen Verstand: bohrend, klügelnd, durchdringend. Das Judentum, in früheren Jahrtausenden kräftig schaffend, geistig produktiv, stolz und klug, hat sich seither im Zustand des Mittelalters befunden. Die Unfruchtbarkeit des Denkens, die Enge des Weltbildes, die Intoleranz und die Unterschätzung des Körperlichen waren die gleichen Symptome, wie sie die europäischen Christen des Mittelalters zeigten. Grundsätzlich genügt die Erkenntnis dieses Zustandes, ihn zu überwinden. Der Einzelne kann Schranken durchbrechen — er muß diese Schranken nur sehen. Diese Stunde der Erlösung durch bloße Erkenntnis schlug den Juden viel später als den abendländischen Christen. Seit sie der Menschheit eine neue Moral gegeben hatten, waren sie für die ganze Entwicklung Europas verschollen, bis sie im Zeitalter der Maschinen in

den abendländischen Kulturkreis eintraten und durch die Eigenart ihres grübelnden Geistes das Denken der Zeit befruchteten.

Erichson war ein solcher „Eigener“, das heißt einer, der sich vom Bann hergebrachter Denkformen lösen konnte. Was Ria ihm über Peter Hartberger erzählte, erweckte sein tiefes Interesse. Erichson hatte für die Entdeckung der Nukleidenschwärme den Nobelpreis erhalten, worüber sich viele Leute damals entrüsteten, da Erichson als Atheist bekannt war und Amerika sich eben in einer Welle starker Religiosität befand. Nicht weniger als 20 neue Sekten waren entstanden und hatten große Verbreitung in der Panunion gefunden. Die Kirchen und Tempel waren überfüllt, g a n z A m e r i k a b e t e t e. Diese Erscheinung war von Erichson wiederholt als „Rückkehr zum Mittelalter“ bezeichnet worden. Doch wiesen die Frommen darauf hin, daß sich die gleiche Erscheinung auch in Europa zeige, namentlich in Frankreich. Dort war in dem Dörfchen Miratet nahe bei Briare an der Loire ein Hirte aufgetreten, der Kranke durch Händeauflegen heilte. Er sagte, Gott selbst habe ihm diese Kraft zum Segen seiner Landsleute verliehen. Die Erscheinung erregte in ganz Frankreich großes Aufsehen und da zweifellos Heilungen vorkamen, so gab dies der Religiosität einen großen Impuls. Erichson erklärte, daß solche Heilungen sehr wohl möglich seien. Einmal könnte jener Hirte Bourdonneur gewiß die Fähigkeit haben, Menschen stärker durch persönliche Strahlen zu beeinflussen, als dies sonst der Fall ist. Ferner aber spiele die Autosuggestion dabei eine wesentliche Rolle und diese sei ohne Zweifel eine oft günstig wirkende Kraft.

Die Versuche, Bourdonneurs Heilungen auf natürliche Weise zu erklären, wurden mit Hohn zurückgewiesen. Jedenfalls wurden von allen amerikanischen Sekten diese Heilungen als unmittelbares Eingreifen Gottes bezeichnet. Freilich wehrte sich Bourdonneur sehr dagegen, daß es

ein anderer als der wahre, einzige und katholische Gott sei, der in ihm heile. Die Katholiken wiesen in der Union auch immer wieder mit Stolz darauf hin, daß es ihr Gott sei, nicht der einer Sekte, der sich da geoffenbart habe. Aber die Menge war der Meinung, daß die französischen Katholiken doch nicht in allem die Wahrheit wüßten. Während die einen an der Dreieinigkeit Anstoß nahmen, waren die anderen mit der Gotthaftigkeit Jesu nicht zufrieden, wieder andere nahmen am Papste Anstoß, und so gab es Grund genug, zahlreiche Sekten zu bilden.

Diese Tatsache ist für die nachfolgenden Schilderungen von beträchtlicher Bedeutung, denn durch die Sekten war das amerikanische Volk in zwei Lager gespalten, die „Frommen" und die „Atheisten". Die letzteren waren aber durchaus nicht etwa alle, wie Erichson, Kämpfer gegen die Sekten, sondern als Atheist wurde jeder bezeichnet, der nicht laut und vernehmbar einen bestimmten Glauben bekannte, Sonntags in die Kirche ging und religiöse Diskussionsabende besuchte. Wer Gott im stillen verehrte, galt als Atheist und war den Frommen ein Dorn im Auge.

So hatten die amerikanischen Staaten, trotz ihres großen Aufschwunges, an zwei schweren Uebeln zu leiden: die Unsitte der Geheimbünde und das Unwesen der Sekten. Dazwischen spielte die Negerfrage und der stille Kampf zwischen dem französischen Einfluß und dem deutschen.

Erichson war sich sofort klar, daß die wundersame Goldempfindlichkeit des Peter Hartberger für diesen eine große Gefahr bilden würde. Die Sekten würden versuchen, seiner habhaft zu werden, ihn für ihre Zwecke zu gewinnen. Spricht nicht Gott aus einer so seltsamen Fähigkeit? Erichson fand es sehr klug, daß Ria bis jetzt niemand von ihrer Vermutung Mitteilung gemacht hatte.

„Und was wollen wir tun?" fragte Ria den Professor, indem sie aufstand. Erichson zögerte einen Augenblick.

Schlürfende Schritte ließen sich vernehmen. „Wer ist das?“ fragte der Professor. — Ria öffnete rasch die Tür zum Vorraum: es war Siwok, der Diener. Ria schloß wieder. „Hat der Mann gelauscht?“ fragte Erichson.

„Das glaube ich nicht“, erwiderte Ria. „Er ist dumm und treu“. „Miß Wimpffen“, versetzte Erichson, „wer dumm ist, kann nicht treu sein. Aber zurück zu Peter Hartberger. Ich muß sein Blut untersuchen. Vielleicht bekommen wir Aufschluß über die Ursache seines Schlafzustandes. Ich muß die Goldempfindlichkeit direkt nachzuweisen suchen. Es ist meiner Meinung nach nötig, daß wir den deutschen Ingenieur in Ihre Vermutung einweihen, er könnte sonst Schwierigkeiten machen, die zwecklos wären.“

„Einverstanden“, sagte Ria Wimpffen, „ich will ihm also jetzt meine Vermutungen und Pläne erzählen.“ Beide kehrten zu den anderen zurück, wo Vera eben ihren Vortrag über die Bedeutung des Tanzdramas beendet hatte. Daß Albany hingerissen war, mochte nicht viel zu sagen haben. Aber auch Martin Wimpffen war von der Bedeutung der Sache überzeugt. Freilich dachte er, daß die Finsterlinge unter den Sekten, die sich erst kürzlich gegen den Tanz ausgesprochen hatten, Schwierigkeiten machen würden. Aber Wimpffen hoffte auf den gesunden Sinn der großen Mehrheit. Für ihn wie auch für William war es sofort klar, daß Vera Garwin zur Eröffnung der Teleplasten-Vorstellungen tanzen sollte. Der von Albany erfundene „Telopter“, von den Zeitungen als die genialste Erfindung des Jahrtausends gepriesen, stand unmittelbar vor der öffentlichen Einführung. Mehr als siebenhundert Säle von Vera Cruz bis Montreal standen zur Verfügung. Das Programm der Vorführungen war eben im Studium. Die Presse des Nordkontinents sang das Lob der neuen Erfindung, und ganz Amerika war gespannt, wieviel daran wahr sein würde.

„Vera Garwin wird das deutsche Tanzdrama dem amerikanischen Volke zeigen", sagte Wimpffen, „und sie wird, als erste Tänzerin der Erde, vor nicht weniger als zwölf Millionen Zuschauern tanzen. Eine große und glänzende, aber auch nicht gerade ungefährliche Aufgabe!"

Ria, die den Abend organisierte und beherrschte, hatte nun inzwischen, da ihr dieser Gedanke von Veras Auftreten vorweg genommen war, mit Peter eine lange Besprechung gehabt. Es ging viel leichter, als sie gedacht hatte. Peter hatte es immer gefühlt, daß irgend etwas in ihm anders war als sonst im Menschen. Peter war bereit, gemeinsam mit Erichson an sich selbst zu experimentieren und er war begeistert von dem Gedanken, mit Albanys Hilfe an jener Stelle im Ozean Nachforschungen anzustellen. „Ob nicht von dort der Anfang jener technischen Erlösung des deutschen Volkes kommen wird?" Dies war, wie bei Ria, sein erster Gedanke. Albany war ihm sympathisch. Wenn das erfinderische Genie Albanys der großen Aufgabe dienstbar wurde — Peter war nicht eifersüchtig.

„Was machen wir mit dem vielen Gold," scherzte Ria, „wenn wir dort wirklich etwas finden?" — „Da ist kein Zweifel", sagte Peter mit leuchtenden Augen. „Wir bauen ein neues Deutschland auf, führen eine technische Hochkultur ein und werben, wenn wir wieder ein freies und glückliches Volk sind, für die Entwicklung der Freiheit und Humanität auf der ganzen Erde."

Es ist eine Binsenwahrheit, in mehrtausendjähriger Menschheitsgeschichte erprobt, daß das Gold meist nicht Glück, sondern Unglück bringt. Dennoch übt es stets von neuem seinen Zauber aus. Ist nicht Ninive, als es reich an Gold und Edelsteinen war, durch den Neid der Nachbarn elend zugrunde gegangen? Sank nicht Rom, als es die Schätze der Welt in seinen Mauern hatte, zum Spielball der Söldner herab? Ging nicht Spanien am Hoch-

mut und Dünkel zugrunde, nachdem es das Gold Amerikas geraubt hatte?

Dies ging schemenhaft durch Peters Denken. Aber dennoch: Gold kann auch Segen bringen, Fesseln lösen, Wege bahnen. Peters geschichtlich eingestelltes Denken verlangte vom Golde Arbeit — nicht Macht.

Einige Minuten herrschte im kleinen Salon, wo Ria und Peter saßen, tiefes Schweigen. Auch Ria dachte an ferne Möglichkeiten, die aus ihrem Zusammentreffen mit diesem Rotbärtigen fließen könnten. Einen Augenblick sahen sich beide an. „Abgemacht", sagte Ria fröhlich.

Nun kehrten beide in das Billardzimmer zurück. Ria war ein wenig erstaunt, auf dem Vorraum wieder mit Siwok zusammenzutreffen. Was hatte Siwok, der doch jetzt eigentlich bei Watt in der Küche sein sollte, hier oben zu schaffen? Doch schien ihr die Sache nicht bedeutungsvoll genug, daß sie ihr nachforschen hätte müssen. Nun war es schon Mitternacht geworden. Wieviel hatte sie innerlich erlebt seit 24 Stunden! Jetzt wollte sie vor dem Kreis der Vertrauten ihre Pläne enthüllen. Freilich, niemand durfte davon erfahren, was sie vorhatte. Sonst würde es ganz Amerika in wenigen Stunden wissen — das war aus vielerlei Gründen sehr unerwünscht, ja geradezu gefährlich. Nichts ist schlimmer als das Goldfieber. Sogar religöse Schwärmerei ist etwas Gelinderes als der Wahnwitz, der die Massen ergreift, wenn sie Gold wittern. Das mußte vermieden werden.

Als Peter und Ria zurückkamen, wurde es einen Augenblick still im Saale. Alle hatten das Gefühl, daß heut und hier ein großes Beginnen entschieden würde. Nun ergriff Ria das Wort. Sie war keine Rednerin, sprach kurz und abgehackt, aber scharf und sachlich.

„Am Boden des Atlantischen Ozeans liegt eine Insel, wie wir alle wissen, die versunkene Insel Atlantis. Von dieser Insel berichten alte Ueberlieferungen. Wenn wir die Insel

entdecken, werden wir vermutlich die Geographie der Erdoberfläche um ein interessantes Kapitel bereichern. Unser deutscher Ingenieur hat durch eine seltsame Fähigkeit, die in ihm schlummert, die Stelle entdeckt, wo sich die Insel befindet. Ich habe — diese Entdeckung entdeckt. Ich gestehe, daß nun in mein Leben etwas Neues eingetreten ist. Bis jetzt habe ich mich der Musik und dem Tanz gewidmet und habe darin höchste Menschheitsziele erblickt. Ich werde gewiß auch ferner in meinem Leben im wesentlichen als Komponist arbeiten. Aber nun hat mich das Schicksal offenbar auserlesen, bei der Erweiterung unserer Geographie eine Rolle zu spielen. Also kurzum, ich schlage vor, daß wir eine Expedition ausrüsten, um jene Stelle, die ich allein kenne, wirklich zu untersuchen."

Ein eigenartiges Knacken ließ sich vernehmen. Alle sahen auf. Was war das? „Ein Windstoß vielleicht, der die große Antenne am Dach etwas stärker als gewöhnlich verbog", sagte Wimpffen. Albany aber, der ein sehr feines Ohr hatte, sagte lebhaft: „Ausgeschlossen, das Geräusch war im Zimmer hier, etwa an dieser Wand", und er deutete auf die Wand, wo die große Erdkarte in Merkatorprojektion aufgespannt war. Dies war ein in der ganzen Union berühmtes Wunderwerk, nämlich eine Karte mit beliebig veränderlichem Maßstab. Betrachtete man die Karte von weitem, so zeigte sie die Umrisse der Kontinente und die größten Flüsse, Städte, Gebirge klar erkennbar. Wollte man aber eine bestimmte Gegend genauer betrachten, so schaltete man eine große Linsenarmatur vor diese Stelle, belichtete sie in bestimmter Weise vom Korridor her und erhielt beispielsweise vom Staate Ohio eine Karte im Maßstab 1: 100 000; aber man konnte durch weitere Linsen die Karte bis auf den Maßstab 1: 10 000 vergrößern. Die Herstellung dieser Karte hatte mehrere Jahre gedauert, es gab keine zweite auf der Erde.

Alle gingen nun zu der bezeichneten Stelle hin. Aber es war dort nichts Besonderes zu entdecken. Es war eine Stelle im Atlantischen Ozean. Ria las die Länge und Breite ab und wandte sich betroffen an Albany, wollte ihm etwas mitteilen... aber dieser legte den Zeigefinger auf den Mund und sagte halblaut „schweigen!"

„Es hat also im Atlantischen Ozean geknackt," sagte Erichson halb lachend, halb nachdenklich. „Oh ich weiß", rief da Miß Avenoor, die sonst recht wenig sprach, „es ist ja längst Mitternacht vorbei und dort an jener Stelle wird sich wohl ein Geist befinden, der sich uns angekündigt hat!" Miß Avenoor war nämlich, trotz aller Verehrung, die sie ihrem Meister erwies, Spiritistin.

„Herrlich", rief nun Vera Garwin dazwischen, „wir erlösen den Geist durch einen Tanz aus seiner Verzauberung". „Wieso?" riefen alle lachend. — „Nun", meinte Vera, die in technischen Dingen mehr kühn als bewandert war, „wir errichten eine Aufnahmestation am Boden des Ozeans, an jener Stelle, und lassen den Telopter dort in der Tiefe von 4000 m spielen". Alle lachten. „Warum auch nicht", rief Peter Hartberger, „wir können doch den Telopter neben der gewöhnlichen Fernzelle in den Röhrentaucher auch noch einbauen. Tragen wir dann den Telopter bei einem Besuch heraus aus dem Taucher, so wird Vera Garwin am Boden des Atlantischen Ozeans sichtbar und wenn es noch Seelen dort gibt, so werden sie erlöst".

„Oh, nicht spotten," rief Miß Avenoor, „ich weiß, daß es Seelen gibt, aber nach Erlösung verlangen diese nicht. Denen ist wohler wie uns, es gibt im Reiche der Seelen keine bösen und guten Menschen, sondern nur reine Geister, unendlich reicher und glücklicher als wir!"

Alle wurden ernst. „Ja", sagte Wimpffen ruhig, „dies ist wahrlich nicht unmöglich. Es ist zumindest ein Glaube wie eine andere Religion. Wir wollen diese Ueberzeugung achten, auch wenn wir sie nicht teilen." — Helen warf

Wimpffen einen dankbaren Blick zu. Vera war etwas erstaunt. Man behandelte den Spiritismus in Europa als eine Lächerlichkeit — hier in Amerika war er einer Religion ebenbürtig.

William Albany hatte wenig gesprochen. Man merkte es ihm an, daß in ihm große Gedanken kochten. „Was machen wir“, rief er aus, „wenn sich ergibt, daß an jener Stelle, die uns der Ingenieur angibt, sich wirklich versunkenes Land befindet? Wenn sich dort Schätze befinden?“

Peter Hartberger war erregt aufgesprungen. „Wenn wir Atlantis entdecken, so erkläre ich das Land mit allen seinen Schätzen als deutsche Kolonie. Man hat dem deutschen Volk alle Kolonien geraubt. Die Räuber sind nicht willens, das gestohlene Gut herauszugeben. Deutschland ist zu schwach, gegen die Räuber Krieg zu führen. Die Erde ist verteilt, es gibt keinen Fleck, der nicht jemand gehören würde. Nur der Boden der Meere ist noch frei, hier muß sich das deutsche Volk eine neue Kolonie suchen.“

„Einverstanden“, rief Albany, „ich will gern meinen Röhrentaucher in den Dienst der guten Sache stellen.“

„Es wird allerdings nicht leicht sein, die amerikanische Oeffentlichkeit ohne weiteres für den Plan zu gewinnen“, sagte nachdenklich Erichson. „Die große Masse der Stimmberechtigten urteilt ja ganz nach idealistischen Motiven. Aber die Zeitungen, die in der Hand von einigen Großkapitalisten sind, vertreten bestimmte Interessen, sie suggerieren diese dem Souverän derart geschickt, daß der Stimmberechtigte bei Abgabe seines Votums meint, er gebe seine Meinung kund, während er doch nur, freilich ohne es zu wissen, das tut, was irgend eine mächtige Gruppe aus bestimmten Gründen für zweckmäßig hält. Wir müssen entweder eine große Anzahl eigener Zeitungen gründen, um auf das Volk einzuwirken, oder ... oder —“

„Oder“, fiel ihm Vera ins Wort, indem sie mit glühenden Wangen aufsprang, „wir reden unmittelbar durch die

kräftigste Sprache, die auf Menschen einwirken kann, durch das g e t a n z t e S c h a u s p i e l, auf das Volk dieses Landes hier ein. Ich werde am Schlusse eines jeden Tanzes die Amerikaner bitten, daß sie den Deutschen helfen sollen!"

„Das ist ein großartiger politischer Plan", rief Erichson begeistert aus, „Technik und Kunst kommen Deutschland zu Hilfe — wenn Peter Hartberger die Stelle wirklich richtig angibt, wird die Insel Deutschlands neue Kolonie. Wie lange", so wandte er sich zu Albany, „brauchen Sie für die Ausführung einer Tauchröhre?"

„Zwei Röhren sind in Auftrag gegeben, alles Material wird in wenigen Tagen in Milwaukee sein. Nach einem Dutzend Tauchversuchen kann die Ausführung der beiden Röhren endgültig erfolgen — macht zusammen etwa dreißig Tage aus", erwiderte William strahlend.

Es war 3 Uhr morgens. Die Gesellschaft ging auseinander. Müde und abgespannt — aber glücklich im Bewußtsein, dem Stapellauf eines großen Unternehmens beigewohnt zu haben. Albany flog im Morgengrauen nach Hause. Tausend Gedanken schossen dem Erfinder durch den Kopf. Vera Garwin — was für ein prächtiges Mädchen! Peter Hartberger, was für ein sympathischer Mensch; und er mit Ria — was für eine wundervolle Ergänzung! Als Albany daheim auf die Wiese flog, ließ er den Apparat stehen — er wußte, daß Watts Vater ihn versorgen würde. Etwas müde ging er noch um 4 Uhr zu Bett. Eine Frage hämmerte in seinem Hirn noch zuletzt herum: w a s w a r d a s f ü r e i n s e l t s a m e s G e r ä u s c h im Billardzimmer bei Wimpffen?

Der Planet erlebt eine Sensation.

Inzwischen erlösen
Weisheit und Liebe
den Helden

Die „Pax“ war am 3. November, abends 7 Uhr, in New York eingelaufen. Am 4. November brachten die vier größten Zeitungen in New York gleichlautende Artikel mit der Riesenüberschrift:

> Verletzung von Monroes Doctrin
>
> Deutscher Ingenieur
> Peter Hartberger
> entdeckt Atlantis
>
> will die Insel, die zu Amerika gehört, für Deutschland annektieren. Reiche Schätze, gewaltige Metallvorräte vorhanden. Die Freiheit Amerikas ist bedroht. Wenn die Unionsregierung nicht sofort einschreitet, wird sie bei der Wahl hinweggefegt. Peter Hartberger, dessen Bild wir hier bringen, wohnt beim Präsidenten der Sternenliga, Lancaster Street 4.

Die Nachricht wurde nicht allgemein ernst genommen, wirkte aber gleichwohl wie eine Bombe. Amerika ist das klassische Land der Wahllüge — die Wahlen standen bevor. Aber diese Lüge war doch zu ungewöhnlich. Die sonderbare Mitteilung war übrigens auch telephonisch allen Sprechzeitungsabonnenten zugekommen und der Gouverneur von New York hatte überdies den schriftlichen „Befehl“ erhalten, den deutschen Ingenieur nicht zu ver-

haften, „wir werden selbst für ihn sorgen". Die Unterschrift lautete: „B l a u m a s k e n".

Der Gouverneur wußte, daß dies den Tod des Deutschen bedeute und daß es demnach Pflicht wäre, den Mann zu schützen. Vermutlich lag irgend ein Racheakt vor, der durch die sonderbaren Atlantismärchen verdunkelt werden sollte. Er rief Wimpffen. den er persönlich kannte und schätzte, an. Allein dort antwortete niemand. Das war verdächtig. Waren die Blaumasken schon dort?

Frederic Longue, der Gouverneur des Staates New York, fühlte sich nicht wohl bei diesem Handel. Er erkannte, daß seine Amtspflicht und die menschliche Anteilnahme ihm geböten, sich der Bedrohten anzunehmen. Andererseits — was gingen ihn anonyme Briefe an, Zeitungsgeschwätz und Tagessensationen? Wollte der Staat gegen alle Gerüchte auftreten, die ein staatsgefährliches Mäntelchen anhatten — er hätte viel zu tun, zu viel.

Aber Longue mußte sich sagen, daß er vor sich selbst Ausflüchte mache. Er mußte Mensch sein, nicht Wahltechniker. Die Blaumasken waren in New York sehr stark. Gewiß. Ihnen hatte er die Wahl zu verdanken, er war als frankophil bekannt und die Deutschen in New York hatten ihn bekämpft. Seine Wahl hatte er aber doch im Grunde den Juden zu danken. War doch New York die größte Stadt der Juden auf diesem Planeten. Ihrer gab es über eine Million. Diese jüdische Millionenstadt hatte Longue wählen helfen, denn er hatte energisch Stellung genommen gegen die stark antisemitische Lehre einer berüchtigten Sekte der „Christirächer", die das alte Märchen von der Abschlachtung der Christen durch jüdische Rabbiner aufs neue im Volke verbreiteten. Seit den großen Judenverfolgungen in Deutschland waren die Juden von New York kühl gegen Deutschland geworden. Vielleicht war Hartberger Jude?

Es half nichts. Was er auch tun oder unterlassen würde, auf alle Fälle konnte man ihm einen Strick daraus drehen. So blieb der Entschluß, die Handlung rein menschlich bestimmen zu lassen. Longue befahl „ein Lastauto der Staatspolizei mit 40 Mann und einer Quarzlichtkanone nach Lancaster Street 4. Die Bewohner vor Blaumasken zu schützen. Eventuell in Sicherheit zu bringen. Im Notfall Blaumasken blenden. Nicht zu lang blitzen, nur Schreckblitze abgeben."

Es war 9 Uhr morgens, als die Polizei anlangte. Auf dem Dach der Villa stand eine Gruppe von Personen, bewacht von einigen Männern in blauen Masken. Als diese das Polizeischiff kommen sahen, fingen sie zu schießen an. Der Leutnant der Polizeitruppen warnte sie mit dem Lautsprecher. Da sie nicht aufhörten, einige Löcher bereits in den Nickelmantel des Schiffes geschossen hatten, wurden die vier Blaumasken auf dem Dache mit einer kleinen Lichtdouche bedacht. Sie fielen geblendet zu Boden und wurden ohnmächtig. Das Auto konnte unbehelligt landen. Ria Wimpffen trat zu dem Leutnant und sagte, auf eine Blaumaske deutend: „Dies ist unser Sekretär Blossom, der sich durch Lügen und unwahre Alarmnachrichten einen persönlichen Vorteil verschaffen wollte. Er ist der Erfinder der Alarmnachrichten, er trachtete Herrn Peter Hartberger nach dem Leben, weil der deutsche Ingenieur ihm im Wege stand!" — Und sie fügte hinzu: „Ich verlange, daß Sie diesen Mann verhaften."

Vera und Helen, sowie der Koch Watt, standen stumm neben Ria. In diesem Augenblick stürmte ein Trupp Blaumasken aus dem Innern der Villa aufs Dach. Als sie die Polizei sahen, waren sie unschlüssig, was sie tun sollten. Der Leutnant fragte höflich: „Was haben Sie in diesem Hause zu suchen?"

„Wir suchen einen Feind Amerikas", erwiderte einer der maskierten Männer, „und wünschen nicht, daß die

amerikanische Polizei uns dabei hilft". Das war ziemlich deutlich. Indessen, der Leutnant hatte seinen strikten Auftrag. Er ließ die Blaumasken umringen und entwaffnen. Aber er ließ ihnen die Masken...

Eine Abteilung Polizei wurde nun ins Haus geschickt, Wimpffen und Hartberger zu suchen. Aber es fand sich von ihnen keine Spur vor!

Ria schrie laut auf „Mörder, Mörder!" indem sie auf die Blaumasken wies. Da antwortete einer von diesen, die bisher stumm geblieben waren, „auch wir haben niemand im Hause getroffen, außer die Damen und den Koch". Watt bestätigte dies. Als die Blaumasken um 8 Uhr morgens ins Haus gestürmt waren, rief er seinen Herrn sofort an, bekam aber keine Antwort. Noch bevor die Masken das Tor erbrochen hatten, war er in Wimpffens Schlafzimmer gewesen und hatte dort niemand mehr getroffen. Ebenso war Herr Hartberger, der im Zimmer nebenan schlief, fort gewesen. Sonderbar war ihm vorgekommen, daß der Diener Siwok ebenfalls verschwunden war.

Der Leutnant ließ die vier Mann, die auf das Staatsschiff geschossen hatten und die wegen einer etwas zu starken Dosis Quarzlicht noch immer betäubt waren, ins Regierungsauto bringen. Die anderen Blaumasken protestierten und erklärten, daß der Leutnant als Feind Amerikas erklärt würde, wenn er die Ordensleute demaskieren ließe. Der Leutnant war einen Augenblick unschlüssig — aber der Gedanke an seine junge Frau und an sein kleines Mädchen daheim siegten: er hieß die Masken aus dem Auto schaffen, befahl nun sämtlichen Blaumasken, das Haus zu verlassen und gab der Wachmannschaft laut und deutlich den Befehl auf jede Blaumaske sofort zu strahlen, die sich bei Tag oder Nacht dem Hause nähern würde. Bis auf formellen Widerruf gelte der Befehl.

Die Blaumasken ließen sich dies nicht zweimal sagen. Sie waren mit dem Ausgang des Handels mehr als zufrieden. Es war ihnen recht peinlich, daß sie gegen drei Damen, die unter dem Schutze eines Negers standen, mit einer Macht von fünfzehn Mann aufgebrochen waren. Auch unter den Blaumasken waren nicht wenige ernste und ehrbare Leute, die das Beste der Menschheit auf diesem dunklen Wege zu erreichen hofften. Ihnen war natürlich der frühe Alarm, mit dem einzigen Ergebnis, daß sie drei junge Mädchen aus den Betten jagen mußten, eine peinliche und etwas dunkle Sache. Insbesondere hatten die drei Blaumasken, die auf dem Dache mit Blossom Wache gestanden hatten, unter dem Eindruck der Worte Rias Verdacht gegen Blossom geschöpft. So war es nicht zu verwundern, wenn die Blaumasken, die schon seit langem ungescheut öffentlich maskiert gingen, nun ihrer vierzehn einen in ihrer Mitte gefesselt trugen und stießen, der sich verzweifelt zu wehren schien. Blossom hatte wenig Gutes zu erwarten, wenn sich sein Ränkespiel als persönlicher Racheakt erwies. Darauf stand unbedingte Todesstrafe.

Kehren wir nach South zurück! William Albany war eingeschlafen, wobei sein Bewußtsein an Vera dachte, sein Unterbewußtsein aber zähe an der Frage festhielt: „Woher kam das merkwürdige Knacken in der Wand?“ Das Hirn dieses unvergleichlichen Erfinders arbeitete unaufhörlich, während der ruhebedürftige Körper schlief. William war denn auch noch nicht eine halbe Stunde in Morpheus Armen, als er mit einem energischen Ruck aufsprang. Er hatte es! Das Knacken war jenes Geräusch, das bei sehr starker Inanspruchnahme eines gewöhnlichen Kraftzählers eintritt. In Wimpffens Villa mußte irgendeine sehr starke Entnahme von elektrischer Energie stattgefunden haben, während die Gesellschaft im Billardzimmer beisammen war. Was konnte dies gewesen sein? Wimpffen

hatte doch keinen Fabrikbetrieb. Es war etwas Unbekanntes, Geheimes, daher Gefährliches. William mußte sich sofort Klarheit verschaffen, was hinter jener Wand steckte! Er nahm 15 Megawatt Kraft in seinen Flugsammler und fuhr wie der Blitz nach New York zurück. 1000 km in der Stunde! Er brauchte nur 40 Minuten für die 670 km Distanz. Er ging gleich auf der Straße nieder, ohne sich um das Verbot zu kümmern. Watt wurde durch einen energischen Tritt an sein Fenster geweckt. Er kannte William Albany und verehrte ihn. Washington Watt war unbedingt zuverlässig; er wurde gleich in den Zweck von Williams Besuch eingeweiht. Während alles im Hause noch schlief, gingen Watt und William ins Billardzimmer zurück. Es war aber an der Landkarte nichts zu sehen. William ging in den Korridor, suchte die Stelle von außen her zu finden. Richtig — da war der Z ä h l e r. Der hatte geknackt. „Watt," sagte William erregt, „hat der Master nie über die hohen Rechnungen für den Verbrauch an Elektrizität geklagt?" — „Ja, Herr," erwiderte der Neger erstaunt, „ich bin aber gewiß unschuldig daran, früher war doch auch die Küche elektrisch. Erst seit einigen Monaten ist der Verbrauch erstaunlich gestiegen. Es kann aber nicht an der Küche liegen!" — William riß mit einem sanften Ruck den Zähler weg. Dahinter sah er im Schein seiner kleinen Taschenheliumlampe eine glänzende Metallwand. Er vergrößerte das Loch. Die Wand war h o h l und trug in ihrer ganzen Fläche eine metallische Bekleidung. „Was ist dies?" fragte er Watt. Dieser wußte nichts davon. „War Blossom einmal einige Tage hier allein in der Villa?" fragte William den Koch. „Gewiß, Master, oft genug, wenn wir alle in Atlantic City waren."

Behutsam befestigte William wieder den Zähler an seiner Stelle. Er wußte nun alles. Hier war eine Funkstelle eingebaut, von der niemand etwas ahnte. Diese Station wurde durch den Strom der New York-Elektrizitätswerke betrieben.

Irgendwo waren die Sendedrähte unsichtbar eingebaut. Was im Billardzimmer, Wimpffens Lieblingsraum, gesprochen wurde, ertönte mit Hilfe dieses Riesenmegaphons an einer anderen Stelle. Gewiß — bei Blossom! Und die Kosten dieser betrügerischen Belauschung mußte er, Wimpffen, selbst tragen! Es war zum Lachen.

Aber nun galt es, zu handeln. William hatte keine Ahnung, was Blossom vorhaben konnte. Es war aber auch gleich: das Schlimmste mußte angenommen werden. Er weckte Wimpffen und Peter Hartberger in aller Stille, drängte sie zur sofortigen Abreise und versprach, sie im Flugzeug aufzuklären.

Noch während des Fluges wurde Erichson angerufen und nach South bestellt. William wollte sich in seinen Plänen durchaus nicht stören lassen. Nur mußte der Schauplatz der ganzen Aktion von New York wegverlegt werden. In South waren sie die Herren!

Am Abend des gleichen Tages brachte die große Presse Europas die Sensation: Entdeckung der Insel Atlantis, Annexion durch Deutschland, wahrscheinlicher Protest Amerikas. Dazu das Bild des Peter Hartberger. Alle Welt war überrascht — am meisten das Auswärtige Amt in Berlin, das natürlich nicht die leiseste Ahnung von der Angelegenheit hatte. Ein bissiger Reporter meinte zwar: „Wenn das Auswärtige Amt wirklich nichts davon weiß, ist es sicher eine bedeutende Sache!" Das war aber noch nicht alles, denn eine auffallende Erscheinung wurde aus Paris gefunkt: Die dortigen Blätter brachten Meldungen über die Angelegenheit, die ganz offenbar von der Regierung inspiriert waren. Diese Meldungen enthielten andere Details und stammten sicher nicht vom amerikanischen Funkamt, das die europäischen Blätter bediente. Wie konnte man aber in Paris so rasch eine besondere private Nachricht haben?

Wir müssen nochmals zu den ersten Tagesstunden des 4. November zurückkehren. Als die Gesellschaft sich ge-

trennt hatte, Erichson in seine Staatswohnung nach Washington, William nach South geflogen war und die Villa Wimpffen still in den keimenden Tag dämmerte, öffnete sich die Haustüre und ein Mann entfernte sich eiligen Schrittes. Es war der Diener des Hauses, Wladimir Siwok. An der nächsten Hauptstraße nahm er ein Auto und fuhr damit nach Elmhurst in Borough, an der Ostseite des East-River. Es war 4 Uhr morgens, als er an der Türe einer großen Villa läutete. Am Gartentor stand Dr. de Veldener geschrieben. In wenigen Augenblicken war jemand am Sprechapparat. Siwok sagte nur ein Wort — und schon öffnete sich die Haustüre. Siwok wurde in ein glänzend eingerichtetes Wartezimmer geführt. Nach 5 Minuten erschien Dr. de Veldener.

Dieser Mann war der Chef der Spionage in den Staaten — im Dienste einer europäischen Weltmacht. Siwok aber war sein Agent und hatte feste Anstellung bei Dr. de Veldener. Was Siwok nun in dieser frühen Morgenstunde berichtete, schien de Veldener nicht gerade sehr wichtig. Aber immerhin, da es doch den Präsidenten der Sternenliga betraf, der von de Veldeners Regierung einer privaten Ueberwachung gewürdigt wurde, so beschloß der Spionagechef sofortige Meldung an seine Auftraggeber. Noch bevor das erwachende New York die Sensation von der Entdeckung der Atlantis-Insel las, ging den Pariser Redaktionen bereits ein Communiqué vom Quai d'Orsay zu. So kam es, daß die Pariser Blätter außer der Meldung des amerikanischen Büros, das die Abendblätter brachten, bereits zur Pariser Mittagszeit die Kernpunkte der Neuigkeit melden konnten. Es war ein einstimmiges Ablehnen irgendeiner Machtvergrößerung des Deutschen Reiches. Dazwischen unverhüllte Drohungen.

Diese Meldungen erregten auf dem ganzen Planeten das größte Aufsehen. Die Berliner Regierung stand vor einem Rätsel. In den Städten des Deutschen Reiches wirkte die

Nachricht wie eine himmlische Botschaft. Eine neue Kolonie? Wie schön wäre dies — ist es nicht zu schön, als daß es wahr werden könnte? Die anglikanische Welt hielt die Meldung für ein amerikanisches Wahlmanöver von vorläufig unbekanntem Zweck. Man würde bald sehen!

Indessen sprach die ganze Welt von Peter Hartberger. Niemand kannte ihn — um so geheimnisvoller war dieser Mann. Immer und überall liebt das Volk solche Gestalten, die aus dem Dunkel auftauchen, irgendwo dem Schoße der Nation entspringen und zu Geltung gelangen. Gerade das Märchenhafte an Peters Herkunft und Werdegang — jede Zeitung brachte darüber ihre eigenen Phantasien — machte den Mann zum Liebling der Massen. Ganz besonderes Interesse zeigten die Spanier: war nicht die Möglichkeit vorhanden, daß spanische Gold- und Silberschätze gefunden würden? Hatte nicht Spanien Anspruch auf diese Reichtümer? Man wollte mit Deutschland in Frieden teilen!

Natürlich sprach man in Graz ebenfalls von Peter Hartberger. Die Ursulinerinnen, bei denen er im Kloster gegessen, die Franziskaner waren ebenso stolz auf „ihren Mann" wie die Lehrer an den Schulen, die er dort besucht hatte. „Dieser Hartberger," sagte der alte Professor Krumboldt, „ich habe es ja immer gesagt: entweder wird er am Galgen enden, oder er wird etwas ganz Großes," worauf die anderen Herren zustimmend nickten.

Ganz ungläubig aber blieb Sonja. Die illustrierte Landespost hatte wohl auch das Bild des „Peter Hartberger, deutscher Ingenieur" gebracht und sie erkannte ihren Jungen sofort. Blossoms Knöpfe hatten gute Arbeit geleistet. Aber Sonja hielt dies alles für Schwindel. Eines Tages würde ihr Peter schreiben und sie aufklären, was es mit dem allen für eine Bewandtnis habe. Peter hatte ihr vor seiner Abreise aus Berlin geschrieben. Seither konnte er kaum angekommen sein — gestern erst hatte sie die Karte bekommen und heute schon erschien sein

Bild in der Landespost. Wie würde diese Fahrt in die große Welt noch ausgehen! Ihr verträumter lieber Junge, der seine Lebtag immer so verschlossen gewesen war — in was für eine Gesellschaft mochte der wohl geraten sein?

Peter Hartberger aber befand sich in der besten Gesellschaft, die sich für ihn hätte finden lassen. Der Ort war zwar nicht gerade der liebenswürdigste: ein kleines Negerdorf in den Alleghanybergen, auf dem 35. Breitengrad. Von dort stammten die Watts, die in jenem Dorf noch als angesehene Grundbesitzer lebten. „Nur 4 Wochen Ruhe," hatte Erichson gesagt, „dann können wir wieder in den Trubel der Welt hineingehen." Albany hatte 40 Arbeiter aus Atlanta im Luftauto herkommen lassen. Diese bauten in 2 Tagen ein großes Haus aus Holz am Mount Wireless oberhalb des Dorfes Highchurch. Erichson hatte allerlei Substanzen und Instrumente aus seinem Laboratorium mitgenommen und begann noch vor Vollendung des Hauses am Mount Wireless die Untersuchungen mit Peter im Hause von Belmont Watt, Washingtons Onkel. Die Schwarzen hatten vollen Anteil an der Entwicklung der Untersuchungen, sie waren von Watt und Albany vollständig eingeweiht worden. Ein Verrat war nicht zu befürchten.

Erichson erzählte den Handwerkern aus Atlanta, es handle sich um ein Staatslaboratorium für Untersuchungen der Luft, für Wettervorhersage usw. Am 3. Tag waren die elektrischen und sanitären Anlagen eingebaut, am 4. Tag kam die Funkstation und die Kraftstation — und Albany holte Ria Wimpffen sowie Vera Garwin in aller Stille aus New York ab. Washington Watt führte die beiden jungen Mädchen durch die Gartentüre hinaus, dort empfing sie an verabredeter Stelle ein Auto, das sie zu William brachte. Da nun im Hause Wimpffens nur der Diener Siwok und der Koch Watt anwesend waren (Helen war bereits am Tag zuvor nach Washington abgereist), so fand es die

Polizei für überflüssig, das Haus noch weiter zu bewachen. Die Wache wurde also eingezogen.

Das spurlose Verschwinden aller am atlantischen Geheimnis Beteiligten erregte nicht minder Aufsehen, als die 3 Tage vorher erfolgte Aufrollung des Problems. Die Affäre mit den Blaumasken war bekanntgeworden — man vermutete ein Verbrechen und die Kriminalpolizei nahm sich der Sache, die von der politischen Polizei aufgegeben worden war, an.

Während Albany selbst seinen Freunden nicht mitteilte, wo und wie er die Expedition vorbereitete, arbeiteten Peter und Erichson im Kreise der Freunde. Martin Wimpffen hatte den Aufenthalt in den Bergen zunächst etwas unwillig hingenommen. Aber Albany hatte ihm dann seinen Expreßflieger zur Verfügung gestellt, mit dem er die 1100 km bis New York jeden zweiten Tag hin und zurück flog, um den Geschäftsverlauf in seiner Bank zu verfolgen. Er stieg nicht im Hause Lancasterstreet ab, sondern flog direkt auf sein Bankhaus zu. Er war dort für niemand zu sprechen, nur der Bankdirektor wurde ins Zimmer Wimpffens berufen. Albany hatte Wimpffen dringend ersucht, vier Wochen lang zu „verschwinden“ im Interesse des Gelingens der gemeinsamen Pläne. Albany war sicher, daß Blossom neue Ränke schmiedete. Der Sekretär war seit jenem Boxkampf nicht mehr aufgetaucht, aber Albany war sich darüber klar, daß Blossom die Blaumasken aufgehetzt hatte. Diese würden nicht ruhen, bis sie Peter Hartberger in ihrer Gewalt hätten. Sie würden auch Wimpffen gefangen nehmen, um ihn gegen Hartberger als Lösegeld auszutauschen. So waren im Hause Lancasterstreet 4 nur Siwok und Watt, die einander argwöhnisch beaufsichtigten. Die Wand im Billardzimmer aber enthielt immer noch die megaphorische Sendestation, Albany hatte Blossoms Wohnung durch Detektive aufsuchen lassen: seit jenem Abend, da er zum letztenmal

nach Hause gekommen war, blieb Blossom verschwunden, niemand im Hause hatte von ihm gesehen oder gehört. Die Wohnung war verschlossen. Wo war Blossom — was trieb er?

In Highchurch entwickelte sich ein seltsames Leben. In wenigen Tagen entschleierte hier der jüdische Gelehrte ein Geheimnis, das sich durch das Leben unseres Helden wie ein unsichtbarer Strom zog. Peter Hartberger stammte aus einer Bündner Familie, die durch ein weibliches Mitglied, Peters Urgroßmutter, mit der Valser Bluterfamilie verwandt war. Die Bluterkrankheit war an und für sich harmlos. Die Bluter haben weder Schmerzen noch sonstige Nachteile von der Krankheit, solange sie nicht — bluten. Wenn sie sich aber verletzten oder wenn durch irgendwelche Einflüsse Blutungen entstehen, beispielsweise Nasenbluten, so kann der Bluter sterben. Dieser Erscheinung liegt jedenfalls eine geringere Fähigkeit des Blutes, zu gerinnen, zugrunde. Die Krankheit ist aber im wesentlichen in bezug auf ihre Ursachen ganz unbekannt. Peter wußte, daß er ein Bluter war. Er hatte es schon in frühester Kindheit von seiner Mutter erfahren, damit er sich vor Verletzungen hüte. Sonja war nicht Bluter, die Krankheit geht nur auf die Söhne über und bleibt in den Müttern verborgen. Peter hatte, wie er sagte, nie unter den Folgen der Krankheit zu leiden gehabt, die Kenntnis von ihrem Dasein in seinem Körper war ihm wie ein persönliches Geheimnis. Zögernd nur berichtete er dem Professor davon.

Erichson untersuchte Peters Blut. Das von ihm erdachte Nukleidenmikroskop ermöglichte indirektes Sehen bis auf 500 000 fache Vergrößerung. Dieses Mikroskop war Erichsons Stolz. Noch niemand, außer dem deutschen Chemiker Runttorf, dem Erichson ein Exemplar übersandt, hatte dieses Instrument zur Verfügung. Erichson fand binnen wenigen Stunden einen Fremdkörper im Blute

Peters. Dieser Körper erwies sich als Goldkarbid. Am gleichen Tage sandte Erichson zur Kontrolle eine Blutprobe an Runttorf mit der Bitte um genaue Analyse.

Während in der Welt draußen der Zank um die Insel Atlantis bereits abzuflauen begann, erforschte Erichson das Wesen der Bluterkrankheit des deutschen Ingenieurs. Noch wußte Erichson nicht, ob er hier eine individuelle oder die allgemeine Form der Krankheit vor sich habe. Er impfte das Goldkarbid Ratten ein — diese wurden nicht Bluter. Er stellte das Karbid künstlich her und erprobte die Wirkung bei Ratten — es fand sich nichts. Nun untersuchte Peter das Blutgoldkarbid, arbeitete aber mit Nukleidenlicht kürzester Wellenlänge. Am 11. November entdeckte er die Anwesenheit eines bis dahin noch nicht bekannten Elementes im Goldkarbid des Blutes. Noch am gleichen Tage konnte er es als das 93. Element des natürlichen periodischen Systems feststellen.

Erichson nannte es zu Ehren von Peter Hartberger „Petronium“. Es war mit Platin und Osmium verwandt. Peter wollte das neue Element „Ericum“ nennen, er drang aber bei den Freunden damit nicht durch. Das Petronium spielte übrigens nur die Rolle einer persönlichen Besonderheit Peters in der Zusammensetzung des Bluter-Blutes. Es war nicht, wie Erichson zunächst glaubte, der „Schlüssel des ganzen“.

Als Niels Erichson die Nukleidenschwärme entdeckt hatte — nun waren gerade vier Jahre verflossen, — hatte er darauf hingewiesen, daß gewisse Riesensterne Quellstellen für solche Schwärme sein müßten und daß daher der ganze Weltraum von dem Nukleidenlicht, das dem menschlichen Auge natürlich verborgen bleibt, durchzogen sein müßte. Ein italienischer Astronom hatte daraufhin ein „Loch“ in der Milchstraße, eine weite dunkle Raumwüste, als Quelle für eine verhältnismäßig starke Weltraumstrahlung entdeckt. Erichson war überzeugt, daß an

jener Stelle einmal die Entwicklung der Materie aus irgendwelchen Gründen über die in unserem Sonnensystem erreichte Stufe hinausgegangen war in der Ausbildung von Elementen und Verbindungen. Schwere Elemente waren es, die Nukleidenlicht in erkennbarer Menge ausstrahlten. Seither war nachgewiesen, daß wirklich das ganze Weltall von dieser feinen Strahlung durchzogen war. In den letzten Monaten hatte Erichson gefunden, daß das Nukleidenlicht keine einheitliche Strahlung war, sondern aus vielen verschieden langen Wellenzügen bestand, die etwa ein Millionstel der Wellenlänge durchschnittlicher Röntgenstrahlen betrugen.

Diese feinste Strahlung, aus den irdischen Stoffen wie aus den Tiefen des Weltenraumes stammend, hatte sich bis dahin menschlichem Forschen entzogen, weil sie von allen bekannten Naturkräften unbeeinflußbar war. Erst als es im Zusammenhang mit der drahtlosen Kraftübertragung gelungen war, große Mengen Energie in linienförmige Wellenzüge zu konzentrieren und dadurch der Bau von Elektromagneten größter Wirkung zu ermöglichen (ohne Drahtwindungen), kam es im magnetischen Großkraftfeld zu eigentümlichen wirbelnden Erscheinungen, die im härtesten Röntgenlicht abgebildet werden konnten. Dies war eben jene Entdeckung, für die Erichson den Nobelpreis erhielt. Seit drei Monaten kannte dieser große Gelehrte aber auch schon die Verschiedenheit der einzelnen schweren Metalle, wie Gold, Platin, Iridium, Osmium in ihren Nukleidenschwärmen. Niels Erichson sprach vom „Nukleidenspektrum“ der Elemente. Diese Vorrichtung war es, die den Namen „Nukleidenmikroskop“ erhalten hatte.

Unter der Strahlung von Goldschwärmen zersetzt sich das Goldkarbid. Der frei werdende Kohlenstoff bildet mit Wasserstoff (aus Wasser) und Chlor (aus Salz) Spuren von Chloroform, die Peters Trance erzeugten. Das freiwerdende Gold aber, obschon ebenfalls nur in allerkleinsten

Spuren vorhanden, beeinflußt, gleich allen schweren Metallen, das Traumleben. Peters ganze Kindheit und Jugend war also ein schwach ausgebildeter dauernder Trancezustand, sein Leben ein stark mit Traumgebilden durchzogenes Dasein.

Am 13. November hatte Erichson den Erfolg, zum erstenmal bei Ratten Trance herzustellen, indem er sie in einen mit vielen Goldstücken gefüllten Käfig sperrte, nachdem die Ratten eine Goldkarbidinjektion erhalten hatten. Zwei Tage darauf hatte er die Schutzimpfung ausprobiert: ein Gemisch von Kalkwasser und einer schwachen Lösung von Chlorwasser. Dieses Gemisch in die Blutbahn der Ratten eingespritzt, bewirkte eine mehrstündige Immunität gegen die Folgen der Karbidzersetzung.

Inzwischen erhielt Erichson von der Staatsbank in Atlanta die Erlaubnis, in Gegenwart von zwei Aufsichtsbeamten wissenschaftliche Versuche anzustellen in den Goldkammern. Er hatte sich ausgebeten, daß über die Versuche nicht früher öffentliche Berichte erscheinen dürften, als bis er selbst seine Arbeit abgeschlossen hätte. Dies war zugestanden worden. Nun war die Bahn frei für die letzten Versuche: Rias Vermutung bestätigte sich vollkommen. Und Max Erichsons Impfung wirkte tadellos: Peter konnte stundenlang in unmittelbarer Nähe der Goldmassen verbleiben, wenn er geimpft war, ohne irgendwelche Einwirkungen zu spüren. Der Physiologe Erichson hatte seine Arbeit getan — nun mußte der Physiker Erichson einen Apparat bauen, der die Empfindlichkeit Peters automatisch nachahmte. Dazu genügte die zweckmäßige Umformung des Nukleidenmikroskops.

Am 20. November war das „Nukleiden-Spektroskop“ fertig. Dieser Apparat war nichts anderes als eine vollkommene W ü n s c h e l r u t e, das heißt also, er gab durch die automatische Untersuchung der Kernschwärme an, aus was für Stoffen diese Schwärme stammten. Diese

Erfindung war fast an der Oberfläche gelegen und sie mußte dem in den Schoß fallen, der überhaupt nur den Gedanken an sie faßte. Max Erichson hatte, wie wir gesehen haben, schon seit Monaten in der Richtung auf diese Erfindung gearbeitet und das Phänomen Peter Hartberger hatte die Ausreifung der Erfindung nur beschleunigt.

Albany arbeitete am Röhrentaucher und war meist abwesend. Peter selbst war nicht nur der Gegenstand einer eigenartigen Untersuchung, sondern er war auch selbst mit aller Kraft hinter der Lösung der großen Aufgabe her, die das Betreten des Tiefseebodens ermöglichen sollte. Vera Garwin ließ durch einen Impresario die von ihr gewünschten „zwölf tüchtigsten Amerikanerinnen" suchen, flog alle Tage einmal nach Atlanta, wohin die Post der Kolonie Mount Wireless ging. Ria aber saß stundenlang am Flügel und komponierte — ein Geheimnis. So hatte jeder sein Feld höchst gespannter Tätigkeit. Dennoch war die Verkündigung der erfolgreichen Impfung des Peter Hartberger eine Sensation. Am Abend des 20. November wurde eine kleine Feier veranstaltet und eine gemeinsame Aussprache. Albany hatte dafür auch noch einen hübschen technischen Scherz vorbereitet. Er war unauffällig in Lancasterstreet 4 gewesen, hatte die Wellenlänge des Megaphons ermittelt und wollte nun am Abend eine eventuelle Unterhaltung von Siwok und Watt zum besten geben.

Peter Hartberger war offenbar ein anderer geworden. „Wie erwacht", sagte Vera Garwin. „Wie einer, der bisher eine Maske anhatte", meinte Albany. Denn Peter war heiter und gesprächig, er war geistreich und sprühend. Was war geschehen? Wer kann es entscheiden, ob Erichson oder — R i a die Ursache war? Niemals war zwischen Ria und Peter die Rede von Liebe gewesen, auch hatte keiner der Anwesenden irgendeine Andeutung gemacht. Dennoch war es allen klar, daß Ria und Peter eine nie dagewesene Ergänzung seien, daß sie selbstverständlich

füreinander bestimmt wären. Die erste Impfung fand am 14. November statt. Aber am gleichen Tag hatten Ria und Peter einen langen Spaziergang an die Quelle des Savannah-Flusses, von wo man einen weiten Blick ins Land nach Osten hat. Die beiden sprachen nur wenig miteinander, aber sie fühlten gegenseitig Stimmung und Denkart. Fern im Osten lag der Ozean, in dessen Tiefe ein jahrtausende altes Geheimnis begraben ist. Dort war ein wundersames Feld für gemeinsame Arbeit. Ein unendliches Glücksgefühl durchströmte Peter. Das Leben erschien ihm schön wie ein Traum und manchmal kam ihm die Furcht, es könnte das Erleben der letzten Zeit wirklich nur ein Traum sein, dem ein kühlendes Erwachen folgen müßte. Er saß auf der hölzernen Bank, die auf dem steilen Granithügel mitten im Walde errichtet worden war. Die untergehende Sonne im Rücken, den Blick nach Osten, ins ferne unbestimmte Blau, so stand Ria neben ihm, die Hände auf das Geländer gestützt. Nein — das war kein Traum! Peter hatte in seinem Leben noch kein Mädchen geküßt. Das Gefühl von Stärke, Glück und Kraft rieselte durch seinen Leib. War ihm dieses wundersame Mädchen nicht gut? Waren sie beide nicht füreinander bestimmt? Leise erhob sich der blonde Steirer, nahm das liebe Mädchen vor ihm ohne weiteres in seine Arme und küßte sie mit Glut. Der vollbärtige Hühne umfaßte die lebendige Traumgestalt mit beiden Armen, hob sie zu sich empor, daß sie wie von Erdenschwere befreit über dem Boden schwebte und küßte das Traumbild seiner Kindheit! Aber diese Küsse und diese Glut bewiesen ihm die Lebendigkeit der Gegenwart und die unbezweifelbare Wirklichkeit seines Erlebens.

„Ich weiß es wohl," sagte Ria, die sich lachend Peters stürmischer Kraft ergab, „daß wir füreinander bestimmt sind. Dort im Osten liegt die Arbeit und der Erfolg unserer Zukunft. Aber in uns selbst liegt das Glück. Als ich zum

erstenmal in deine Augen blickte — damals auf der Berliner Schnellbahn — da fühlte ich es stark: dieser Mann wird für mein Leben eine Bedeutung bekommen.“

Peter hatte der Strahlenden beim Sprechen in die Augen geblickt. Und er sagte kein Wort weiter. Er küßte sie, die in sein Leben eingetreten war, wie die Erlösung, mit Innigkeit. Und nun setzte er sich mit seiner süßen Last auf die Holzbank. Während Ria, in seinen Armen ruhend, ihn sinnend betrachtete, gingen seine Blicke und Gedanken wieder hinaus nach dem Osten, aufs Meer. Und weiter zogen die Kreise des Glückstrahlenden bis in die Vergessenen Lande. Was würde die Mutter zu seinem jungen Glücke sagen. Wie würde sich die gute Sonja freuen — wenn sie wüßte!

„Ach, wenn ich doch auch noch eine Mutter hätte,“ sagte Ria seufzend, „wie du! Dann wäre ich noch glücklicher als ich schon bin und sie wäre auch glücklich. Ich weiß, Peter, daß du an deine Mutter denkst. Laß sie doch zu uns kommen!“ Peter war es zufrieden. Keiner von beiden hatte von Liebe oder Treue gesprochen. Die vollkommene Harmonie, die sich im Verkehre zwischen den beiden ergab, bedurfte keiner Beteuerungen.

„Heute Nacht,“ sagte Peter, „habe ich zum erstenmal seit langer Zeit geträumt. Ich sah meine gute Mutter; sie fragte mich, warum ich ihr nicht schreibe. Ich muß ihr nun wohl einen Bericht schicken, sie hat seit Berlin noch keine Nachricht von mir.“ Ria war es, als ob Peter an diesem Abend das erste gründliche „Auftauen“ zeige. Jedenfalls war er wenige Tage nachher völlig aufgetaut. War es die Versicherung Rias, ihm immer zur Seite stehen zu wollen, ihr ganzes Leben lang — oder war es die Impfung des Professors, die das Wunder bewirkte?

Wir können die Frage nicht entscheiden. Sicherlich war in Peter ein Feuerkopf erwacht. Am Abend des 20. November, zwei Wochen nach ihrer Ankunft in New York,

fanden sich die Freunde am Mount Wireless zusammen. Ria hatte sich eine festliche Gemeinsamkeit zu Ehren von Erichsons Erfolgen gewünscht. Sie war stets die Seele des Hauses, in der Lancasterstreet so gut wie im Woodhous am Wireless. Es ward beschlossen, daß ein jeder von sich selber berichten müsse. Bei der behaglichen Wärme der elektrischen Bodenheizung und dem freundlichen Licht der Helium-Deckenbeleuchtung saß die Gesellschaft in gleicher Gruppierung wie vierzehn Tage vorher in New York beisammen. Max Erichson, dessen Forschungen Ria in erster Linie feiern wollte, wurde aufgefordert, von sich zu berichten.

„Unser Weltraum ist von dreierlei Kraftwirkungen durchzogen: Newtonlicht, Röntgenlicht und Nukleidenlicht. Der irdische Mensch lebt unter dem Einfluß der drei Lichtarten, ohne einen Augenblick in seinem Leben davon frei zu sein. Unser unbewußtes Denken wird in hohem Maße von der Beschaffenheit des Nukleidenlichtes beeinflußt. Die in früheren Zeiten als Aberglauben verlachte Astrologie erhält durch diese Feststellungen eine ungeahnte wissenschaftliche Wiederauferstehung. So wie einst vor Jahrzehnten entdeckt wurde, daß außer den Nährstoffen auch noch Vitamine zur Aufrechterhaltung des Lebens nötig sind, so wissen wir von heute an, daß die Menschen außer den bisher bekannten Stoffen noch Spuren von individuellen Einlagerungen haben, Stoffspuren, die sich durch Generationen vererben und die den Charakter, den Typ der Familie bedingen. Nicht an und für sich, sondern sekundär, infolge der Einwirkungen, die sie durch Kernstrahlung erleiden. Die Entdeckung des Goldkarbids im Blut der Bluter ist nur ein Spezialfall dieser Allgemeinerscheinung.

Ferner: wie jeder Stoff im leuchtenden Zustand durch die Art des Lichtes seine Natur verrät — seit hundert Jahren kennen wir die Spektralanalyse — so hat auch jeder Stoff

seine eigenen Röntgenstrahlen und er hat seine eigenartige Beeinflussung der Kernstrahlung. Die letztere allein ist allgegenwärtig, durchdringt Stoff und Raum, ich hätte fast auch gesagt: die Zeit. Das Kern-Spektroskop zeigt uns die Nukleiden an, die von einem Stoff herkommen, und aus der Verteilung der Schwärme kann die Natur des Mutterstoffes erschlossen werden. Peter Hartberger war ein natürliches Spektroskop dieser Art, aber im Grunde ist jeder Mensch kosmisch beeinflußt.

Bereits ist der Apparat im Bau, der uns für die schwersten Grundstoffe die Analyse in Prozenten automatisch liefert. Nicht anders wie eine Magnetnadel von selber die Richtung weist, unter dem Einfluß der magnetischen Strahlen, so wird dieser Automat uns die Stoffe nennen, die in der Richtung seiner Antennen hin gelegen sind. Er wird uns die Entfernung der Stoffe und ihre ungefähre Masse zu schätzen gestatten. Wir können also hoffen, durch eine Expedition in den Ozean, vom Innern des Röhrentauchers aus, alles Wissenswerte über die Natur der dort vorhandenen Stoffe zu erfahren."

Am Tisch stand das Kern-Spektroskop. Die Freunde betrachteten nun mit eigenen Augen die bisher verborgene Welt der allerkleinsten Dinge. „Irgend jemand hier," rief da Peter aus, „muß ziemlich viel Gold in der Tasche haben, denn der Raum ist voll von Goldkernen." In der Tat hatte Martin Wimpffen diesmal eine Anzahl Goldrollen in seiner Rocktasche aus New York mitgenommen. „Die Entdeckung des Nukleidenmikroskops," erklärte nun Peter Hartberger, „ist meiner Meinung nach die wichtigste Erfindung seit Jahrhunderten. Es ist dies ja nichts anderes als die vollkommene Wünschelrute. Erst diese Erfindung wird den Menschen zum Herren der Erde machen. Haben wir nicht bisher auf der Erde wie Blinde gelebt? Was wußten wir von den Schätzen, die in der Tiefe der Erde schlummern? Wir sind achtlos darüber hinweggegangen,

weil wir die Stellen, wo es sich lohnte zu suchen, nicht von dem tauben Gestein unterscheiden konnten. Die Entdeckung der Insel Atlantis und ihrer Schätze wird also der erste Akt einer neuen Epoche der Weltgeschichte werden. Denn dieser Einblick in das Wesen unseres Planeten ist von nicht geringerer Bedeutung als etwa die Entstehung einer neuen geologischen Epoche."

„Liebe Freunde," ergriff nun Albany das Wort, „ich habe nicht viel zu berichten. Wir haben das Hochseekraftboot der Sternenliga zur Verfügung, meine beiden Röhrentaucher sind bereits fertig — sie warten in Savannah auf ihre Gäste. Ich war bereits mehrere Male draußen, tauchte bis auf den Grund, der dort allerdings nur 200 Meter unter der Oberfläche liegt. Wir werden unsere Versuche nicht mehr lange verheimlichen können, es ist Zeit, daß wir losschlagen."

„Ich habe die zwölf schönsten Gestalten in der amerikanischen Frauenwelt gefunden und kann in wenigen Tagen beginnen, die Dramen einzuüben, die ich mit der Gruppe durchführen will. Am Schlusse eines jeden Dramas werden wir das Publikum beschwören, den Deutschen die neue Kolonie zu gönnen. Nur Steine werden weich bleiben können! Ich bin meines Erfolges sicher." So sprach Vera Garwin, zuversichtlich wie ein Feldherr, der bereits Dutzende von Schlachten gewonnen hatte.

Nun trat Ria an den Flügel und sagte lächelnd: „Ich will einige Motive zum besten geben und ihr sollt erraten, was das ganze einmal bedeuten wird." — Und Ria ließ die Akkorde rauschen, daß ein mächtiges Fluten durch den Raum tönte. Dann rief sie einen Neger an, Tom Bell aus Highchurch, den sie bereits bestellt hatte, daß er sie begleite. Nun nahm sie ihre Geige, Tom Bell begleitete sie am Flügel. Die Geige übernahm die Führung im Branden der Töne. Die Hörer wurden ergriffen. Gewaltig und eindringlich zwang der Bau der Motive die Hirne in den Bann der Klänge. Draußen hatten sich inzwischen

vor dem Fenster die Neger aus dem Dorfe versammelt und kaum war die suggestive Gewalt der lebendigen Töne erloschen, als die Schwarzen Beifall klatschten. Die drinnen aber blieben noch eine ganze Weile stumm, in ihren Seelen zitterten die Melodien nach. Endlich fand Vera Garwin das Wort: „Sollen wir diese Komposition nicht die Atlantis-Hymne nennen?“ Dies wurde allgemein gebilligt. Nun gab auch Ria zu, indem sie ihrer Freundin einen strahlenden Blick zuwarf, daß eben dies ihr vorgeschwebt habe. Sie hatte allerdings an den Moment des Versinkens der Insel gedacht, an das Klagen der Menschen und das Brausen der Fluten, an das Zusammenschlagen des Schicksals über Atlantis. Sterbelied der Atlanter — so hatte sie gemeint. Sie nehme aber die Bezeichnung Atlantis-Hymne als umfassender an. Albany, der ein merkwürdig musikalischer Mensch war, obschon er kein Instrument spielte, pfiff bereits den Gesang der Atlanter leise zwischen den Zähnen.

Peter Hartberger war bis jetzt still geblieben. Aber es gor in ihm. „Wenn ich die Dinge und die Menschen um mich herum betrachte,“ sagte er, „so kommt es mir seit einigen Tagen so vor, als ob ich dergleichen zum erstenmal im Leben sehen würde. Was ich bis jetzt geleistet und gedacht, erscheint mir als unbedeutend im Verhältnis zu dem, was ich für das deutsche Volk zu tun habe. Die Aufgabe selbst, die ich bisher als natürlich und zweifellos mir zugehörig betrachtete, kommt mir wie ein neues Problem vor. Ich muß wohl sozusagen neu zu leben und zu denken beginnen.“

„Ein technisches Problem scheint mir dringend der Lösung bedürftig, nämlich das Heraustreten aus dem Röhrentaucher in die Welt des Meeresbodens. Wir können von jenem versunkenen Land nicht wirklich Besitz ergreifen, wenn wir es nur aus der Ferne sehen. Wir müssen dieses Land wirklich mit unseren Füßen betreten, um

sagen zu können: ‚Dies ist kraft des natürlichen Entdeckerrechtes deutsches Eigentum‘. Sonst könnte ein französisches Schiff von oben herab verkünden: ‚dies Land, das hier unten liegt, ist französisches Eigentum‘.

Ein Weg scheint mir hier gangbar. Der Druck wird an jener Stelle etwa 260 Atmosphären betragen. Diesen Druck müssen wir durch ein festes Panzerkleid abblenden, wobei das Kleid dem Träger aber eine vollkommene Beweglichkeit belassen muß. Legt man nun eine metallische Panzerung, die beliebig dünn sein kann, zwischen zwei isolierende Kautschukschichten, so läßt sich die Metallschicht auf eine hohe elektrische Spannung bringen. Die Spannung muß sich so regulieren lassen, daß sie dem örtlichen Wasserdruck das Gleichgewicht hält. Dann ist der also Bekleidete im Wasser frei beweglich. Dies ist mein Gedanke zur Lösung der Frage.“

„G r o ß a r t i g,“ rief Albany aus. „Der Mann ist ja wahrhaftig erwacht, er kann wirklich etwas,“ und anerkennend trat er zu Peter, schüttelte ihm die Hand und sagte: „das machen wir, ich bin überzeugt, daß es geht. Aber wehe dem Taucher, der einen Augenblick außer Spannung gesetzt wird. Er wird in einer Sekunde zu Brei zerfließen!“

„Ja,“ sagte Peter, „wir müssen ihm die Kraft aus der Röhre zustrahlen. Haben Sie schon Erfahrungen über Kraftstrahlung unter Wasser gemacht?“

„Nur schlimme Erfahrungen,“ antwortete Albany. „Die Energie wird größtenteils vom Wasser absorbiert, das ringsum erhitzt wird. Aber wir werden diese Schwierigkeit irgendwie überwinden,“ fügte er tröstend hinzu. „Der Gedanke ist jedenfalls überwältigend großartig und er hat das wesentliche Kennzeichen einer genialen Erfindung, er ist nämlich e i n f a c h.“

„Wird nicht,“ wandte sich Peter an Erichson, „der Druck von annähernd 260 Atmosphären die elektrische Ausstrahlung im Wasser bedeutend vermindern?

Erichson sah einen Augenblick verdutzt auf, dann rief er: „Aber sicherlich! Wir haben zwar noch keine Erfahrungen in so großen Druckgebieten, aber meine physikalische Nase sagt mir dies. Wir müssen eben mit sehr langen Energiewellen arbeiten, um Erfolge zu erreichen. Ich schlage nun vor, daß wir alles so rasch ausführen, daß wir in 14 Tagen aufbrechen können. Länger wird sich das Geheimnis nicht wahren lassen. Wir müssen dann auch Washington offiziell verständigen, die Presse benachrichtigen und für laufende Mitteilungen über den Stand der Unternehmung sorgen."

„Richtig," rief Albany, „wir werden einen Beamten engagieren, der in der ersten Röhre die Funkanlage bedienen wird. Ich will so wenig als möglich melden, natürlich; aber gerade deswegen halte ich es für richtig, daß wir regelmäßige Meldungen, die wir dann selbst nach Gutdünken einrichten können, machen."

„Einverstanden," sagte Wimpffen. „Ich nehme einen erprobten Funkbeamten aus unserer Bank mit."

Inzwischen hatte sich Albany irgend etwas zu schaffen gemacht. „Liebe Freunde," sagte er — und blieb weiterhin stumm mit erhobenem Zeigefinger im Zimmer stehen. Der Lautsprecher funktionierte nicht sehr gut — aber man erkannte am eigenartigen schlechten Englisch die Stimme von Siwok. Irgend jemand sprach auf ihn ein, Siwok antwortete abwehrend. Albany regulierte nochmals die Wellenlänge und nun konnte man beide Stimmen verstehen. William Albany, der anfangs eine Schalksmiene aufgesetzt hatte, wurde ernst — die Stimme Blossoms war deutlich erkennbar!

Blossom wünschte von Siwok zu erfahren, wo sich die Familie Wimpffen und Herr Hartberger aufhielten. Siwok wehrte ab, tat als ob er alles wüßte und nichts verraten wollte. Blossom versprach reichen Lohn und drohte mit der Rache der Blaumasken im Weigerungsfalle. Siwok

lenkte ein, bat um Bedenkzeit, die Blossom ungern bewilligte.

Peter Hartberger sprang auf. „Warum lassen Sie den Blossom nicht verhaften?“ fragte er Martin Wimpffen. „Er hat doch in Ihrem Hause eine Spionagestation eingerichtet, hat die verdammten Blaumasken auf Sie gehetzt und nun läuft er frei herum, spinnt neue Ränke und ist sogar in Ihrem eigenen Hause, während Sie selbst hier im Exil sitzen!“

Diese Explosion wirkte befreiend. Wie ein Alp hatte sich das unerwartete Wortgefecht auf die Freunde gelegt. Ria war neben Peter getreten, Vera, die sich sonst Albany in respektvoller Entfernung gehalten hatte, war zu ihm gelaufen, der sie lächelnd auf einen Stuhl neben sich setzte. Nach Peters unwirschen Worten aber atmeten alle auf. „Die Polizei ist bei uns nicht so allmächtig, wie gelegentlich in Europa,“ sagte Albany, indem er Wimpffen die Erwiderung vorwegnahm. „Gegen die mächtigen Bünde und Sekten ist schwer anzukämpfen, man muß da mehr mit Diplomatie und Verhandlungen zu erreichen suchen als mit den üblichen Mitteln der Polizei.“

„Das ist aber merkwürdig,“ sagte Peter unwirsch, „ist denn nicht der Professor Hoowarine, ich glaube von der Universität Chicago, als er seiner Zeit nachwies, der Weltkrieg sei in Paris und Petersburg ‚gemacht‘ worden, und als er diese Meinung durch Dokumente bewies und, um das amerikanische Volk aufzuklären, als Wanderapostel die Union durchzog — ist dieser anständige Mensch nicht von der Polizei verhaftet worden und jahrelang im Gefängnis geblieben? Dafür scheint die Macht der Polizei in Amerika auszureichen!“

„Ja, das ist leider wahr,“ sagte Albany, „Hoowarine ist Apostel und Märtyrer für seine Ueberzeugung, denn er leidet jetzt an Tuberkulose, die er sich im Gefängnis zugezogen hat. Die Polizei ist überall in der Demokratie gegen

Einzelpersonen übermächtig und übermütig, das wissen wir in Amerika so gut wie die Schweizer es in Europa wissen. Erst der Druck der öffentlichen Meinung, die man eben mobilisieren muß, zwingt dann die Demokratiepolizei zum Nachgeben. Und umgekehrt ist es eben diese furchtbare Ohnmacht des einzelnen, gegenüber dem Staat wie der Polizei, die in Amerika zur Bildung der Geheimbünde geführt hat. Wehe dem Polizisten, der eine Blaumaske angreift!"

„Wir kommen aber von unseren eigenen Plänen zu sehr ab," warf Wimpffen ein, „ich finde, wir müssen unser Vorhaben durchführen, ohne uns um Polizei oder Geheimbünde zu kümmern." — Die Gesellschaft war es zufrieden und man blieb noch lange beisammen. Erichson versprach, bis zum nächsten Abendmeeting mehr als die Vorbereitung für die Expedition zu leisten. „Das nächstemal," so sagte er geheimnisvoll lächelnd, „will ich Ihnen, liebe Freunde, eine kleine Ueberraschung vorbereiten, ähnlich wie heute Albany, aber noch weiter hergeholt."

Die Auffindung der versunkenen Insel Atlantis.

Der Held erwirbt
unermeßliche Schätze
für sein Volk.

Vieles glauben die Menschen zu können, manches kann der und jener auch wirklich; aber eines kann niemand: prophezeien. Am 4. Dezember wollten sich die Freunde wieder treffen. Nachher wollten sie gemeinsam losschlagen. Aber eine europäische Großmacht hatte beträchtliches Interesse daran, dieser Expedition zuvorzukommen. Siwok hatte tägliche Berichte an Dr. de Veldener geliefert und auch von Blossoms Anerbieten Meldung gemacht. Denn Siwok war kein gewöhnlicher Spion, sondern er war ein wirklicher Freund jener Weltmacht und ein Feind des deutschen Volkes. Dieses kannte er zwar gar nicht wirklich, sondern nur aus den Schilderungen französischer und und polnischer Zeitungen. Er hatte also die gleiche Vorstellung von Deutschland, das er nie gesehen, wie die mittelalterlichen Christen von der Hölle: sie war ihnen in zahlreichen Abhandlungen aufs genaueste beschrieben worden und man kannte die Hölle aus solchen Schilderungen besser als die nächste Umgebung seines Wohnortes. — Siwok also war ein überzeugter Feind Deutschlands und er betrachtete seine Stellung im Hause Wimpffen als eine Kulturmission. So war es ihm gesagt worden und dies erschien ihm ebenso ehrenvoll als bequem.

Dr. de Veldener aber wandte sich inzwischen direkt an Blossom und stattete ihn reichlich mit Geld aus, damit die Hartbergersche Expedition verhindert und der Mann unschädlich gemacht werden könnte. Blossom hatte denn

auch bald heraus, daß Albanys Röhrentaucher in Savannah bereitstünden, daß dort auch das große Motorboot der Sternenliga unter falscher Flagge im Hafen sei. Die Abfahrt der Hartbergerschen Expedition mußte verhindert werden, zugleich aber die Pläne für die Röhrentaucher herbeigeschafft — oder womöglich der Apparat selbst entführt werden. Die Verhinderung der Expedition war eine Kleinigkeit. Dazu genügten einige Dutzend Blaumasken. Blossoms Ehrgeiz ging dahin, einen oder beide Röhrentaucher zu entwenden.

Das war nicht ganz leicht. Albany ließ nämlich die Röhrentaucher nicht mehr aus seinem Schuppen heraus, und dieser Schuppen war durch ein Hochspannungsfeld ziemlich sturmsicher gemacht. Das wußte Blossom. Aber was er nicht wußte, war dies: Albany hatte für alle Fälle einige Wohnungen in der Nähe des Schuppens am Nordstrand von Savannah gemietet und mit Negern aus Highchurch belegt, denen er eine Anzahl Schwarzer aus South zugesellte. Diese Leute traten als Zirkus auf. Sie hatten nicht übermäßig viel Zulauf. Aber sie waren stets mit den beiden Wächtern des Schuppens in Verbindung.

Blossom engagierte in New York einen „schweren Jungen", den Rumänen Gorganul, den die Blaumasken für peinliche Aufträge gern verwendeten. Geld war genügend da, der Auftrag war einfach. Etwa fünfzig Mann — getrennt marschieren, vereint schlagen! Einige gewiegte Elektrogauner, die sich auf Hochspannung gut verstanden, waren bald dazu gefunden.

Am 2. Dezember, fünf Uhr abends, erloschen im Schuppen zu Savannah die Lichter, zugleich zeigte das Voltmeter an, daß die schützende Hochspannung abgezapft war. Der erste Wärter, Simeon Lorton, ein Anhänger der Sekte der Mondkirche, war seiner Aufgabe vollkommen gewachsen. Er untersuchte durchaus nicht, was los sein könnte, auch telephonierte er keineswegs beim Kraftwerk

von Savannah an, warum der Strom ausgeblieben wäre — sondern er rief sofort Gabriel Watt, Washingtons Vater an, der das Kommando über den Zirkus hatte. Es war bereits stockfinster, die Leute freuten sich eben auf ihr Abendessen, als die Meldung eintraf. Da die Schwarzen auf eine geheimnisvolle Aufgabe vorbereitet waren, ging die „Mobilisation“ verhältnismäßig rasch vor sich. Alle hatten Pferde und moderne Kleinwaffen. Der Gebrauch der Lichtwaffe war zwar verboten, nur die Union hatte sie in Verwendung. Aber Albany hatte dennoch einige Strahler verteilen können. So ausgerüstet ritten die Neger im Scheine einer kräftigen Neonröhre nach dem ihnen wohlbekannten Schuppen, der zehn Minuten von ihren Quartieren entfernt lag.

Dort waren inzwischen die Umstände kritisch geworden. Simeon Lorton rief noch auf alle Fälle Albany an, der sich vielleicht in Savannah befinden konnte — aber Albany meldete sich nicht, das Wellengitter 234×371 blieb stumm.

Gorganul, eine Zigarette lässig zwischen den Lippen, im kugelsicheren Stahlkleide, trat auf Lorton zu, sah sich den Mann an und sagte, zu den hinter ihm stehenden Gaunern gewendet: „Kühlt ihn ab“. Lorton begriff, daß er getötet werden sollte. Er bat, noch einmal nach den Vorschriften seiner Sekte beten zu dürfen, was ihm aber abgeschlagen wurde. „Mein Gott wird euch alle in Tod und Elend schicken für eure Bosheit,“ rief Lorton, während er von den widerlichen Gesellen abgeführt wurde. Diese wollten ihn vor dem Schuppen niederknallen. Die Anrufung Gottes hatte bei den schweren Jungens nur einen Heiterkeitserfolg. „Du frommer Schwindler,“ sagte ein herkulisch gebauter Mann, der Lorton besonders roh anpackte, „gleich wirst du deinen lieben Mondgott sehen.“ Das Abzeichen der Anhänger der Sekte der Mondkirche war allen bekannt.

Der gute Mensch ist immer geneigt an Wunder zu glauben. Er hofft auf einen großen Gott, auf einen unbekannten Gott, der ihm in höchster Not helfen werde. Simeon Lorton, zwischen rohen Gaunern aus dem Hafenviertel New Yorks, im Begriffe, einem anscheinend sicheren Tod entgegenzugehen, rief seinen Gott an. Die Einbrecher aber, als gedungene und berufsmäßige Mörder, achteten nicht im geringsten der Stimmung des Opfers. Ihnen schien ein Eingreifen unirdischer Mächte ausgeschlossen. Dennoch — als die Gruppe aus dem Schuppen heraustrat und alle plötzlich wie von einem Lichtmeer übergossen wurden, so daß jeder die Augen schließen mußte, da dachten auch die hartgesottenen Gauner an ein Wunder. War nicht St. Niklaus heute? Oder morgen?

Auch Simeon Lorton wurde geblendet und stand unwillkürlich gleich allen andern still. Einen Augenblick herrschte Ruhe — dann brach ein vielstimmiges Geheul aus: die fünf Gauner lagen am Boden, mit einer Rückenmarkinjektion von harten Gammastrahlen versehen. Simeon Lorton war gerettet. Watt trat aus dem Dunkel vor und streckte ihm die Hand entgegen. „Drinnen arbeitet Papa", sagte er grinsend. „Wir wollen hineingehen, sehen, was er leistet".

Es war wieder die Dezemberdunkelheit rings um den Schuppen, aber die Luft war von zahllosen Rufen und Schreien erfüllt. Gabriel hatte seine Leute trefflich ausgerüstet und eingeübt. Die Horchposten rings um den Schuppen, die von Gorganul ausgestellt worden waren, wurden überwältigt.

Simeon und Gabriel kamen gerade zurecht, um die zeremonienlose Hinrichtung des Gorganul anzusehen. Dieser hatte sich gegen die Abteilung von Papa Watt etwas zu energisch gewehrt. Gorganul hatte einen Schwarzen gepackt und an die Wand des Schuppens geschleudert. Darauf umgab Papa Watt den riesigen Rumänen zunächst

mit einem Glorienschein, wie es ihn Albany gelehrt hatte und verlangte von dem Geblendeten, sich auf die Knie zu werfen und Ruhe zu geloben. Gorganul aber, der zu seinem Panzer unbegrenztes Vertrauen hatte und von technischen Fortschritten wenig hörte, stürzte in der Richtung der Stimme Watts gegen diesen los und erwischte auch glücklich Papa Watt am Kraushaar. Ohne Zweifel wäre es Watt schlecht gegangen, wenn er nicht aus seinem Lichtstrahler dem Rumänen eine kräftige Dosis Strahlen kürzester Wellenlänge eingespritzt hätte. Denn der Rumäne, wie ein moderner Simson, war in seiner Wut und in seiner verletzten Verbrecherehre wie rasend. Aber dieses schädliche Tier in Menschengestalt lag nun im Sterben auf dem Boden.

Inzwischen war der Kampf auch rings um den Schuppen entschieden. Die gedungenen Mörder hatten außer Gorganul keinen Führer. Dieser große Gauner wollte „alles selbst machen" und hatte keinen Unterführer bei seinen Unternehmungen. Denn er mißtraute allen andern. Eine Anzahl Verbrecher wurde getötet, der Rest teilweise im verwundeten Zustand gefangen genommen.

Die Elektrogauner der Gruppe hatten inzwischen am Dach des Schuppens, unbekümmert um den Lärm der Streitenden und um das Stöhnen der Sterbenden die Arbeit, für welche sie gedungen waren, ausgeführt. Die Verbindung zu den Antennen war gelöst. Die Zufuhr von Signalen von außen war verunmöglicht. Drahttelephon und Licht, Kraft und Kraftstrahlung waren abgeschnitten. Diese Leute waren nicht wenig erstaunt, als man ihnen von unten mit dem Megaphon zurief: „entweder werdet ihr wie Vögel abgeschossen — oder ihr macht jetzt sofort die Leitungen und Strahlwege wieder in Ordnung. Eure Leute sind teils tot, teils gefesselt". — „Es ist die Wahrheit, Gentlemen," rief einer von Gorganuls Leuten hinauf, „tut Buße, ich werde von jetzt an fromm." Es

war jener Mann, der vor wenigen Minuten noch über Lortons Frömmigkeit gespottet hatte. Die plötzliche und radikale Wendung der Angelegenheit hatte sein Gemüt heftig erregt. Er war noch nicht so schlecht, daß er nicht an Wunder hätte glauben können. Er sah den Vorgang als ein Wunder an. Saulus auf dem Wege nach Damaskus war nicht entscheidender gewandelt worden wie dieser schwere Knabe beim Einbruch in Savannah.

Noch am gleichen Abend wußten Albany und Peter vom Ueberfall. Sie besprachen sich mit dem vereinbarten Wellengitter 234×372 mit Erichson. Alle waren der Meinung, daß man sofort losschlagen müßte, da es sich zeigte, daß große Kräfte im Spiel seien, die Expedition zu stören. „Wann," fragte Albany Erichson, „sind Sie bereit?" — „Morgen", antwortete dieser. Peter aber erklärte, er könnte seinen Skaphander nicht vor 5. Dezember fertig haben. So beschloß man, am 6. Dezember in See zu gehen. Bis dahin wollte Albany die beiden Röhrentaucher persönlich überwachen.

Die Eröffnung des Kinoplasten sollte am 12. Dezember stattfinden und an diesem Datum ließ sich nichts mehr ändern. Die Ausfahrt des Sternenblitzes, des schnellsten Motorschiffes der Union, Eigentum der Sternenliga, sollte am 15. Dezember stattfinden. Die Freunde aber hielten es nun für richtig, dieses Datum stark nach vorwärts zu verschieben. Welche Macht war es, die einen so gewaltigen Apparat in Bewegung setzen konnte? Wenig fehlte und die Expedition wäre unmöglich geworden! Albany war froh, daß er instinktmäßig einen so großen Schutz seiner Röhren eingerichtet hatte. Zweihundertundfünfzig Neger seit Wochen in Savannah auf Wacht — das war eine kostspielige Angelegenheit. Zwar hatte Wimpffen mit keiner Miene gezuckt, als Albany eine Million Dollar verlangte, aber Albany sah mit Verblüffung, daß er damit noch nicht zwei Wochen auskommen würde. Dann blieben aber

noch die großen Rechnungen für die Laboratorien in St. Louis und New Orleans, wohin Albany Teilaufträge vergeben hatte. Er wußte, daß Wimpffen bis jetzt die ganze Unternehmung persönlich finanzieren mußte. Ob man nicht besser eine allgemeine Anleihe auflegen würde? Der Gedanke, für eine geheimnisvolle Unternehmung eine allgemeine öffentliche Anleihe aufzunehmen, erschien freilich im ersten Augenblick komisch und nicht aussichtsreich.

An diesem Abend saßen Peter und Ria lange beisammen auf dem primitiven Balkon, der vom Holzhaus am Mount Wireless nach Osten vorsprang. Peters Gedanken waren seltsam geklärt worden. „Die größte technische Leistung, das glänzendste materielle Geschenk, das einem Volke beschert wird, oder ihm durch die Laune des Zufalls in den Schoß fällt, bringt keinerlei Segen, solange nicht jene Gesinnung dem Volke eingepflanzt wird, die allein imstande ist, aller Freude — auch der am Besitz — den Stempel der Göttlichkeit aufzudrücken: die Schätze der Welt sind allen Menschen eigen. Die Kräfte der Natur, der Reichtum an wertvollen Stoffen in der Kruste der Erde, in den Tiefen unseres Wohnplaneten — all dies ist grundsätzlich allen Menschen eigen."

„Aber," wandte Ria ein, „es ist doch bekannt: wenn alle Menschen gleich viel besitzen, so wird in kurzer Zeit der Geschickte und Geistreiche seinen Besitz vermehrt haben, der Ungeschickte und Dumme aber vermindert. Soll dann wieder ein neuer Ausgleich stattfinden? — Das gäbe ganz unsichere Verhältnisse im Besitz und all die Nachteile einer Pachtwirtschaft statt der Vorteile des Eigenheims, der eigenen Scholle. Wir in Amerika wissen genau, daß eine der wesentlichen Stützen unserer Macht die Farmer sind, ohne welche wir wirtschaftlich sehr viel schwächer wären."

„Das mag sein," erwiderte Peter. „Solange die innere Gesinnung der Menschen nicht geläutert ist, haben alle

Schätze der Erde für sie eher üble Folgen, denn Vorteile. Welches Unglück hat nicht der große Raub der Schiffe und Kolonien im Weltkrieg, den die siegenden Völker an Deutschland begingen, über diese Nationen gebracht! Daß ihr Amerikaner in den Krieg gegen unsere Väter gezogen seid, war doch nur die Folge eurer grenzenlosen geschichtlichen Unwissenheit und der geringen Widerstandskraft, die ihr gegen Suggestion habt. Seit Hoowarine weiß jedes Schulkind bei euch, wie viele Irrtümer es gekostet hat, bis eure Väter die heilige Ueberzeugung von der Notwendigkeit, Deutschland zu bekämpfen, hatten."

„Und bei euch?", wandte Ria ein, „hat doch nachher auch jeder Gymnasiast gewußt, daß Deutschland allein im Kampfe gegen die ganze Welt nicht hat bestehen können. Daß eure Väter aber dennoch immerhin vier Jahre lang den Sieg als sicher angesehen haben, das ganze Volk daran geglaubt hat, dies war ganz dasselbe wie bei uns: der bloße Glauben, Macht zu besitzen, ist ebenso verderblich wie der wirkliche Besitz von Macht. Und der Besitz an Macht ist genau so unheilvoll wie jeder andere große Besitz. Er birgt in sich den Keim für den Untergang des Besitzers. Der Besitzer wird zum „Besessenen", der sein Besitztum gegen wirkliche und gegen eingebildete Feinde verteidigen will."

„Dann sind wir völlig einig," sagte Peter Hartberger mit innigem Ausdruck. „Was folgt aber? Wenn es mir gelingt, dem deutschen Volk einen großen, vielleicht einen ungeheuren Besitz zu verschaffen, so muß man offen der Frage ins Gesicht sehen: ist der Erwerb dieses Besitzes nicht ein Danaergeschenk? Hat nicht England, da es Aegypten und Deutschafrika gewann, dadurch Indien und Kanada verloren — nachher auch Aegypten und den letzten Rest von Einfluß auf die südafrikanische Union. Gesetzt den Fall, Deutschland erwirbt eine neue reiche Kolonie

— wird nicht dadurch das deutsche Volk aufs neue in einen Taumel versetzt, wie zu jener Zeit, da es die größte Militärmacht der Erde „besaß“ und dadurch blind ward? — Dies frage ich mich.“

„Ich sehe wirklich keinen Ausweg,“ erwiderte Ria. „Wenn der Arme unglücklich ist, weil er entbehren muß — der Reiche aber ins Unglück gerät, weil er seinen Besitz verteidigen muß und dabei früher oder später wieder verarmt — so hat doch Reichtum vor Armut nichts mehr voraus. Sollte dies aber die Wahrheit sein, so brauchten wir künftig keine technischen oder anderen Fortschritte mehr, wenn doch alles vergebens ist. Das kann ich aber nicht zugeben. Ich habe einen starken Glauben an die Zukunft der Menschheit im allgemeinen und an das Los des deutschen Volkes im besonderen. Deutschland wird künftigen Reichtum ertragen.“

„Auch ich glaube dies,“ erwiderte Peter. „Aber ich muß den Weg finden, auf dem die Verteilung von Glück gefahrlos möglich ist. Ein Weg, der mir heute klar geworden ist, scheint die Diktatur zu sein. Wie der Vater den Kindern gebietet und nach freiem Ermessen, seinem Herzen und seinem Verstande folgend, alles verteilt, so soll der Diktator verteilen, was an Reichtum vorhanden.“

„Ich kann,“ so fuhr Peter nachdenklich fort, „die amerikanische Art der Volksherrschaft gar nicht als das Ideal eines nationalen Lebens ansehen. Bei euch gibt es zu wenig Idealismus, zu wenig Begeisterung. Ich sehe natürlich von der Begeisterung für Boxer und Wettflieger ab. Ich meine jene edle Begeisterung für große Menschheitsaufgaben, mit denen man in Worten so viel bei euch handelt. Die unendlich vielen Verwicklungen im öffentlichen Leben, die unlösbaren Stricke, mit denen die öffentliche Meinung durch die Zeitungen für die Trusts gewonnen und gefesselt ist, die unsichtbare und unbekämpf-

bare Herrschaft unbekannter allmächtiger Drahtzieher — dies alles kann doch nicht als das Ideal einer nationalen Verfassung, einer hochentwickelten Volksmacht betrachtet werden."

„Kann sein," schnitt Peter Hartberger, der immer eifriger wurde, Ria das Wort ab, „kann sein, daß ich noch zu wenig von den Geheimnissen der amerikanischen Denkart kenne. Aber solche Männer wie William Albany sind doch ganz gewiß nicht eben sehr zahlreich in der Union. Sicher sind die Menschen, die den Typ der Sekten und Geheimbünde ausmachen, viel zahlreicher als die Albanys. Die Amerikaner sind ja gar nicht blutsverwandt untereinander, da sie doch von zehn verschiedenen Nationen herstammen. Ihr Nationalgefühl ist also nichts Blutechtes, sondern etwas Konstruiertes, wie bei den Schweizern. Dieses Nationalgefühl ist also nur das Gefühl der vermeintlichen kulturellen Zusammengehörigkeit, wobei die Sorge um die gemeinsame Verteidigung des gemeinsamen Eigentums auch mitspielt.

Demgegenüber erscheint mir das Nationalgefühl der Deutschen als natürlicher. Zwar ist dieses Gefühl bei den Deutschen lange nicht so mächtig entwickelt wie bei den romanischen Völkern und bei den Engländern. Aber es ist immerhin stärker als bei den Slawen. Man kann auf dieses Gefühl bauen."

„Wieso —" fragte Ria erstaunt; „was kann man auf das deutsche Nationalgefühl aufbauen?" —

„Ich will nicht sagen," erwiderte Peter, „daß außer dem verunglückten deutschen Kaiserreich des Nordens irgend etwas Großes auf dem deutschen Nationalgefühl aufgebaut worden wäre. Aber ich habe seit meiner frühen Jugend die Meinung, daß vieles national hätte gemacht werden können, — wenn nicht eben die Geschichte des deutschen Volkes von ganz besonderem Pech zeugen würde. Beispielsweise: hätte nicht Martin Luther eine deutsche

Kirche einrichten können? Mit deutschem Gottesdienst, unter Abschaffung des lateinischen Kultus? So wie es Hus für Böhmen versucht hatte — jener Hus, der verräterischerweise zu Konstanz verbrannt wurde! Oder wäre es nicht möglich gewesen, im Jahre 1848 eine nationale deutsche Republik einzurichten? Oder hätte es sich nicht fügen können, daß nach den Napoleonischen Befreiungskriegen eine deutsche nationale Monarchie eingerichtet worden wäre? Monarchie oder Republik — das ist nicht so wesentlich wie die Frage, ob die Staatsform sich auf lebendige Gefühle im Volk stützt."

„Ja, lieber Peter, wo willst du denn hinaus?" fragte Ria. Die beiden sagten sich seit einigen Tagen bei deutscher Unterhaltung „du"; Ria war es, die damit begonnen hatte, und es wurde kein Wort über diese Formalität gewechselt.

„Ich suche, suche . . . Ria; ich suche einen mächtigen Anker, an dem ich das Gold der Insel verankern kann, daß es nicht zu einem Zankapfel für die Deutschen werde, daß es nicht zu einem unglücklich machenden Geschenk für mein Volk wird. Es genügt nicht, r e i c h zu sein, man muß auch gelernt haben, den Reichtum zu tragen."

Ria war über diese ganze Auffassung etwas erstaunt, obwohl sie Petern nicht unrecht geben konnte. „Woher weißt du denn dies," fragte sie, „du warst doch nie reich?"

„Aus der Geschichte," sagte Peter ruhig. „Die lehrt nämlich auch etwas!"

Sie traten ins Zimmer zurück. Draußen war es kalt geworden. Im großen Speisezimmer saßen zu beiden Seiten von Wimpffen Vera und William. Ihnen gegenüber stand an der anderen Seite des Tisches der Impresario Rosestone, der heute zum erstenmal aus Atlantic hergeflogen war. Rosestone war begeistert vom Kinoplasten. Aber er fürchtete die politische Gegnerschaft der Bünde und die religiöse der Sekten. Er riet ab, die Sympathie der

Amerikaner für Deutschland auf solche Weise wachzurufen.

„Immer noch," sagte er, „schlummert im Amerikaner das Gefühl der Verachtung und der selbstgerechten Ueberlegenheit gegen die Deutschen. Man darf diese Empfindungen, die ja seit Hoowarine nachgelassen haben, nicht durch eine so drastische Reklame neu wecken. Die Statue Friedrichs des ‚Großen', wie er in Deutschland heißt, liegt immer noch in einem Keller des Offizierheimes in Washington. Denn obwohl dieser Mann ohne Zweifel ein großer Feldherr war, so betrachten die Amerikaner doch seine Kriege gegen Oesterreich als reine Raubkriege, die Wegnahme Schlesiens aus dem Besitz der Maria Theresia als gewalttätigen Raub."

„So?" mischte sich hier Peter Hartberger ins Gespräch, „und wie sind denn die Amerikaner mit den Spaniern umgesprungen? Hat den maßgebenden Herren nicht der Besitz der schönen Inseln in die Augen gestochen? Haben sie nicht Gewalt gegen Spanien angewendet, um ihren Willen durchzusetzen?"

„Wenn wir die spanische Herrschaft über die großen Inseln stürzten, so haben wir eine schlechte Verwaltung eben durch eine bessere ersetzt. Gewiß kann man das Vorgehen auch als Imperialismus bezeichnen. Aber dieser gelegentliche Imperialismus hat gar nichts zu sagen im Vergleich mit dem beständigen kulturwidrigen Imperialismus der europäischen Völker, von denen eines das andere auffressen will. Namentlich die Franzosen haben seit vielen Jahrhunderten eine Kette von Versuchen zur Unterdrückung der Nachbarvölker erzeugt, die unendliches Unglück über die Menschheit gebracht hat. Aber auch die Franzosen selbst sind durch ihre Herrschsucht, Ruhmgier und Habsucht ins Unglück gekommen." Rosestone war von polnisch-jüdischer Abkunft, seine Mutter war englische Amerikanerin. Rosestone war in Amerika ge-

boren und lebte vollständig im amerikanischen Ideenkreis. Er war der bedeutendste Impresario in den östlichen Staaten. Nur in einer Hinsicht wies er etwas merkwürdiges auf: er blieb dem Glauben seiner Väter treu und war orthodoxer Jude. In den literarischen Kreisen von New York, die an grundgesessenen amerikanischen Talenten, sehr arm waren, galt Rosestone viel. Seine literarischen Versuche behandelten das Leiden seines Volkes bei der Zerstreuung über die Erde. Rosestone war Impresario, hatte aber dennoch für sein Werk „Der Leidensweg des Volkes Gottes“ den Nobelpreis erhalten. Er sprach jenes jüdische Deutsch, das die Ostjuden als Umgangssprache pflegen. Hartberger war zunächst davon abgestoßen, gewöhnte sich aber bald an das schlechte Deutsch. Ria drängte übrigens mit aller Macht darauf, daß man englisch spreche. Diese Sprache, sagte sie, ist für die Verständigung der Menschen geeigneter als die deutsche. Allerdings ist die französische Sprache elegant und schön, die italienische wohlklingend und graziös — aber die englische Sprache wird von viel mehr Menschen auf der Erde verstanden, sie ist knapp und klar und sie enthält überdies großartige literarische Meisterwerke, sie ist sonach die natürliche Einheitssprache der Menschen.

„Liebe Kinder,“ mischte sich Martin Wimpffen ins Gespräch, dem er bis dahin stumm gelauscht, „wir müssen zur Sache. Soll das Herz der Amerikaner durch einen unmittelbaren direkten Appell für Deutschland gerührt werden, oder soll man es der indirekten Wirkung überlassen, die dadurch entsteht, daß ein deutsches Mädchen eine deutsche Kunst den Amerikanern vorführt?“

„Ich kann nicht gut als Vertreterin des Deutschtums gelten,“ wandte Vera Garwin ein. „Erstens bin ich eine Russin, zweitens bin ich eine Jüdin. Also!“

„Aber du bist in Berlin geboren und aufgewachsen, du bringst deutsche Ideenwelten mit, tanzest einen deutschen

Kunsttanz und bist nichts als ein Sendbote deutscher Kultur," sagte Ria.

William Albany hatte bis jetzt geschwiegen und, nach seiner Art, ziemlich unverwandt Vera angeblickt. „Ich glaube," sagte er nun, „so wie ich mein Volk kenne, wird es nichts ausmachen, wenn Sie sich in schlichten Worten direkt an die Leute wenden und für Deutschland sprechen. Ich bin sicher, daß im Falle der Entdeckung der Insel Atlantis sofort eine heftige Propaganda einsetzen wird, die von einer Besitznahme durch Deutschland warnt. Bauen Sie ruhig vor. Der Lärm in der vorigen Woche hat uns ja einen Vorgeschmack gegeben. Reden Sie die Leute an. Aber wenig Worte machen."

So ward es denn auch beschlossen. Rosestone stellte seine Bedenken zurück. Es wurde noch besprochen, wie man es am besten einrichten könnte, daß die zu erwartenden Nachrichten vom Röhrentaucher und die abendlichen Vorstellungen Veras zweckmäßig einander ergänzend wirken würden. William wollte am liebsten sofort losschlagen, noch am nächsten Tag nach Savannah reisen. Aber Peter verlangte Aufschub bis zur Vollendung seiner Skaphander, indem er nochmals darauf hinwies, daß das wirkliche Betreten der Insel notwendig sei. — „Uebrigens," fuhr er nachdenklich fort, „weiß ich noch immer nicht, in welcher Form ich nun, im Falle der Besitzergreifung der Insel, diese Insel dem deutschen Volke anbieten soll? Ich will vermeiden, daß aus dem vielleicht wertvollen Geschenk eine Danaergabe entsteht."

„Ich möchte einen Vorschlag machen," sagte Albany, „der vielleicht auch die Amerikaner für die ganze Angelegenheit günstiger stimmen wird. Wie wäre es, wenn wir von vornherein die Angelegenheit mehr als eine geschäftliche Unternehmung hinstellen würden, bei welcher das amerikanische Kapital hilft, den als deutsch erklärten Besitz auszuwerten? Bieten wir dann den amerikanischen

Unternehmern einen anständigen Gewinn, so hat jeder etwas gewonnen und eine Einigung wird leichter, als wenn Amerika ausgeschaltet bliebe."

„Damit wäre ich sehr einverstanden," erklärte Peter Hartberger. „Ich hoffe, ihr werdet uns nicht völlig aussaugen, wenn ihr euer Geld in die neue deutsche Kolonie steckt," fügte er lachend hinzu. — „Gewiß nicht," erwiderte William, die dargebotene Rechte des deutschen Ingenieurs schüttelnd. „Also los," wandte er sich an Wimpffen, „mobilisieren Sie das amerikanische Kapital!"

„Freunde," sagte Wimpffen mit breitem Lächeln, „ich habe euch alle sehr lieb. Aber für euch blamieren möchte ich mich dennoch nicht ohne Not. Bevor ich einen öffentlichen Schritt in der Sache tue, müßt ihr so gut sein, die Insel einmal wirklich zu entdecken! Ich kann doch die Haut des Bären nicht zum Verkauf anbieten, ehe der Bär da ist!"

Ria und Peter sahen sich lachend an. Und in diesem Moment dachten sie wieder: wo haben wir uns schon gesehen?

Am Morgen des 10. Dezember wurde die Station Aa in Washington, die offizielle Nachrichtenzentrale des Staatsdepartements, angerufen. Welle 500.

„Motorschooner Sternenblitz der Deutsch-amerikanischen Sternenliga meldet Ausfahrt der Hartbergerschen Expedition, die vor zehn Stunden stattfand. Ziel: Auffindung der Insel Atlantis. Der große amerikanische Erfinder William Albany aus Kentucky und der deutsche Ingenieur Hartberger, ferner der amerikanische Universitätsprofessor Erichson an Bord. Nachrichten über Fortschreiten der Expedition werden alle drei Stunden nach Washington gegeben." —

Diese in offener Sprache aufgegebene Depesche hatte einen unerwarteten Erfolg. Eine halbe Stunde später kam nämlich vom Quai d'Orsay in Paris die Funkung

„Französisches Expeditionsschiff zur Erforschung von Atlantis bereits an Ort und Stelle. Frankreich ergreift Besitz von der Insel.“

Diese zweite Meldung erregte nicht nur auf dem ganzen Planeten Sensation, erzeugte Kriegsgerüchte und gab Stoff für nie dagewesene juristische Betrachtungen über die Modalitäten des Besitzergreifens, — sondern diese Meldung erregte auch Erstaunen auf dem „Sternenblitz“. War die französische Meldung nur ein Bluff? Hatte jemand die Ortsangabe verraten? Ria wußte, daß sie damals vor dem Megaphon im Billardzimmer von Albany gewarnt worden war, Länge und Breite anzugeben. Außer ihr und Albany, dem sie den Ort nachher sagte, wußte niemand davon. Oder — halt: der Kapitän. Herr Furrer hatte ja gesagt, daß er sich zufällig gerade den Ort notiert hätte. War von Furrer aus irgend eine Nachricht weitergegeben worden?

An Bord des „Sternenblitzes“, wo die Freunde mit all ihren Apparaten und Instrumenten verstaut waren, wurde diese Frage lebhaft erörtert. Furrer war ein unbedingt zuverlässiger Mann. Er stammte aus Winterthur in der Schweiz, galt als sehr klug und war seit vielen Jahren Mitglied der Sternenliga und Kapitän der „Pax“. Man mußte es als ausgeschlossen betrachten, daß er etwas verraten hätte.

Wimpffen wußte Rat. Er holte sein Notizbuch hervor. Die „Pax“ mußte eben jetzt von einer Europareise wieder zurückkehren. Südlich von Neufundland mußte sie eben passieren. Das war 3000 km von dem Motorboot der Freunde. Versuchen wir es mit dem Sternenfunk 234 mal 372, vielleicht hört uns Furrer!

Der Telegraphist — übrigens ein unangenehmer Kerl, wie alle fanden — wurde von seinem Platze gebeten, weil Albany das Doppel selbst senden wollte. Es war diese Art des Sendens eine der von Albany noch zurückgehalte-

nen Erfindungen. Bestimmte Laute wurden mit der einen Welle, gewisse andere Laute mit der zweiten Welle gesendet. Ebenso war der Empfang geteilt. Das war eigentlich alles — aber nur wer die entsprechenden Apparate richtig schaltete, konnte hören.

Albany hatte Glück. In wenigen Minuten war die Verbindung da. Furrer wußte von der Sache. Ja, es hatte ihn jemand ganz harmlos nach dem Schiffsort gefragt. Damals, als der deutsche Ingenieur krank geworden war. Furrer hatte „ja“ geantwortet auf diese Frage, die ihm der Sekretär Wimpffens gestellt hatte. „Haben Sie dem Mann die Koordinaten gesagt?“ schrie Albany aus dem „Sternenblitz“, südlich der Bermuda in den Sender hinein.

„Jawohl,“ antwortete Furrer, „ich konnte doch nicht unhöflich sein.“ „Was???“ rief Albany entsetzt . . .

„Aber ich habe,“ fügte Furrer bedächtig hinzu, „der Vorsicht halber eine falsche Angabe gemacht, nur die Minuten und Sekunden stimmen — die Grade nicht! Es war mir nämlich aufgefallen, daß Fräulein Wimpffen nicht mitteilen wollte, warum sie den Schiffsort damals kennen mußte. Und nun dachte ich, da müsse irgend etwas dahinter stecken und ich hielt mich nicht für berechtigt, die Geheimnisse von Fräulein Wimpffen anderen Leuten mitzuteilen.“

„Sie sind ein Genie,“ schrie Albany auf Furrer los, „nun ist alles gut. Sie sollen der erste sein, der zum Bankett eingeladen wird. Auf Wiedersehen.“

„Adiöh-woll,“ rief Furrer im lustigen Winterthurer Dialekt und damit war die Sache zur Zufriedenheit der Reisenden erledigt. „Wenn wir Glück haben,“ meinte Peter, „so werden wir womöglich die französischen Schiffe an falscher Stelle ihre Nachforschungen durchführen sehen.“

„Die Götter aller amerikanischen Sekten sollen uns davor bewahren, dieses Glück zu genießen,“ rief Wimpffen aus. „Blossom kennt doch unseren „Sternenblitz“ und man

muß vermuten, daß er mit den Franzosen im Einverständnis ist. Wenn uns die französischen Schiffe erblicken, so werden sie uns zumindest hindern, den strittigen Boden zu betreten."

In diesem Augenblick meldete ein amerikanisches Kriegsschiff

„Befehl vom Präsidenten: Sternenblitz ist von der amerikanischen Marine beschlagnahmt. Doch bleibt Ihnen bis auf weiteres die Bewegungsfreiheit. Wir erreichen Sie in 6 Stunden. Erbitte Bestätigung. Hissen Sie sofort Marineflagge."

Dieses Telegramm war offen mit 500 m gesendet — alle Welt konnte es nun wissen. Albany, der noch immer am Regulator saß, war einen Moment verblüfft, die übrigen aber waren erstaunt, empört und niedergeschlagen. „Das ist also die amerikanische Freiheit", rief Peter unwirsch aus. „Man kann ja in diesem Lande nicht einmal eine Expedition durchführen, ohne von Polizei oder Militär belästigt zu werden."

Albany stand seltsam da — den Zeigefinger auf dem Rücken seiner Nase, stumm ins Weite blickend. Er hatte seinen Universaldetektor aus der Tasche gezogen und sagte: „es schwirren viele Wellen herum, seltsam, denn diese Gegend des Atlantik ist doch sonst ziemlich schiffsleer".

„Freunde," sagte Ria Wimpffen in ihrer bestimmten Art, „hier kann irgend etwas nicht stimmen. Wir sind ja längst außer der Hoheit der Vereinigten Staaten. Die Union kann uns ja gar nicht beschlagnahmen, niemand hat auf dieser Stelle des Ozeans absolute Hoheit. Wir funken einfach zurück, daß wir die Beschlagnahme nicht anerkennen."

„Nein," schrie Albany lachend, „nicht so heftig, Miß Ria. Ich habe einen Onkel im Ministerium..."

„Was geht uns Ihr Onkel an?“ rief Ria dazwischen, „sofort protestieren, wir wollen freie Menschen sein, nicht beschlagnahmte.“

„Dieser Onkel,“ fuhr Albany fort, „ist ein sehr schlauer Mann, eine ungewöhnliche Intelligenz. Er bekleidet eine etwas eigenartige Stellung, die mir nicht sehr gut gefällt, aber die nun einmal auch vorhanden sein muß. Kurzum, ich bin überzeugt, dieser Onkel halst uns die Beschlagnahme aus einem bestimmten Grund auf. Natürlich ist sie ein Unrecht. Aber wir wollen nicht protestieren; nein, durchaus nicht.“

Inzwischen meldete sich das amerikanische Kriegsschiff wieder — es war der Riesenkreuzer „Trabant“ — und verlangte Bestätigung des Telegramms. Hartberger wollte, indem er sich der Meinung Rias anschloß, die Beschlagnahme nicht anerkennen. „Ich muß euch etwas deutlicher werden“, sagte Albany. „Also höret: mein Onkel, George Albany, ist Chef der panamerikanischen Kontrespionage in Washington. Seine Agenten sitzen in allen europäischen Hauptstädten. Es ist anzunehmen, daß uns eine Gefahr droht und daß George uns durch die Beschlagnahme schützen will.“

Die Freunde begriffen. Albany meldete sich beim „Trabanten“ und anerkannte die Beschlagnahme, erklärte, sofort die Flagge der amerikanischen Kriegsmarine aufzuziehen. Er hatte diese zwar nicht an Bord, konnte sie aber rasch improvisieren. Nun jagte der „Sternenblitz“ mit 80 km/St. durch den südlichen Atlantik. Hinter ihm mit 120 km/St. der „Trabant“, gefolgt von einer Anzahl langsamer laufenden Einheiten.

Wenige Stunden nachher war es klar, daß sie sich der Gesprächszone einer Flotte näherten. Es war alles chiffriert, man konnte kein Wort verstehen, auch nicht die Sprache erkennen. Der Telegraphist des „Sternenblitzes“, der seinen Platz wieder eingenommen hatte, erklärte, nie-

mals solches Durcheinander gehört zu haben. Sie waren auf dem 40. Breitengrad angekommen.

Bald konnte man mit dem Elektrotel eine große Anzahl Schiffe wahrnehmen, die vom Norden kamen und nur der Einbruch der Nacht hinderte, daß man die Schiffe mit den Fernrohren erblicken konnte. Es entstand die Frage, was dies bedeuten sollte, daß eine große Flotte an dieser abgelegenen Stelle des Atlantik vorhanden war. Albany wies den Telegraphisten an, mit verschiedenen Wellen zu horchen, um herauszubekommen, was für eine Flotte im Anzug sei. Aber der Mann — er war den Freunden als Manuel Warren vorgestellt worden. Telegraphist im Bankhaus Wimpffen & Co. — brachte nichts heraus. Albany betrachtete den Telegraphisten kopfschüttelnd. Der Mann gefiel ihm nicht. Die hastige Abreise hatte es mit sich gebracht, daß niemand sich um den Telegraphisten, der doch unentbehrlich war und also mitgenommen werden mußte, kümmerte. Die Mitteilung, daß es der bewährte Telegraphist der Sternenbank sei, hatte genügt, alle in Sicherheit zu setzen. Aber es zeigte sich, daß der Mann offenbar sein Handwerk nicht recht verstand. Wimpffen selbst kannte den Mann nicht, hatte ihn auch nie gesehen. Er war ihm vom Direktor auf sein Verlangen geschickt worden. Eine Minute vor der Abfahrt des „Sternenblitzes" stellte sich der Telegraphist mit einem Schreiben des Bankdirektors bei Wimpffen, der das Kommando hatte, vor, und niemand nahm Notiz von diesem „notwendigen Uebel", wie Ria leise sagte.

Am nächsten Morgen sollten sie über der Insel Atlantis erscheinen. Als der Morgen graute, sahen sich die Freunde in ihrem kleinen Motorboot von einer ganzen Flotte umringt. Es waren — französische Schiffe. Das Admiralschiff „Gloire française" funkte den Freunden zu: „Halt — wir wollen Ihr Schiff untersuchen!" Noch ehe Wimpffen sich mit den Freunden über die Antwort verständigt

hatte, funkte ein riesiges Schiff, das eben vor der französischen Flotte aufgetaucht war, an das französische Admiralschiff: „Das Boot ist ein amerikanisches Kriegsschiff und jeder Eingriff in seine Bewegungsfreiheit ist eine Beleidigung Amerikas“.

Zehn Minuten später lag der „Trabant“ neben dem „Sternenblitz“. Wenn der Aether imstande wäre, Gefühle zu übermitteln, so hätte er gewiß eine ziemlich hochgestapelte Wut bei den Franzosen durch die Weite geleitet. Jedenfalls wagten die Franzosen es nicht, gegen das kleine Motorboot der Sternenliga, das nun offensichtlich unter dem Schutze amerikanischer Kanonen stand, vorzugehen. Anderseits aber begleiteten sie das seltsame Paar — so daß sich eine merkwürdige Sachlage ergab. Der „Sternenblitz“, beschützt vom „Trabanten“, beide umgeben von 14 großen französischen Schiffen, bewegten sich nach Südosten. Die Freunde hatten beschlossen, sich ohne Rücksicht auf die unerbetene französische Begleitung ans Werk zu begeben. Südwestlich kamen noch einige amerikanische Panzerschiffe heran, die außerhalb des französischen Ringes blieben.

Diese Situation dauerte einige Stunden lang an. Amerika saß beim Abendessen und erfuhr durch regelmäßige Fernsprüche die Sachlage. Europa lag im Bette — nur die Chefs in den Regierungskanzleien wurden durch die Meldungen geweckt. Alle waren etwas verwirrt. Auch jene, die glaubten, daß sie die anderen überraschen und vor ein fait accompli stellen könnten, waren verdutzt.

Um 8 Uhr morgens begannen am „Sternenblitz“ die Vorbereitungen. Die Fahrt wurde eingestellt. Die genauen Ortsbestimmungen, die während der Fahrt gemacht worden waren, ergaben die gewünschte Lage. Um 10 Uhr waren die beiden Skaphander in den Röhren, Peter und Albany gingen durch die Druckschleusen in die unheimlich langen Apparate hinein, Erichson und der Telegraphist folgten, Washington Watt ging als Maschinist mit. An

Bord blieben außer Wimpffen und Ria noch die beiden Neger aus South, die Albany als Besatzung mitgenommen hatte. Der Abschied zwischen Peter und Ria war kurz und hoffnungsfroh. Ein Händedruck. Albany warf einen Kuß nach Westen, Watt grinste vergnügt und nur der Telegraphist blieb amtlich kühl.

Wenige Minuten, nachdem die französische Flotte, die beständig die Vorgänge auf dem „Sternenblitz“ optisch verfolgte, das Eintauchen der großen Röhre in den Ozean bemerkt hatte, funkte der französische Admiral auf der „Gloire française“ mit größter Kraft über die ganze Oberfläche der Erde:

> „Frankreich ergreift Besitz von der Insel Atlantis, die sich am Boden des Ozeans befindet, 2670 m unter der Oberfläche, auf 42° 12′ Länge und 29° 17′ Breite.“

Ria bediente nun den Sender des „Sternenblitzes“. Das Boot hatte zu wenig Kraft, eine ebenso gewaltige Botschaft in den Aether zu senden und Ria beschloß, sich an den Kapitän des „Trabanten“ zu wenden. Ria Wimpffen und der Kapitän waren bald einig. Der „Trabant“ funkte nach Washington, daß ein amerikanisches Kriegsschiff über der Insel Atlantis sei, außerdem französische Schiffe. Ferner sei eine deutsche Expedition unter deutschem Kommando mit deutschem Material von Bord des „Sternenblitzes“ auf den Boden des Ozeans gegangen. Wimpffen hatte es für richtig gefunden, die Röhren und alle beweglichen Apparate, mit Ausnahme des Motorbootes selbst, an Hartberger abzutreten. Dies war die Morgengabe, wie er scherzend sagte.

> „Amerikanischer Protest gegen Frankreichs Ansprüche auf die Insel Atlantis — die Insel gehört zu Amerika, kraft Monroedoktrin beansprucht Amerika das Besitztum.“

Diese Meldung lief wenige Stunden später über den Planeten. Offenbar war sie das Ergebnis eines amerikanischen Kabinettrates.

Die Meldung war allerdings nicht genau. Der Ministerrat hatte nämlich beschlossen, die Insel Atlantis nur für den Fall zu beanspruchen, daß Deutschland sein Besitzrecht gegenüber Frankreich nicht verteidigen würde.

Die Sachlage war nun mit einem Schlage eine andere geworden. Die beiden mächtigsten Staaten der Welt standen sich gegenüber. Aber jedermann wußte, daß die Sympathie der übrigen Staaten und Völker einhellig auf der Seite der Amerikaner und der Deutschen waren. Noch ehe die Welt irgend etwas über den Ausgang der Tiefsee-Expedition erfuhr, konnte sie die Nachricht zur Kenntnis nehmen, daß die französische Flotte diesen kritischen Punkt des Erdballs verlassen hatte, der einen Tag lang zum Schauplatz eines unerwarteten Krieges zu werden gedroht hatte. Frankreich war, klüger als einst Deutschland vor dem Weltkrieg, der öffentlichen Meinung der ganzen Welt in entscheidender Minute entgegengekommen.

Inzwischen hatte sich die 1. Röhre — „Tube" sagte Albany, gesenkt. Der Fall, durch Steuer und Flossen gerichtet, geschah langsam genug. Albanys Anweisungen folgend, berichtete Manuel Warren von Zeit zu Zeit die Lage des „Tube" und den Zustand der Reisenden. Temperatur und Druck, automatisch gemessen, wurden ebenfalls nach oben gefunkt. Es dauerte mehr als eine Stunde, ehe der „Tube", von Peter inzwischen „Styria" getauft, auf den Boden aufstieß. Die Freunde hatten ausgemacht, daß Peter den Boden zuerst allein betreten müsse, damit die Priorität des Deutschen nicht bestritten werden könnte. Peter sollte eine Fahne aufpflanzen und dann wollte Albany nachkommen. Dieser Vorgang sollte sofort nach oben gefunkt werden und Ria mußte die Mitteilungen mit Aufwendung der ganzen Energie möglichst weit melden.

Es war ein feierlicher Augenblick. Die langsame Prozedur der Druckaufwindung begann, Peter trat in die erste Schleusenkammer und bekam die erste Ladung Elektrizität. Die Skaphander waren bei Savannah ausprobiert worden, aber das Meer war dort nur etwa 200 m tief. Da sich die Konstruktion, nach Peters Angaben, ausgeführt, bewährt hatte, so wagten Peter und Albany, sich dem elektrischen Skaphander auch bei 1000 m, wie sie jetzt lagen, anzuvertrauen. Die Außentemperatur war 1 Grad unter Null und eine ziemlich kräftige Strömung zog nach Süden. Der Vorgang der Druckaufwertung und der gleichzeitigen elektrischen Ausgleichung dauerte eine halbe Stunde. Nun trat Peter ins Freie. Während in dem „Tube“ der treue Washington Watt seine Apparate verfolgte, um keinen Augenblick den elektrischen Kontakt mit Peter zu verlieren, ging dieser mit langsamen Schritten inmitten eines Druckes von 100 Atmosphären im Scheine einer zehntausendkerzigen Neonlampe vorwärts. Erichson hatte seine Sache gut gemacht. Während das Nukleidenmikroskop schon auf viele tausend Meter das Vorhandensein großer Goldmengen verraten hatte, spürte Peter nicht das geringste Unwohlsein. Das chemische Präparat wirkte ausgezeichnet. Peter, der in der rechten Hand die Neonlampe, in der linken die Fahne hielt, blieb nach wenigen Schritten stehen. Er steckte die Fahne zwischen zwei Steinblöcke. — Es war die Fahne des Deutschen Reiches. *Am 11. Dezember ergriff Peter Hartberger Besitz von der Insel Atlantis — für das Deutsche Volk.*

Nun trat auch Albany in seinem Skaphander aus der Schleusenkammer heraus, in seiner Rechten hielt er ebenfalls eine zehntausendkerzige Neonlampe, in seiner Linken das Nukleidenmikroskop, in Glas eingeschlossen und mit Fluorid-Beleuchtung. Das Nukleidenmikroskop war die Magnetnadel der beiden Freunde hier unten auf dem Boden

des Atlantischen Ozeans. Einzig das kräftige Ausschlagen dieses Instrumentes wies auf das Vorhandensein ungewöhnlicher Verhältnisse, — der bloße Anblick der Wüstengegend hätte keinerlei Schlüsse zulassen können.

Das Gehen war trotz ausgezeichneter Ausgleichung des Druckes außerordentlich mühsam. Die Freunde konnten sich nur mit den Taschenfernsprechern verständigen. „Mehr wie eine halbe Stunde," sagte Peter zu Albany, „werde ich es kaum hier aushalten." „Ich auch nicht," antwortete dieser, „aber in dieser halben Stunde müssen wir irgend etwas von Bedeutung sehen." — Albany ging mit dem Nukleidenmikroskop voran, er folgte der Richtung der am meisten in Anspruch genommenen Antenne.

Nach einem Marsch von 5 Minuten — sie mochten etwa 40 Meter von dem „Tube" entfernt sein — erhob sich im grellen Dunst des Druckwassers ein unbestimmter vielfältiger Schatten. Hartberger und Albany gingen direkt auf dieses unbestimmte Dunkle zu. Sie erblickten eine in riesigstem Ausmaße gehaltene Säulenhalle, von welcher intensivste Goldstrahlung ausging. Die beiden umschritten ein Viertel des kreisförmigen Goldgebäudes, wozu sie 15 Minuten brauchten. William Albany behauptete, 314 Säulen gezählt zu haben. Durch die Mitte des riesigen Kreises ging eine straßenartige Anlage, die links und rechts von Säulen besetzt war. Die Freunde schätzten die Zahl dieser Säulen auf mindestens 200. Peter versuchte, ein Stück von dem Material mit Hilfe einer Fußzange loszubrechen, es gelang nicht. Da erblickte er neben dem Eingang zum Säulenweg eine Platte, die so aussah, wie ein Stück Kapitell. Es gelang dem deutschen Ingenieur, dies Stück mit der Fußzange zu erfassen.

Die Kraft der Freunde erlahmte. Die Druckschwankungen wurden unerträglich. Peter und William beschlossen umzukehren, ohne den Versuch zu machen durch die Säulenallee hindurchzugehen. Das schwach-

glühende Stahlband, das sie auf ihrem Wege hinter sich abgewickelt hatten, erwies sich als ein vortrefflicher Führer, sie fanden ohne Mühe den „Tube“ wieder. Albany betrat die äußere Schleuse; Peter sollte noch einen Augenblick warten, da immer nur je ein Mann die Schleuse passieren konnte. Der ganze Vorgang beim Ein- und Austreten war aufs genaueste mit Watt vereinbart worden.

Manuel Warren war mit Watt allein in der „Styria“. Der Neger hatte die verantwortungsvollste Aufgabe bei diesem Teil des Unternehmens: er mußte die Richtantennen stets so dirigieren, daß die Kraft wirklich auf die beiden kühnen Wanderer strömte, die draußen einsam auf dem Boden des Atlantischen Ozeans standen. Der Telegraphist hatte den Auftrag, nach Austreten der beiden Forscher beständig über den Verlauf nach oben zu funken. Ria fragte dazwischen nach diesem und jenem. Als Warren die Rückkehr der beiden meldete, atmete Ria auf. „Sind beide durch die Schleusen?“ fragte sie noch. Aber niemand antwortete mehr.

Auf dem Boden des Meeres hatte sich eine Tragödie abgespielt. Als Albany durch das Druckabbau-System ging, das aus acht hintereinander geschalteten Zellen bestand, sollte Peter in die äußerste Zelle eintreten, sobald Albany die dritte Zelle von außen betreten hatte. Alle Zelltüren waren von innen zu regulieren. Ebenso wie die Kraftstrahlung standen sie unter der Aufsicht von Washington Watt. Warren war im oberen Teil der „Styria“, während Watt seine Apparate unten hatte. Watt hatte stets ein kleines Taschenspiegelchen bei sich. Die meisten Neger sind eitel — wie Frauen, sagte Vera, die darüber sehr erstaunt war, daß schwarze Menschen sich im Spiegel besehen wollen. Watt war kein Jüngling mehr, aber er hielt viel auf sein Aeußeres. Er war ein Gentleman. Welcher Zufall war es, der ihn veranlaßte, inmitten der verantwortungsvollen Tätigkeit sein Taschenspiegelchen neben sich auf den

Apparatetisch zu legen? Das Schicksal der Menschen hängt oft an unscheinbaren und harmlosen Verwicklungen des Alltags. Was ist ein Taschenspiegel? Aber Menschen und Völker können durch das Dasein eines unscheinbaren Gegenstandes, durch eine belanglose Handlung, durch einen sogenannten Zufall erhoben oder vernichtet werden.

Watt sah plötzlich auf seinem ziemlich dunklen Apparatetisch sich etwas bewegen. Er stutzte — es war das Spiegelbild des Telegraphisten, der sich leise auf der Leiter zu ihm nach abwärts bewegte. Dem Neger war aufgefallen, daß Warren beim langsamen Sinken sehr genau auf die Apparate, die Albany im oberen Teil des „Tube" bediente, achtete. Dies war zwar natürlich, aber es stimmte nicht recht zu der sonstigen Gleichgültigkeit, die der Telegraphist zur Schau trug. Jetzt, als er den Mann langsam und leise wie eine Katze zu sich herabkommen sah, erstarrte er einen Augenblick. Ein Mensch, der so schleicht, hat nichts Gutes im Sinn. Was tun? Die gegeringste Bewegung seiner Hände beraubte Peter Hartberger, der ja noch immer draußen war, der elektrischen Kraft und damit des Gegendrucks. In einer Sekunde wäre die Katastrophe da. Leise löste Watt seine Hände von den Hebeln, faßte unter seinen Rock und zog lautlos die Lichtwaffe heraus — jenes verbotene schreckliche Instrument, das seinen Besitzer zum unbedingten Herrn über den Gegner macht. Der Telegraphist war erledigt — aber es durfte zu keinem Kampfe kommen, damit nicht an einem Hebel gerührt wurde. Und zu stark durfte die Ladung nicht genommen werden, sonst — schrecklicher Gedanke! — bestand die Möglichkeit der Durchbohrung der Wand der „Styria".

Manuel Warren kam nicht bis auf den Boden der Röhre. Watt hatte sich plötzlich umgedreht und dem Telegraphisten eine starke Dosis Licht ins Auge geschickt. Warren hielt sich, geblendet, fest an die Leiter und zog

seinen Taschenrevolver, drückte ihn blitzschnell los. Er hatte ihn offenbar bereitgehalten. Watt wurde am Kopf durch einen Streifschuß getroffen. Aber der wackere Neger wußte, was er nun zu tun habe: er kümmerte sich weder um seinen Kopf, noch um den Banditen auf der Leiter, sondern er stellte den Hebel für Peter, der ein wenig verschoben war, weil ihm die von Watts Kopf abprallende Kugel getroffen hatte, wieder mit voller Richtung auf Peter ein, der draußen vor der Schleuse stand. Peters Standort war im Tubenkinoplasten zu sehen. Inzwischen schoß Warren, obschon geblendet, ein zweitesmal. Watt aber hatte bereits seinen Platz verlassen und packte Warren von unten her, zog ihn auf den Boden und steckte dem Wütenden, der mit Händen und Füßen um sich schlug und sich mit Bissen gegen Watts Beine wehrte, die Lichtwaffe in den Mund — „nein," dachte er im letzten Moment, „wenn der Mann tot ist, bringt er uns durch die Autopsie Verlegenheit, denn man merkt natürlich, daß er mit Licht getötet ist." Also nahm Watt sein Taschenmesser und stieß es dem Gauner zwischen die Rippen. Dann band er, der Sicherheit halber, den Mann an das eiserne Geländer fest, das die Wendeltreppe umgab.

Längst hätte Peter eintreten sollen. Schon war Albany in der innersten Schleusenkammer und immer noch hatte sich die äußerste Kammer nicht für Peter geöffnet. Peter war müde geworden, er verlor die Besinnung, stürzte zu Boden und geriet dadurch aus dem Kern der Strahlung ein wenig heraus. Er litt unter starkem Druck, konnte sich aber nicht mehr erheben. In diesen Momenten zog sein bisheriges Leben an ihm vorüber und er empfand, scheinbar in langausgedehnter Vision, den Inhalt seines Lebens als einen nicht in Erfüllung gegangenen Traum von rührender Schönheit. Peter Hartberger lag am Grunde des Atlantischen Ozeans, eine halbe Stunde, nachdem er

für sein Volk einen unermeßlichen Besitz gewonnen hatte und wußte nichts mehr von sich und seinem Schicksal.

Gibt es eine Fernwirkung seelischer Gefühle? Gewiß hatte Ria alle Ursache, über das Ausbleiben der Signale von der „Styria“ erstaunt zu sein und sich sehr zu beunruhigen. Aber — sie sah Peter am Boden des Meeres liegen, sie sah genau, wie er, bewußtlos werdend, zu Boden sank. Ria schrie laut auf. Wimpffen versuchte, seine Tochter zu beruhigen. „Ein kleiner Maschinendefekt... beruhige dich, gleich wird der Fernsprecher wieder funktionieren.“ Aber Ria ahnte alles: Peter war in höchster Gefahr.

Albany hatte innerhalb der Schleusenkammern vergebens Peter angerufen. Der junge Amerikaner wunderte sich, daß Peter nicht antwortete. Nun hörte er — denn das Wasser und die Metalle leiten den Schall sehr gut —, daß in dem „Tube“ Schüsse fielen. Er kombinierte sofort, was geschehen sein könnte, kehrte wieder um und kam in der letzten Sekunde, da eine Rettung für Peter möglich war. Auf seinen Armen trug er den Deutschen durch das System der Schleusentore in den „Tube“ hinein.

Drinnen angekommen, kniete er neben Peter und untersuchte ihn: Gottlob, das Herz schlug! Peter wurde warm gebettet. Dann erst sah sich William Albany um. Der Mann, der da an der Treppe angebunden war, lag ebenfalls in tiefer Ohnmacht und mit geschlossenen Augen. Aber was war dies? Dieser Mensch war niemand anders als Blossom! Die Lichtschüsse hatten die Emailmaske, die auf den Wangen dünn aufgetragen war, abgeschmolzen. Auch Watt erkannte den ehemaligen Sekretär.

Der Neger tat nun, was der Blaumaskenmann im umgekehrten Fall kaum getan hätte: er zog ihm das Messer

aus der Wunde und legte dem Mann einen Notverband an. Anderseits fesselte er ihn nochmals sorgfältig. Blossom war noch ohnmächtig. Seine Augen waren geschwollen und angelaufen, blind.

Albany untersuchte die Taschen Blossoms. Nichts war zu finden, nicht die leiseste Spur für irgend einen Verdacht. Es blieb nur die Tatsache, daß Blossom sich maskiert — und zwar mit modernster Emailmaske — eingeschlichen hatte und offenbar einen gefälschten Brief vorwies, als er den „Sternenblitz“ betrat.

Nun ging Albany an seine Apparate im Oberbau der „Styria“. Die Röhre begann sich zu dehnen und strecken — langsam hob sich der Bau. Albany schätzte für den Aufstieg 2 Stunden. Inzwischen sollte Watt für Peter sorgen und William wollte den Funkdienst aufnehmen. Er sprach nun mit Ria und dem Kapitän des „Trabant“. Noch bevor die „Styria“ an die Meeresoberfläche kam, lief von der Washingtoner Funkstation aus ein Spruch über alle Stationen der Erde:

„Deutscher Ingenieur Peter Hartberger hat Besitz ergriffen von Insel Atlantis und Fahne des Deutschen Reiches gepflanzt. William Albany aus South in Kentucky, hat als zweiter das versunkene Land betreten und bezeugt, die Fahne richtig gesehen zu haben. Es wurde eine riesige goldene Tempelhalle aufgefunden, 314 Säulen im Umfang, 200 Säulen auf einem Durchmesser beidseits eines Weges. Das Staatsdepartement läßt die Frage der Anerkennung dieser Besitznahme offen. Amerikanischer Großkreuzer „Trabant“ sowie eine Anzahl weiterer Kriegsfahrzeuge der Union sind an Ort und Stelle eingetroffen und bleiben bis auf weiteres als Beobachter dort.“

Durch Vermittlung des deutschen Dampfers „Bebel“ von der Ballin-Linie wurde an das Auswärtige Amt in Berlin folgende Botschaft gefunkt:

„Peter Hartberger hat am 11. Dezember die versunkene Insel Atlantis entdeckt und Besitz ergriffen. Er hat die Fahne des Deutschen Reiches mit eigenen Händen auf den Boden der Insel gepflanzt, die er mit seinen Füßen als erster betreten hat. Hartberger stellt die Insel dem deutschen Volk als Kolonie zur Verfügung unter bestimmten Bedingungen, die noch bekanntgegeben werden. Veranlassen Sie die Einberufung des Reichstags auf Anfang Januar."

Den Zeitungen Europas wurde noch folgender Bericht gefunkt (die Amerikaner bekamen nämlich ohnehin direkte Nachrichten von der Funkstation des „Trabanten"):

„Unmittelbar nach Besitzergreifung der Insel Atlantis wurde Entdecker Opfer eines Attentats. Vermutlich angestiftet durch europäische Weltmacht hat amerikanische Blaumaske Hebelwerk zu zerstören versucht. Hartberger lag fünf Minuten ohnmächtig am Boden des Ozeans unter ungeheurem Ueberdruck, da nur unvollständig geschützt. In letzter Minute aufgehoben, schwebt Entdecker gegenwärtig zwischen Tod und Leben. Wunderbare Errettung durch den treuen und tapferen Maschinisten Neger Washington Watt, der den Attentäter niederboxte. Attentäter heißt Ernest Blossom, war Sekretär bei Bankier Wimpffen, ist bekannte New Yorker Blaumaske, liegt gefesselt im Tauchapparat „Styria". Apparat wird gegen 2 Uhr New Yorker Zeit auftauchen."

In der Tat erschien die „Styria" erst um ½3 Uhr. Peter Hartberger war noch nicht erwacht, aber sein Zustand schien nicht schlimm. Blossom blitzte wütend aus halboffenen Augen und sprach kein Wort — aber er hörte offenbar alles. Er wurde schwer gefesselt ins Boot verstaut, so daß er von den Gesprächen nichts hören konnte.

Ria saß stumm und bleich neben Peter. Wenn er nicht wieder erwachen würde? Dann hätte er vielleicht doch seine Lebensaufgabe gelöst, aber sein Leben als Mensch noch nicht gelebt... Hat nicht jeder Mensch das Recht auf persönliches Glück und ist nicht auch das Innere eines Menschen eine unendliche Welt, die nach Erlösung durstet?

Das Rätsel der versunkenen Insel war, grundsätzlich wenigstens, gelöst. Hartberger hatte am Fußhacken tatsächlich eine kapitellartige flache Goldplatte von etwa 20 kg Gewicht mitgeschleppt, die Albany in der äußeren Schleusenkammer hatte liegen lassen. Die Angabe des Nukleidenspektroskops, daß sich große Goldmassen an jener Stelle befinden mußten, war somit unmittelbar bestätigt. Erst am späten Nachmittag, als der „Sternenblitz" samt den begleitenden amerikanischen Kriegsschiffen wieder gegen Westen fuhr, wurde dieser Goldklumpen aufgefunden. Albany revidierte den „Tube" und stieß dabei auf die Goldplatte, die er dem ohnmächtigen Peter Hartberger abgenommen, um ihn leichter tragen zu können. Albany kannte seine Landsleute, er durfte sie nicht vernachlässigen. Nichts kann den amerikanischen Zeitungsverleger böser machen, als wenn er interessante amerikanische Nachrichten aus Europa empfangen muß. Also Albany funkte an die Wide-World-Wireless in New York:

> Erstes Zeugnis der Kultur aus der versunkenen Insel Atlantis durch Peter Hartberger aufgefunden, große goldene Kapitälplatte, Gewicht 20 kg, Wert 20 000 Dollars. Diese Platte ist offenbar von einer der 514 goldenen Säulen, die den aufgefundenen Tempel bilden, herabgefallen. Nach meiner Schätzung ist das gesamte Gewicht der 514 Säulen samt dem ebenfalls goldenen Boden des Tempels und dem Dach 200 Millionen kg mit einem Wert von 200 Milliarden Dollars oder 800 Milliarden Goldmark. Auch wenn der Goldpreis gedrückt werden sollte,

wäre der Schatz noch unermeßlich groß. Zudem muß beachtet werden, daß dies ja nur der erste Fund ist, der Tempel liegt offenbar am Eingang einer Stadt, in der sich noch unbekannte Schätze finden werden.

William Albany.

Diese Nachricht bekamen die Amerikaner am Abend des 11. Dezember vorgesetzt. Sie löste sehr verschiedene Gefühle aus. Die Amerikaner gönnen gerne einem anderen etwas. Sie sind durchaus nicht kleinlich und neidisch. Aber der ungeheure Schatz vor ihrer Nase — stach sie doch etwas. Gleich am Abend des 11. Dezember brachte „Evening Church“, ein verbreitetes Organ der Mondkirchensekte, die Frage: „Sollen wir das Gold der Insel nicht für Amerika retten? Wenn wir für kirchliche Zwecke die Hälfte bekommen, möge der Staat die andere Hälfte nehmen.“

Das war eine für Deutschland gefährliche Strömung und Wendung. Nicht weniger schlimm war die Stellung der Bünde, vor allem der Blaumasken. Doch drang darüber in den ersten Tagen nach der Besitzergreifung nichts in die Oeffentlichkeit. Blossom war nach der unaufgeklärten Angelegenheit in der Villa Wimpffens, Lancasterstreet, aus dem Bund der Blaumasken ausgeschlossen worden. Er konnte zwar nachweisen, daß eine wichtige nationale Angelegenheit im Spiele war, vermochte aber nicht zu widerlegen, daß er persönliche Vorteile erringen wollte. So wurde er mit der gelindesten Strafe, dem Ausschluß, bedacht. Die Verfolgung der Atlantis-Angelegenheit wurde aber nicht eingestellt. Der Bund war natürlich ungünstig beeinflußt worden.

Die Morgenblätter brachten am 12. Dezember in Deutschland die oben mitgeteilten Funksprüche, dazu einige private Meldungen. Die Erregung war ungeheuer. Die Regierung ließ zwar sofort erklären, daß die ganze Atlantisfrage ungeklärt sei, daß man erst Bestätigung der

vorliegenden Meldungen abwarten müsse. Auch erklärte sie, um einem französischen Druck zuvorzukommen, daß sie fest entschlossen sei, allen Verpflichtungen nachzukommen und den Franzosen so viel zu zahlen, als Geld und Waren vorhanden seien. Aber dennoch — das nationale Temperament, so schwach es auch im deutschen Bauer, im Bürger und Arbeiter entwickelt ist, so sehr es auch jahrzehntelang von den leitenden Kreisen verschiedener Epochen mißleitet worden war — dieses nationale Gefühl folgte den Erklärungen der Wilhelmstraße nicht, es „ging durch". Aus allen Orten Deutschlands kamen Meldungen über die freudige Stimmung der Bevölkerung, Beflaggung der Häuser und Lobpreisung des Peter Hartberger. Das Bild des Helden war in allen Schaufenstern zu sehen, nachdem ein findiger Kopf eine Massenproduktion darin eingerichtet hatte. Von Graz aus schrieben Leute über Peters Jugend, die Lehrer sammelten wahre und falsche Aussprüche Peters. Niemals seit der Vereinigung Oesterreichs mit dem Deutschen Reich hatten sich die Deutschen dieser beiden Länder so sehr eins gefühlt, wie in diesen Tagen nach der Entdeckung der Atlantis-Insel.

Als am Abend des gleichen Tages von dem ersten Goldfund berichtet wurde, als dann der Wert des goldenen Tempels bekannt wurde, steigerte sich die Freude zu einem wahren Taumel. Deutschland hat wieder eine Kolonie! Sie liegt zwar auf dem dunklen Meeresgrunde, aber sie ist reicher, als alle früheren Kolonien Deutschlands und der ganzen Welt waren.

Am 13. Dezember, zur selben Zeit, da die amerikanische Eskorte samt dem „Sternenblitz" in Savannah anlangte, traf ein Kurier aus Paris in Berlin ein, begab sich zum Kanzler und verlangte ihn, im Auftrag des französischen Staatsoberhauptes, sofort zu sprechen. Marquis de Villemuide überbrachte ein französisches Ultimatum:

„Deutschland habe binnen zwei Tagen zu erklären, daß es auf die Insel Atlantis solange verzichten werde, als nicht alle aus dem Vertrag von Versailles möglichen Forderungen Frankreichs oder eines anderen, durch Frankreich vertretenen Staates erfüllt und bis auf den letzten Centime bezahlt wären.“

Um die Bevölkerung nicht in unnötige Erregung zu versetzen (wie der Kanzler, Freiherr von Lohnewitz, sagte), wurde dieses Ultimatum zunächst nicht der Presse mitgeteilt, sondern ein Ministerrat einberufen. Dieser beschloß nach langer Debatte, sich an England und Amerika um Auskunft zu wenden, ob diese Staaten bereit wären, Deutschland beizustehen, falls Deutschland auf dem Besitz der Insel bestehen würde, ohne sich an das Ultimatum zu kehren. Freiherr von Lohnewitz erklärte, falls nicht beide anglikanische Staaten Deutschland schützen wollten, sei dieses gezwungen, die von Frankreich verlangte Erklärung abzugeben. — Damit waren alle einverstanden, bis auf den Minister Straßmann. Dieser gab seine Demission, indem er erklärte, ein derartiges Zurückweichen sei schändlich, da doch Deutschland überhaupt noch gar nicht den Wert dessen, was es aufgebe, kenne und da auch die Bedingungen, unter denen es überhaupt in den Besitz der neuen Kolonie gelangen könnte, noch gar nicht bekannt seien.

Durch eine Indiskretion gelangte der Bericht über das französische Ultimatum und die Berliner Sitzung in die Oeffentlichkeit. Es erhob sich ein Sturm der Entrüstung, der dem Kabinett Lohnewitz den Boden unter den Füßen wegnahm. Der Freiherr von Lohnewitz mußte dem Kurier, Marquis de Villemuide, mitteilen, daß das Kabinett über die Frage der Beantwortung des Ultimatums ohne Zweifel stolpern werde. Er sei nicht in der Lage, die Frage zu beantworten, sein Kabinett müsse als zurückgetreten betrachtet werden. Der Marquis flog sofort nach Paris,

wo der Ministerpräsident Larremond den Staatsrat berief. Am 12. Dezember mußte es sich entscheiden, welchen Ausgang die Frage der Insel Atlantis nehmen sollte.

Niemand sieht es gerne, wenn einem Reichen Geschenke gemacht werden. Das natürliche Gefühl der Humanität empfindet es als ein Unrecht, den Aermeren angetan, wenn der Reiche reicher wird. Geschieht solche Bereicherung gar auf einem gewalttätigen Wege, so ist der also reicher Gewordene sicherlich dem allgemeinen Zorn ausgesetzt. Derartige Sentimentalitäten sind von weit größerer Bedeutung als man glauben könnte. Das amerikanische Volk vernahm mit größtem Unwillen die Kunde vom Ultimatum Frankreichs an Deutschland. Wenn die Insel, so argumentierte man in den Staaten, nicht zu Deutschland kommt, so muß sie an Amerika fallen — etwas Drittes kommt nicht in Betracht. Seit England die Bermuda-Inseln an die Union abgetreten hatte, um die Reste der Kriegsschuld aus dem Weltkrieg zu zahlen, war die weite Atlantis unter amerikanischem Einflusse. Niemand hätte es in den Staaten gerne gesehen, wenn eine europäische Weltmacht sich mitten im Atlantis festsetzte, wenn auch nur *unter* dem Meeresspiegel.

Die Stimmung war allenthalben ungünstig für Frankreich. Jeder Mensch liebt es, wenn er seine eigenen Absichten in eine menschenfreundliche Hülle bringen kann. Das Angenehme mit dem Nützlichen vereinigen — ist geradezu Staatskunst. Die Amerikaner waren sicher, daß es in ihrem eigenen Interesse lag, eine große Macht nicht noch größer werden zu lassen. Und — hatten die Deutschen nicht regelrecht Besitz ergriffen von der versunkenen Insel? Die Insel war nach moralischem Recht deutsch. Zwar hatte dies noch niemand anerkannt, auch die Union nicht. Aber auf keinen Fall konnte sie vorläufig anders als deutsch sein.

Am 15. Dezember gab es in Wimpffens Villa in New York ein kleines Fest. Die Freunde waren wieder versammelt — zwar nicht im Speisesaal, aber um Peters Bett. Peter hatte keinerlei Verletzungen, nur eine sehr große allgemeine Schwächung davongetragen. Sein Skaphander hatte sich ebenso bewährt wie Albanys „Tube“. Ja, die Techniker schüttelten den Kopf zu der Meldung, die beiden Ingenieure seien zu Fuß auf dem Boden des Atlantischen Ozeans herumgegangen. Sie konnten es nicht fassen, daß durch irgendwelche Kräfte dem ungeheuren Druck des Wassers ein genügender Gegendruck geboten hätte werden können. Dieser Unglaube war für Peter Hartberger eine große Freude, die auch dadurch nicht getrübt wurde, daß noch in den späten Abendstunden eine sensationelle Meldung aus Paris einlief: Das Ministerium war gestürzt worden, weil es mit seinen Maßnahmen gegen Deutschland noch abwarten wollte bis zur Bildung der neuen deutschen Regierung. Damit waren die Pariser politischen Kreise nicht zufrieden. Sie verlangten, da das Ultimatum voraussichtlich binnen der gestellten Frist nicht angenommen werden würde, die Kundgebung der zu ergreifenden Maßregeln. Diese dürften sich nicht auf leere Drohungen beschränken, es müßten vielmehr produktive Pfänder ergriffen werden.

Der Ausdruck war seit der Okkupation des Ruhrlandes in Frankreich sehr beliebt. Das französische Volk war empört darüber, daß die französische Flotte auf Befehl des Ministeriums vom Ort der Insel Atlantis abgedampft war und also den Platz den Deutschen überlassen hatte. Die nationalistischen Blätter schrieben und ihre Propagationsbüros funkten von Verrat am Volke. Sogar die sozialistischen Blätter sprachen offen von einer unverständlichen Nachgiebigkeit gegen den „schlummernden deutschen Militarismus“. Unter diesen Umständen war die Situation sehr schwül. Peter Hartberger sagte: entweder

nehmen die Franzosen Vernunft an — was in ihrer Geschichte allerdings selten genug nachweisbar ist — oder sie bleiben unvernünftig, dann entwickelt sich aus dieser Situation und aus diesen Spannungen ein europäischer Krieg. Ihn zu verhindern, ist heute England unfähig. Dieses Land, das vor Jahrzehnten als Besitzer von Indien und Aegypten noch ein reiches mächtiges Land war, nähert sich seit seinem im Weltkrieg eingeleiteten Niedergang der Stellung Hollands: eine höchst achtenswerte Nation, aber kein starkes Volk, vor dem die Welt Respekt hätte. Helfen kann also nur Rußland oder Amerika. Rußland ist seit dem Sturz der Bolschewisten auf dem Weg zur Restauration und kann nicht helfen — also bleibt Amerika."

„Hurrah," rief Vera Garwin, die bei diesen letzten Worten eben ins Zimmer getreten war, „die Aussichten sind sehr günstig. Sogar der skeptische Rosestone ist in Exstase geraten. Denkt euch: alle Plätze in der ganzen panamerikanischen Union sind vollständig ausverkauft für die übermorgen stattfindende Eröffnung. Die zwölf Mädels tanzen prachtvoll, es war aber auch eine Heidenmühe, sie abzurichten."

Martin Wimpffen bot der jungen Tänzerin einen Stuhl mit breiter Lederlehne und blauem Samtsitz, der ihr sehr gut gefiel. Vera warf sich hinein und fuhr, da sie aller Augen auf sich gerichtet fühlte, fort:

„Morgen abend ist Generalprobe vor geladener Presse in der ganzen Union; übermorgen ist die erste öffentliche Vorführung. Uebrigens — interessiert es euch zu wissen was getanzt wird?" — Natürlich interessierte sich jeder der Freunde für diese Frage!

„Also hört: Es gibt sechs Tänze. Diese werden stets vor Beginn durch einen Herold in altertümlichem Kostüm dem Publikum genannt und mit einigen Sätzen beschrieben, um was es sich handelt.

Erster Tanz: Das Unvollendete. Was alles vom Menschengeschlechte bis jetzt durch Ungunst des Schicksals nicht hat geleistet werden können. Was an kühnen Plänen und großen Taten unausgeführt blieb, sammelt sich irgendwo in einem seelischen Behälter und inspiriert seinen Gestalter.

Zweiter Tanz: Sehnsucht des Blinden. Der Blinde will sehen, das heißt, er will die Wahrheit erkennen. Wie blind sind wir doch alle. Wir suchen die Wahrheit, und dieser Trieb ist der mächtigste im Menschengeschlechte.

Dritter Tanz: Die Auferstehung. Der Glauben an eine Unendlichkeit der ideellen Existenz, an ein Weiterbestehen in irgendeiner Form über den Tod hinaus ist Religion. Sterben und Auferstehen sind die Formen des Lebens.

Vierter Tanz: Sieger-Hochmut. Ein Kampf; er endet mit dem Sieg der einen Partei. Der Hochmut und Dünkel der Sieger wird nun dargestellt. Die Besiegten finster und unmutig, die Sieger den Fuß im Nacken der Geschlagenen. Bosheit und Trotz, Kälte und Härte gegenüber den Unterlegenen.

Fünfter Tanz: Russische Wehmut. Von allen Völkern haben die Russen am meisten in ihren Volksliedern das traurige Motiv ausgebildet. Trauer und Wehmut erfüllt das Singen der Russen. Dieser Tanz wird von einer russischen Kapelle begleitet.

Sechster Tanz: Das deutsche Leid. Ein geschlagenes Volk, vom Sieger gedemütigt, an tausend Stellen gequält, von Negern bewacht, von fremden Beamten gepeinigt. Wie sieht es in den Herzen der Millionen aus? Wie gehen Frauen, Mütter, Töchter des Landes umher?“

Vera Garwin schwieg. Ihre Worte — sie sprach mit großer Wärme, ja mit Leidenschaft, — hatten eine be-

trächtliche Wirkung ausgeübt, so daß sogar Erichson, der stets eine gewisse angeborene Trockenheit zeigte, ergriffen wurde. Ria lief zu Vera und umarmte sie, Albany trat hinter Veras Ledersessel und wollte ihr anerkennend den Kopf streicheln — worauf Vera empört auffuhr, sich derartiges ein für allemal verbat; womit sie allerdings nur einen Heiterkeitserfolg erzielte. Die Stimmung war wieder alltäglich freundlich und lustig geworden, man hatte im Moment die französischen wie die amerikanischen Schwierigkeiten vergessen und obwohl das herrliche Programm Veras wie eine unsichtbare duftende Blume in Hartbergers Krankenzimmer schwebte, so war doch die unwiderstehliche Gewalt des Momentes die, von Mensch zu Mensch zu wirken und selber zu sein. William erinnerte Vera an die Tatsache, daß widrige Umstände ihn verhindert hätten genau vier Wochen nach jener ersten Frage die vereinbarte zweite Frage zu stellen. Vera Garwin aber wollte nichts mehr wissen. Sie protestierte aber in einer so lustigen Weise, daß man es doch nicht so recht für bare Münze nehmen konnte. Albany schlug also vor, daß sich Vera noch vier Wochen die Sache überlegen sollte. Was Vera stillschweigend annahm.

Siwok brachte einen Stoß von Briefen und Telegrammen für Peter herein. Wimpffen hatte noch keine Zeit gefunden, einen neuen Diener zu suchen. Gegen Siwok lag eigentlich nichts vor, aber Ria verlangte seine Entfernung aus dem Hause. Siwok wußte, daß seine Tage im Hause Wimpffen gezählt waren — es tat ihm leid. Während er die ersten Briefe alle noch kunstgerecht geöffnet und photographiert hatte, brachte er die rasch wachsende Flut von Briefen mit immer größerer Anerkennung. In seinem Innern ging ein Umschwung vor sich: er vernachlässigte Herrn de Veldener und plagte sich mit der Frage, ob er nicht Herrn Wimpffen alles gestehen sollte. Er war besonders empört gewesen über die Megaphon-

anlage im Hause und über die Stellung des Blossom bei de Veldener. Er hatte die echte Empörung eines anständigen Menschen gegen einen Spion, wenn er an Blossom dachte.

Albany hatte die Megaphonanlage als Aufnahmestation eingerichtet und das Billardzimmer als Büro für Peters unglaublich umfangreiche Korrespondenz. Die Gesellschaft beschloß, ins Billardzimmer zu gehen und ein wenig den Lärm der Weltnachrichten zu genießen. Peter versprach zu folgen, denn er fühlte sich heute zum erstenmal wieder etwas besser.

Noch war eine wichtige Frage ungelöst. Peter Hartberger hatte dem deutschen Volke eine Kolonie geschenkt. Aber Albany, der an Peters Stelle diese Botschaft funken ließ, hatte im Sinne Peters gewisse Bedingungen in Aussicht gestellt. Welche Bedingungen sollte Peter Hartberger bieten? Das eine war klar, daß die Kolonie dem amerikanischen Kapital und der amerikanischen Intelligenz offen stehen mußte. Dies war aber nur die eine Seite der Angelegenheit. Die andere war die Art und Weise, wie die Insel in den Besitz Deutschlands übergehen sollte, oder anders ausgedrückt: wie sie verwaltet werden sollte. Beim Anziehen las Peter einen Brief der deutschen Industriegewerkschaft: sie wollten mitarbeiten an der Hebung der Schätze der Insel und wollten einen Vertreter zu Hartberger senden. Wann er kommen dürfe? — Ferner war da ein Brief von der Washingtoner Gesandtschaft — Peter möchte bei ihr vorsprechen! — Peter lachte vor sich hin: der Herr Gesandte weiß doch wo ich wohne! — Dann war die schriftliche Wiedergabe eines Funkspruchs des Berliner Auswärtigen Amtes da: das Amt bittet um einen direkten authentischen Bericht über die Vorgänge am 11. und 12. Dezember, ferner um genaue Angabe der Lage des Ortes. Schließlich aber fand sich — ein Telegramm Sonjas: „Bist Du gesund?“.

Ja richtig, er hatte doch seiner Mutter seit der Abreise aus Berlin noch nicht geschrieben. Trotzdem er sichs so oft vorgenommen hatte. Und wie hatte die Mutter Peters Adresse wissen können? Peter sah nach. Da stand gedruckt:

An

Peter Hartberger

in Amerika

und daraufhin fand die findige New Yorker Post, an die das Telegramm offenbar zuerst geleitet wurde, den richtigen Mann! Alle Achtung vor der amerikanischen Post, sagte sich Peter.

Ria klopfte, „kommst du nicht?" — Peter war fertig. Langsam schritt er, von Ria liebreich und kräftig zugleich gestützt, ins Billardzimmer. Dort waren inzwischen die dringenden Anfragen der Reporter besprochen worden. Dreißig Berichterstatter amerikanischer Zeitungen, ferner vier Franzosen und ein Engländer warteten seit Tagen darauf, mit Peter Hartberger reden zu können. Sollte man es heute wagen? Erichson war durchaus dagegen. Außerdem, sagte er, müßte alles was man den Leuten sagen wollte, vorher ganz genau überlegt werden. Es ward beschlossen, daß Miß Avenoor mit den Reportern reden sollte, diese müßten ihre Fragen genau formulieren und Peter würde sie schriftlich beantworten. Für eine mündliche Unterhaltung sei Peter Hartberger zu schwach. Dagegen sei Aussicht, daß er in etwa fünf Tagen so weit sein werde, die Herren persönlich zu empfangen. Heute sei noch mit jeder Anstrengung Lebensgefahr verbunden. „Die Herren," so sagte Miß Avenoor aus freien Stücken, „möchten doch bedenken, daß es keine Kleinigkeit sei, auch nur fünf Minuten lang auf dem Boden des Ozeans bewußtlos unter einem ungeheuren Druck zu liegen!"

Die Freunde saßen nun fröhlich im Billardzimmer, ließen die verschiedenen Wellen Revue passieren, um zu hören, was es Interessantes und Neues in der Welt gebe. Siwok, der seine süßeste Miene aufsetzte und Ria anhimmelte, trug chinesischen Tee, kalifornische Riesenäpfel, floridanische Zuchtbananen und peruanische Feigen herum. „Weihnachten," sagte Peter, „werden wir schon wissen, was Vera für Deutschland geleistet haben wird. Alle Anzeichen sind günstig. Nun helft mir, liebe Freunde, einen Weihnachtsbrief an die Deutschen zu schreiben. Ich will ihnen die Kolonie als Weihnachtsgabe anbieten und dazu die Bedingungen, die der Reichstag annehmen muß. Aber ich weiß noch nicht, welche Bedingungen dies eigentlich sein sollen. Das Volk soll durch den Schatz, den es bekommt, nicht ins Unglück geraten. Am liebsten möchte ich die Verwaltung der Insel von der des Deutschen Reiches abtrennen und einem besonderen technischen Parlament unterstellen."

In diesem Augenblick lief ein deutscher Rundfunk durch den Raum

„Deutschland ruft den Völkerbund an gegen Frankreichs Ultimatum. Deutschland bestreitet den Franzosen das Recht, sich in die Atlantisfrage zu mischen. Das neue Ministerium mit Dr. Mannhoff an der Spitze weist französisches Ultimatum zurück".

Die Meldung war offiziell aus Berlin. „Bravo," rief Albany, „endlich haben sie da drüben etwas Rückgrat gewonnen. Nun kann Peter Hartberger seine Botschaft freudigeren Herzens an seine Landsleute richten." Albany sprach schon völlig wie ein Deutscher die deutsche Sprache. Vera hingegen wollte ihn stets zum Englischen zwingen, um sich selbst darin zu üben. So war die Sprache der Freunde ein wenig polyglott.

„Der Gedanke mit dem technischen Parlament gefällt mir sehr gut," sagte Wimpffen, „das wird auch für ameri-

kanisches Kapital ein starker Anreiz sein, sich kräftig zu beteiligen. Ich habe bereits Fühlung genommen. Wir können so viel Geld haben, wie wir wollen.“

„Anfangs Januar sollten wir die Expedition zur Erforschung der geographischen Verhältnisse der Insel ausführen,“ sagte nun Erichson, indem er den Gedankengang unterbrach. „Wenn bis dahin eine genügende Anzahl von Skaphandern bereit ist, wäre kein Grund, die Sache länger hinauszuschieben.“ Aber Peter ließ sich nicht abbringen:

„Freunde,“ sagte er, „seid ihr damit einverstanden, daß man für ganz Deutschland samt der Atlantis-Insel die Schaffung eines technischen Parlamentes verlangt, in dessen Entscheidung alle wirtschaftlichen, technischen, industriellen, bergbaulichen Fragen kommen sollen? Mein Gedanke ist, auf diese Weise das deutsche Land dahin zu bringen, daß alle Naturschätze systematisch und nach einheitlichen, großzügigen Gesichtspunkten ausgewertet werden. Bedenken wir, was für bedeutende und vorbildlose technische Einrichtungen zur Erforschung und Ausbeutung von Atlantis durchzuführen sind, bedenken wir die vermutlich großen Werte, die geschaffen werden, so müssen wir dem technischen Parlament überlegene Bedeutung zubilligen.“

„Ich muß gestehen,“ sagte Ria Wimpffen in freundlichem Ernst, „daß ich eigentlich das technische Parlament nicht für gar so wichtig halte. Heute wird doch jedes Projekt von Sachverständigen beraten, und in rein technischen Dingen spricht nur noch der Techniker entscheidende Worte. Daß die Parlamente wegen ihrer unfruchtbaren Politisiererei an allen Ländern wenig angesehen sind, hat seine Richtigkeit. Aber wenn man nun ein eigenes technisches Parlament einrichten würde, so liegt die Gefahr nahe, daß in diesem genau die gleiche Zeitvergeudung durch unfruchtbare Debatten eintritt wie in den alten Parlamenten. Die Parlamente sind ja doch eben ein ge-

treuer Spiegel der menschlichen Seelen. Die Unvollkommenheit des Menschen ist in den Parlamenten der Nationen getreu abgebildet — auch die Techniker sind Menschen, und ich zweifle, daß ein technisches Parlament etwas wesentlich anderes werden wird, als eben . . . . . ein Parlament."

Die Bemerkungen Rias verfehlten ihren Eindruck nicht. Alle waren davon beeinflußt. Albany warf Ria einen bewundernden Blick zu, während Vera ihre Zustimmung laut kundgab. „Schenken Sie doch die Insel ohne weitere Bedingungen dem deutschen Volk," sagte sie, „man kann kein Geschenk so verklausulieren, daß der Beschenkte nur Segen und nie Fluch von der Gabe erhielte."

Martin Wimpffen und Albany aber waren mit Peter der Meinung, man sollte versuchen, für die Gabe derartige Uebernahmebedingungen zu erwirken, daß nach menschlichem Ermessen kein Unheil aus dem Geschenke flösse.

Albany ließ spielend die Stimmen der Welt durch den Raum summen. Hartberger grübelte über seine Bedingungen, ohne auf das Wortgewirr zu achten. Ria ging zum Flügel und intonierte, wie fast jeden Abend, die Atlantis-Hymne. Vera Garwin war aufgesprungen und umtanzte das Billard. Plötzlich rief Peter: „Ich hab's."

„Well," sagte Albany, schaltete das Megaphon aus und setzte sich neben Vera, die nach ihrem Tanz erschöpft sich auf das riesige Löwenfell streckte, das auf dem Diwan lag. Einige Augenblicke herrschte Stille. Dann sagte der deutsche Ingenieur:

„Erste Bedingung: Amerikanisches Kapital hat das Vorkaufsrecht auf alle Konzessionen für Atlantis, Deutschland aber das Rückkaufsrecht nach dreißig Jahren.

Zweite Bedingung: Der Gewinn aus der Insel und alle direkten wie indirekten Erträgnisse der neuen Kolonie dürfen weder direkt noch indirekt für Reparations-

zahlungen verwendet, sondern müssen ausschließlich für soziale und humanitäre deutsche Zwecke gebraucht werden.

Dritte Bedingung: Der Gouverneur der Insel muß ein technischer Diktator sein, der alljährlich neu gewählt wird und in der Zwischenzeit unbeschränkte Diktatorgewalt in allen technischen, wirtschaftlichen und handelspolitischen Angelegenheiten der Atlantis hat."

„Ich habe mich also," fügte Peter erläuternd hinzu, „durch den Einwand Rias belehren lassen. Es könnte wirklich sein, daß ein technisches Parlament nichts anderes als eben ein Parlament wird. Daher also lieber die Diktatur. Und die alljährliche Wiederwahl ist eingeführt, damit ein eventueller Mißgriff bald gutgemacht werden kann. Seid ihr nun zufrieden?"

Alle waren mit diesen Bedingungen einverstanden. Miß Avenoor, die nun die Sekretärin für Peter war, „bis ich einen tüchtigen Mann gefunden haben werde," wie Hartberger sagte, setzte die Bedingungen noch schriftlich auf, gab sie Petern zum lesen und brachte sie dann durch Funkspruch an die New Yorker Funkstation. Die Adresse lautete:

An das
Auswärtige Amt in Berlin
zur Veröffentlichung in Deutschland.

„Und wenn die Deutschen aber die Bedingungen ablehnen?" fragte Albany, „was soll dann werden?"

„Ich denke," erwiderte Peter, „man kann dem Parlament in Berlin mitteilen: wenn die Bedingungen abgelehnt werden, so bilden wir eine Aktiengesellschaft, die vollständige territoriale Souveränität auf der Atlantis hat und sich unter das Protektorat der Union stellt, damit sie gegen Angriffe anderer Mächte geschützt bleibt." — „Warum,"

so fuhr Peter fort, „soll es außer Monarchie und Demokratie nicht noch andere Formen der Verwaltung eines unabhängigen Landes geben? Man kann die Staatsbürger doch als Aktionäre eines großen technisch-humanitären Unternehmens betrachten. Diese Aktionäre wählen ihren Aufsichtsrat und ihren Präsidenten in direkter geheimer Abstimmung — im übrigen regiert der Aufsichtsrat ganz unbeschränkt während seiner Amtsdauer und wir haben jenes Gemisch von Demokratie und Tyrannei, das allein kräftiges Gedeihen ermöglicht."

Die Freunde waren mit diesen Ausführungen nicht restlos einverstanden. Allein niemand hielt es für möglich, daß das Berliner Parlament wirklich die Bedingungen ablehnen könnte und man war der Meinung, die Hartbergersche Mitteilung, was im Falle der Ablehnung geschehen sollte, könne nur nützen, auch wenn in diesem unwahrscheinlichen Fall keineswegs gerade das geschähe, was Hartberger meine. Uebrigens war Ria mit Peter in diesem Punkt völlig einig.

Es wurde nun ein solcher Funkspruch nach Berlin an das Presseamt gerichtet, und damit schloß der denkwürdige Abend. Auf dem Wege zu einem ungewöhnlichen Erfolg war sichtlich ein großer Schritt getan worden, wie Wimpffen sagte, „denn nun kann niemand mehr die Fabel vom Bären heranziehen, dessen Haut jemand verkaufen wolle, ehe er ihn habe!" —

Der Funkenkrieg um die Insel Atlantis.

Der Held
wird
Staatsmann.

Ernest Blossom war in Savannah der Hafenpolizei übergeben worden. Diese verwahrte den Mann sorgsam hinter Schloß und Riegel, bis ihn die New Yorker Gerichte wegen „Spionage in fremden Diensten“ vor ihre Schranken verlangten. Blossom kam nach New York, wo er aber schon nach drei Tagen vom Staatsanwalt freigelassen wurde, „weil kein Fluchtverdacht vorlag“. Er tauchte in der großen Weltstadt unter. Blossom hatte einen Onkel, der Oberrichter in New York war. Dieser Mann, in seiner Jugend einer der größten Schwätzer von New York in bezug auf Idealismus, Humanität und anderen schönen Dingen, war dann Verwalter einer großen Konsumgesellschaft geworden. In dieser schönen Stellung, mit dem Nimbus eines Idealisten umgeben, lernte er eine reiche edelmütige Frau kennen, die ihm ihr Vermögen und ihre Hand anbot. Cecil Blossom nahm beides. Das Vermögen verjubelte er in Paris, wohin er jährlich zweimal reiste. Von der Frau ließ er sich scheiden, als sie kein Geld mehr hatte. Er war der größte Weinkenner in New York, dieser Mann, der als Student Präsident des Abstinentenverbandes „Amerika“ gewesen war. Als dann dunkle Geschichten in der Direktion des Konsumvereins vorkamen, wurde der Direktor Blossom „nicht mehr gewählt“, wie man sagte. Aber die Blossoms sind ein zähes Geschlecht. Während der kaltgestellte Mann bereits ein Bureau einrichtete, um als Advokat eine neue Existenz

aufzubauen, ging er zu den Sozialisten über, die damals gerade im Aufschwung begriffen waren. Blossom galt als guter Jurist — so schlugen die Sozialisten, die stets Mangel an tüchtigen Führern hatten und an geeigneten Leuten für ihre durch Wahl erworbenen Staatsämter, den Genossen Blossom als Oberrichter vor. Und Blossom wurde wirklich gewählt — trotz aller dunklen Gerüchte, die über den guten Mann herumliefen. Cecil Blossom bekleidete also eine der höchsten Stellen, die der Staat New York zu vergeben hatte. Dieser Mann verstand es ausgezeichnet, den Sekten gegenüber als ehrsam und tugendhaft aufzutreten. Sein Einfluß war groß, seine Vielseitigkeit unglaublich. Er sprach ebensogut vor Journalisten über „Berichte aus den Gerichtssälen“, wie vor frommen Damen über „Moralische Einrichtungen in New York“. Dieser Cecil Blossom war es, in dessen Hände die Akten seines Neffen gerieten. Die Blossoms waren alte New Yorker. Cecil wollte die Schande von der Familie wenden, darum stellte er die Untersuchung gegen seinen Neffen „aus Mangel an Beweisen“ ein. Und als einige Zeit nachher William Albany im Auftrag Peter Hartbergers Klage wegen versuchten Meuchelmordes erhob, nahm Cecil Blossom die Untersuchung seinem Freunde Greenhat ab — um den Fall einheitlich zu erledigen, wie er sagte. Warum sollen Oberrichter nicht auch Menschen sein? — dachte Greenhat; und Menschen erweisen sich doch gegenseitig kleine Dienste. Also wurde auch die Klage wegen Meuchelmords niedergeschlagen.

„Jedes Volk,“ sagte Erichson zu dieser Frage, „hat nicht nur die Regierung, die es verdient, sondern es hat auch die Oberrichter und Richter, die ihm gebühren.“ Und dies war auch die Meinung vieler rechtschaffener Bürger, die den Kopf über einen Mann schüttelten, der früher ein übel beleumundeter Lebemann und anrüchiger Konsumdirektor — und nun durch die Macht einer

politischen Partei oberster Richter im Staate geworden war.

Ernest und Cecil Blossom arbeiteten mit ziemlich großem Erfolg an der Aufgabe, die öffentliche Meinung gegen Deutschland zu entfachen. Alle Register aus dem Lügenfeldzug, der vor Jahrzehnten im Weltkrieg gegen Deutschland losgelassen worden war, wurden aufs neue aufgezogen. Geld stand in beschränkten Mengen zur Verfügung und nichts ist billiger zu kaufen, als die öffentliche Meinung einer Demokratie, in der es an Persönlichkeiten mangelt. Der Mangel an Persönlichkeiten — dies war das große Charakteristikum der Epoche des Weltkrieges und der Jahrzehnte vor und nach ihm.

Am 15. Dezember wurde Albanys neueste Erfindung in den Staaten gezeigt. Zum erstenmal in der modernen Geschichte waren große Theater bei Neonlicht in Gebrauch — um 20 Uhr nachmittags (New Yorker Zeit) begann die Vorführung des Kinoplasten. Die Herstellung der nötigen Apparate und die Einrichtung der Bühnen hatte eine ganze Industrie ins Leben gerufen. Es war zum erstenmal, daß eine Erfindung vollständig geheim gehalten wurde, bis sie im größten Maßstab in die Oeffentlichkeit kam. Die gesamte Presse des nordamerikanischen Kontinents und ebenso die mittäglichen Funkungen des 15. Dezember bereiteten auf die Vorführung der neuen Erfindung vor. Es sollte eine „neue menschliche Kunst, nämlich der dramatische Tanz“, zur Schau gebracht werden. „Vera Garwin, das europäische Tanzwunder“, wie es hieß, würde „die suggestive Kraft der aus der Bewegung menschlicher Körper fließenden Gewalten auf die Amerikaner ausprobieren — es mögen sich alle wappnen“. Die geschickte humoristische Ankündigung verfehlte ihre Wirkung nicht. In den meisten Städten waren die Plätze für das deutsche Tanzdrama bereits auf Wochen hinaus vergeben.

Die Kinoplastenbühnen sind große kreisförmige Flächen, über die sich ein unsichtbares Gefüge von Rasterflächen aus Wasserdampf baut. Rings um die Bühne läuft eine niedrige Brüstung, aus der die lokale Funkung auf den Raster erfolgt. Wie eine Fata Morgana entsteht als vollständige und vollkommene optische Illusion, in Farbe und Bewegung getreu, das plastische Bild einer fernen Wirklichkeit. Die Illusion war so vollkommen, daß die Zuschauer ergriffen wurden. Rosestone war äußerst geschickt zu Werke gegangen, um die Erfindung interessanter und wirksamer zu gestalten als jede andere Sensation seit vielen Jahren. Es war mitgeteilt worden, daß Vera Garwin „irgendwo in einem Theater in den Vereinigten Staaten des Nordkontinents tanzen werde mit ihrer Gruppe, von 8 Uhr (auf dem 100. Längengrad westlich von Greenwich gerechnet) bis 10 Uhr abends, am 15. Dezember. Niemand von den anderthalb Millionen Zuschauern wird wissen, wo die Gruppe in Wirklichkeit tanzt und wo nur das Fernbild tanzt . . . .“ Geschickte Agenten streuten billige Gerüchte in hundert Städten aus, „heute ist Vera Garwin mit ihren zwölf amerikanischen Tänzerinnen hier angekommen“. — Man kann an der Reklame nie erkennen, ob es sich um etwas Gutes handelt. Die Meinung, nur eine schlechte Sache müßte durch Propaganda verbreitet werden, eine gute Angelegenheit aber komme ohne Reklame weiter, ist ganz falsch. Ganz so falsch wie der Gedanke „das Genie bricht sich Bahn“. Vera Garwin wäre sicher in einem Berliner Tingeltangel untergegangen, wenn sie nicht von Ria entdeckt worden wäre. Jeder große Mensch hat seinen kritischen Moment, hat seinen helfenden Menschen, der ihn entdeckt und erlöst. Freilich gibt es im Menschenleben keine Normen: vielfach hat sich eine geniale Begabung aus mittleren Verhältnissen „Bahn gebrochen“. Aber selten aus gedrückten Lebensbedingungen. Von hundert Genialitäten, die dem Schoße der Nation ent-

springen, gelangen vielleicht zwei oder drei zur Entfaltung — die andern werden erstickt oder überhaupt niemals erkannt. Die beste Tänzerin, der genialste Musiker, der glänzendste Dichter, sie könnten alle verhungern, wenn sie nicht durch irgendeine Form der Propaganda verstehen, sich und ihre Werke zur Geltung zu bringen.

Vera Garwin eroberte sich in einer Stunde die Liebe Amerikas. Ihr Tanz war kein Tanz, sagte Boultoner, der Kunstkritiker der „New York Truth", sondern eine dreidimensionale Offenbarung. Ueber Veras Abschiedsworte am Schlusse der Vorstellung schwieg man allgemein. Die zwölf weiblichen Gestalten verharrten regungslos, wie im Gebete, Vera Garwin stand in der Mitte und sagte, ihre Blicke ins Publikum sendend:

Help Germany!

Jeden zweiten Tag sollte Vera mit ihrer Gruppe auftreten, in den dazwischenliegenden Tagen aber mußte der Kinoplast von Albany Ltd. dem hergebrachten Geschmack Tribut zahlen: Rosestone hatte Boxer und Ringer, Akrobaten und Schwertschlucker engagiert, die in einem Saal in Boston oder Atlantic, in Los Angeles oder Chicago auftraten und deren Darbietungen dann in allen Arenen der Kinoplast-Gesellschaft sichtbar wurden.

Die beiden Blossoms waren inzwischen offiziell der Sekte der Mondkirche beigetreten. Ernest Blossom wurde in den ersten Tagen des Januar zum „Papst der Mondkirche der Erde" gewählt. Es war dies eine für die Außenstehenden recht lächerliche Zeremonie, die aber von den Sektenanhängern, sowohl den Mondkirchenleuten wie den andern, recht ernst genommen wurde. So ein Papst, der nur ein Jahr lang amtieren durfte, konnte in seinem bisherigen Beruf ruhig weiter arbeiten. Die ersten Mondkirchenpäpste waren Krämer und Metzger gewesen, der letzte vor Cecil Blossom war aber schon Advokat in Frisko.

Wer sich gebildet dünkt, mag über Firlefanz und Formenkram entrüstet oder erhaben tun. Aber die Macht prunkvoller Zeremonien und weihevoller Formen auf das Gemüt der Menschen ist unbestreitbar. So wenig sich die Millionen, die Vera Garwin zusahen, der Gewalt des Eindruckes entziehen konnten, den die Grazie und menschliche Vollendetheit im Spiel von Ruhe und Bewegung erzeugte, so wenig konnten sich die zehntausend Anhänger der Mondkirchensekte, die bei der Papstwahl zugegen waren, dem Eindruck des Prunkes und der Erhabenheit entziehen, der von dem Akte ausging. Und als der neugewählte Papst den teuflischen Mammon verfluchte und Gottes Zorn auf das Gold der Welt rief, waren alle aufs tiefste erschüttert. Cecil Blossom, der sich Papst Cecil VI. nannte, rief zum Kampfe gegen Sünde und Luxus auf. Tanz ist Teufelswerk. Cecil erflehte Gottes Verzeihung für die 20 Millionen Amerikaner, die an dem Tanz der verworfenen Mädchen der Kinoplast Ltd. Gefallen gefunden hatten. Er verlangte, daß das Gold der versunkenen Insel für amerikanische Kirchenzwecke verwendet werden sollte. Keinen Pfennig dürften die bösen Deutschen bekommen, die im geheimen bereits eine riesige Armee aufgestellt hätten, um aufs neue den Frieden der Welt zu stören. Sie warteten nur auf Geld, um den Krieg entfesseln zu können.

Die Weihepredigt machte einen großen Eindruck. Auch Außenstehende mußten zugeben, daß Cecil glänzend gewirkt habe. Deutete man aber einem Mondkirchen-Mitglied an, daß Cecils Vergangenheit dunkle Flecke habe und auch die Gegenwart nicht völlig schattenfrei sei — so hörte man: im Himmel herrscht mehr Freude über einen Sünder, der Buße tut usw.

Volkstümliche Bewegungen werden von den Gebildeten in der Regel lange übersehen. Jahrzehnte haben die Aerzte über die Naturheilmethodler gelächelt und sich erst unter

dem immer wuchtiger werdenden Druck der öffentlichen Meinung zu selbstverständlichen Konzessionen bequemt — um dann, als sie sahen, daß man ein einträgliches Geschäft machen könne, sich mit erstaunlicher Wucht auf das früher so scheel angesehene Gewerbe zu stürzen. Ebenso war die „Heilsarmee“ jahrzehntelang das Gespött der Leute, bis sich in den Nachkriegsjahren zeigte, daß keine öffentliche oder private Organisation eine derart segensreiche Wirksamkeit entfaltet hatte, wie diese unscheinbare volkstümliche Sekte.

„So ging es nun in den Staaten mit der Mondkirchensekte“ — schrieb das von de Veldener bezahlte New Yorker Blatt „Daily Heavens Advertiser“ — „indem diese kulturell und ethisch höchststehende Sekte sich als einzige große amerikanische Organisation der gefährdeten amerikanischen Sitten und der bedrohten Freiheit annahm. War nicht Deutschland sozusagen mitten in Amerika eingedrungen? Hatte nicht ein deutscher Ingenieur unter falschen Vorspiegelungen mit amerikanischen Mitteln — Geld, Menschen, Maschinen, Gedanken — etwas entdeckt, wofür ihm gar kein und Amerika alles Verdienst zukommt?“ — Die Mondkirchensekte bekam über Nacht einen ungeheuren Zulauf. Sie schwang sich zur führenden Sekte empor. Cecil, der sich in allen Stellungen leicht einlebte, fühlte sich sehr wohl in seinem neuen Amt. Der glattrasierte Mann mit dem kleinen Spitzbärtchen am Kinn gewann einen erstaunlichen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten im Staate New York. Von da aus ging eine Welle des nationalistischen Sektierertums von Blossomschem Gepräge durch alle Staaten der Union. Es war eine gewaltige Macht, die hier in Bewegung gesetzt wurde.

Cecil VI. weckte die niedrigsten Triebe in den seiner eigenen Seele verwandten Typen. Schärfer als die Trennung nach Nationen ist die nach seelischen Typen. Bei allen Völkern finden sich vornehme und edle Menschen,

die über alle nationalen Verschiedenheiten hinaus dem Begriff der Menschlichkeit Ehre machen. Und bei allen Völkern gibt es tierhafte Wesen, die schlimmer als Tiere wirken, weil ihnen menschliche Intelligenz zu Gebote steht und weil ihnen menschliche Wesen Gefolgschaft leisten. Der Gouverneur von New York, der bis vor kurzem überhaupt nichts davon wußte, daß es eine Sekte gebe, die alljährlich einen Papst wählt, wurde von Cecil gezwungen, „Farbe“ zu bekennen; „ob er ein Atheist sei?“ Diese demagogische Frage stellte der Papst fast täglich an Frederic Longue. Die Steuergelder des französischen Volkes zwangen, durch die Funksprüche und Hetzartikel der Zeitungen geleitet, alle unselbständig Denkenden in den Bann der Schlagworte, die von Cecil ausgingen. Dieser Oberrichter und Sektenpapst dachte aber nicht daran, das Gold den Franzosen zu opfern. Er wollte vielmehr die Insel unter die Verwaltung der Mondkirche bringen und benützte das französische Geld nur solange, als das Ziel noch ersichtlich gemeinsam war: den Einfluß der prodeutschen Stimmung zu bekämpfen. Er konnte eine ganze Anzahl intelligenter Menschen, die ihre Arbeitskraft gegen Geld für dunkle Zwecke verschacherten, gewinnen. Diese Leute schrieben in allen Revuen, in allen Zeitungen harmlose Betrachtungen über die Zweckmäßigkeit, Notwendigkeit oder Nützlichkeit bei der Verwendung des Atlantisschatzes. Der Kaufmann in Chicago wie der Farmer in Florida wurde systematisch bearbeitet. Der Papst Cecil VI. war ein tüchtiger Geschäftsmann, er war der größte praktische Psychologe des Kontinents.

Der anfängliche Erfolg Veras drohte zu verblassen. Albany verfolgte diese Entwicklung mit Besorgnis. Wohl waren die Theater immer noch voll und sicherlich hatte die schlichte Bitte, die jeden zweiten Abend zu Millionen von Zuschauern ging, einen großen Erfolg. Aber andererseits war nicht zu verkennen, daß alle jene Millionen,

die nie ins Theater oder in das Kino gingen, mehr und mehr unter den Einfluß der Sekten gelangten.

Während Cecil Blossoms Pläne reiften, blieben auch die geheimen Bünde nicht untätig. Namentlich die Blaumasken verfolgten das merkliche Anwachsen der Sympathien für Deutschland mit Mißtrauen, und sie veranstalteten öffentliche Umzüge zum Protest gegen Veras Tänze. Diese Tänze wurden als unmoralisch hingestellt und zugleich als „unamerikanisch". In New York blühten damals vierundfünfzig verschiedene „Sittlichkeitsvereine". Christliche, Männliche, Jüdische, Ethische, Katholische, Amerikanische und andere. Diese Gesellschaften wurden gegen Vera Garwin mobilisiert. Die Gesinnung der Sittlichkeitsmenschen war keine andere als die der mittelalterlichen Inquisitoren. Wäre es nach ihrem Willen gegangen, so hätte man Vera Garwin und ihre zwölf Tänzerinnen ohne weiteres gesteinigt. Diese unfreien Menschen, denen jeder hochstehende und freidenkende Mensch ein Greuel war, veranstalteten ebenfalls öffentliche Versammlungen, um gegen das „Tanzunwesen" zu protestieren. Dabei wurde Cecil Blossom als Gast und Redner geladen. Diesem war es manchmal etwas beklommen zumute — als junger Mann hätte er es sich niemals träumen lassen, daß er einmal in eine solche Gesellschaft geraten werde. Uebrigens nahm dieser vielseitige Mann, ein in allen Demokratien wuchernder Typ, auch mit Vergnügen die Präsidentschaft des neugegründeten „Vereins zur Erhaltung der Alt-New Yorker Baudenkmäler" an.

Die Atlantisfrage berührte die innere Politik nicht allein in den Vereinigten Staaten, sondern in gleicher Weise auch in Frankreich und in Deutschland. Ebenso beeinflußte sie die internationalen Beziehungen zwischen diesen drei Ländern. Unsere Freunde waren übereingekommen, für die nächste Zeit eine scharfe Trennung in ihren Aufgaben vorzunehmen. Hartberger und Ria sollten nach

Deutschland gehen, mit ihnen Martin Wimpffen. Peter war allerdings inmitten einer neuen brütenden Erfinderepoche: er wollte die Insel Atlantis vom Wasser befreien. Wie — darüber schwieg er noch. Vera Garwin hatte eine schwere Aufgabe, der sie sich in den nächsten Tagen und Wochen zu widmen gedachte: durch die ganze Union zu fliegen und überall ein persönliches Gastspiel zu geben, das dann gleich in allen Kinoplasten vorgeführt wurde. Daneben mußte sie den stummen Kampf um die Seele jenes schrecklichen Tieres führen, das „publik opinion" heißt, — „die öffentliche Meinung". Erichson und Albany mußten die neue Expedition vorbereiten. Sie sollten Ingenieure werben, Schiffe und Skaphander bauen. Denn bis Hartberger „offene Landstraßen auf dem Boden des Ozeans" hingezaubert haben würde, wie er in einem schwungvollen Augenblick versprochen hatte — darüber konnten vielleicht Jahre vergehen. So dachte Albany.

Am 18. Dezember schifften sich Hartberger und die beiden Wimpffen auf dem „Sternenblitz" ein. Watt war in seiner Eigenschaft als Koch, nicht als Maschinist, mit. Siwok war entlassen worden. Der neue Diener war ein Deutscher namens Walter Tyrol, den Erichson als Straßensänger in Brooklin aufgegabelt hatte. Dieser 20jährige Jüngling entpuppte sich als ein tüchtiges Ordnungselement und als geschmackvoller Hausdekorateur sowie als ein Don Juan erster Güte. Wimpffen hatte an dem harmlosen Menschen, der aus Innsbruck stammte, seine Freude. Auch Ria mochte den Schwerenöter gut leiden. Martin Wimpffen hatte den Kapitän Furrer der Sternenliga gebeten, als Kapitän des „Sternenblitzes" eine Reise nach Europa während Furrers Jahresurlaub mitzumachen, was dieser gerne tat. So leitete Furrer das Schiff, ferner waren die beiden Negermatrosen, die bei der ersten Expedition mit waren, auf dem „Sternenblitz", ein amerikanischer Steuermann Blue und Hartbergers Sekretär Leon de Al-

mantorra, ein Spanier. Almantorra, der von deutscher Herkunft zu sein behauptete, war durch Albanys Vermittlung aus dessen Werkstätte in Atlanta gekommen, wo er sich als begabter Korrespondent und Dolmetsch erwiesen hatte.

Bis zur Entscheidung der Zugehörigkeit der Insel Atlantis konnte viel Zeit vergehen. Peter, in dem ein Staatsmann erwacht war, beschloß, die zwei Tage der Ueberreise energisch zu verwenden, um in den seit dem 9. Dezember wütenden Funkenkrieg über den Besitz der Insel einzugreifen. In Frankreich war das Ministerium Blonnet durch die nationalistischen Kreise zum Rücktritt gezwungen worden. Das folgende Ministerium Caspary verlangte von Deutschland sofort durch Funkspruch:

„Annahme des Geschenkes unter Ablehnung der Hartbergerschen Bedingungen. Zusicherung der Ueberlassung aller Goldvorräte auf Reparationskonto-Bons C an Frankreich, Annahme einer französischen Kontrollkommission für die Insel".

Am 19. Dezember fand in Berlin Kabinettsrat statt, während Peter Hartberger gerade über die Insel Atlantis hinwegfuhr. England und Amerika hatten abgelehnt, den Deutschen gegenüber Frankreich zu helfen. Nicht aus Freundschaft für Frankreich, sondern weil es sich im Weltkrieg gezeigt hatte, daß sich jede Nation völlig freie Hand behalten müsse, für wen sie ihre Kräfte verwenden wolle. Das englische Volk war durch die großen Verluste der Nachkriegszeit in den vollen Besitz der Erkenntnis gelangt, daß es zu seinem eigenen Schaden in den Weltkrieg eingegriffen hatte. Denn Frankreich ist keine Macht, mit der man etwas teilen kann — dieses glänzend begabte Volk, das der Menschheit unsterbliche Denker und große Menschen geschenkt hat, ist gleichwohl in seinen Machtgelüsten immer völlig unbeherrscht gewesen. Niemals haben die Franzosen irgendetwas freiwillig aufgegeben, was sie einmal in ihren Händen hatten. Dies wurde nach

dem Krieg die Ursache jahrelanger europäischer Wirren. Die Engländer hatten dadurch schwere wirtschaftliche Schäden erlitten und eine bittere Lehre gewonnen, die sie nun anzuwenden beschlossen.

Sie rieten andererseits, entsprechend ihrer bisherigen zaudernden Politik, Deutschland dringend, den Franzosen nachzugeben. Das hatte zunächst die Folge, daß Dr. Mannhoff zurücktreten mußte, da seine kräftige Sprache in Paris und London mißfallen hatte. Unter der Herrschaft der lügenhaften Sklavenschrift von Versailles war Deutschland nicht souverän — die leitenden Kreise fürchteten die völlige Vernichtung des Restes von Selbständigkeit, wenn sie nicht nachgaben. Doch vertrug die deutsche Volksstimmung, durch die Atlantisfrage hoffnungsfroh angeregt, keinesfalls eine „schwache" Regierung. Der Reichspräsident beschloß, in der Form nachzugeben, in der Sache fest zu bleiben. Der sächsische Politiker Dr. Straßmann wurde berufen. Er war zwar ein „Mann der Erfüllung", galt aber als geschickter Diplomat und Anhänger des Völkerbundes. Er war ein typischer Staatsmann der Nachkriegszeit. Er wollte, gerade weil er sich als guter Deutscher fühlte, alles vermeiden, was zu Zerwürfnissen mit Frankreich führen mußte. Hatte im Weltkrieg einst die Zeit gegen Deutschland gearbeitet, so war sie nun, in der geschichtlichen Nachkriegsepoche für das deutsche Volk wirksam. Das war seine politische Weltauffassung.

Aus diesem Grunde fand es der Kanzler, Dr. Straßmann, für richtig, die Annahme des Geschenkes überhaupt abzulehnen. Es wurden also nicht nur die Hartbergerschen Bedingungen, sondern es wurde das ganze Geschenk abgelehnt. Diese Ablehnung wurde sofort über den ganzen Erdball gefunkt, und auch Peter Hartberger hörte sie auf dem „Sternenblitz". Dieser Moment schien ihm günstig, in den Aetherkrieg einzugreifen. Er hatte den „Sternenblitz" mit großen Energievorräten ausstatten

lassen, um allen Anforderungen für Funksprüche über die ganze Erde gewachsen zu sein. Almantorra funkte nun im Auftrag Hartbergers:

An das deutsche Volk!

„Am Boden des Atlantischen Ozeans ist die versunkene Insel Atlantis aufgefunden worden. Ich habe die schwarz-rot-goldene Fahne dort aufgepflanzt. Die Insel soll Eigentum der Deutschen Nation werden. Damit die Schätze der Insel nicht zur Stärkung der Feinde Deutschlands verwendet werden können, soll der Reichstag bei der Uebernahme des Besitzes die Bedingung annehmen, daß der Ertrag der neuen Kolonie nur für die Wohlfahrt der Deutschen Nation verwendet werden dürfe. Nur für kulturelle und humanitäre Zwecke, für deren Erfüllung bei der gegenwärtigen Armut des Staates die Mittel fehlen, soll der Ertrag der Insel herangezogen werden. Auch für die Auslösung der alten deutschen Kolonien dürfen die gefundenen Reichtümer verwendet werden. Das sind meine Bedingungen. Ich denke, alle Deutschen werden sie billig finden und ich bin sicher, daß die wohlwollende Neutralität der ganzen Welt uns helfen wird, den Drohungen des bösen Nachbarn zu widerstehen. Ich bin auf der Reise nach Deutschland und werde am 24. Dezember in Berlin sein. Friedensgruß allen Menschen, deutschen Gruß meinen Landsleuten."

Peter Hartberger, Ingenieur.

Dieses Telegramm erweckte in Deutschland große Freude. Obwohl niemand wußte, auf welchem Wege der Held nach Deutschland kommen werde, bereiteten alle Orte Flaggengruß vor. Aber der Funkspruch wurde auch in Paris vernommen. Das dortige neue Ministerium Caspary beschloß, die Gelegenheit zu benützen, um in der Atlantisfrage einen energischen Schritt zu tun. Die Ablehnung des Geschenkes wurde in Frankreich allgemein so ausgelegt,

daß Deutschland sich absichtlich so arm als möglich mache, um den Franzosen so wenig als möglich zahlen zu können. Vergebens erklärte die „Times“, daß die sonst so logischen Franzosen alle Logik vermissen lassen: wenn Deutschland die Insel annimmt, sind die Franzosen empört, weil Deutschland dadurch reich wird. Wenn das Reich die Insel ablehnt, ist Frankreich empört, weil Deutschland das Geschenk nicht angenommen hat, um arm zu sein. Der Korrespondent der „Times“ wurde aus Paris ausgewiesen, — das war die ganze Antwort auf die Vorstellungen des Mannes, die der Quay d'Orsay fand. Diese Ausweisung erregte einen Sturm der Entrüstung in England. Aber nicht mehr. Man konnte deswegen doch keinen Krieg mit Frankreich beginnen, zumal die eigene Luftflotte der französischen leider immer noch nicht gewachsen war. Paris war an diesem 19. Dezember erregt. Polen hatte seine unbedingte Gefolgschaft erklären lassen, freilich nicht ohne Zusammenhang mit einem neuen Anleihegesuch. Frankreich fühlte sich stark. Die Flotte hatte auf dem Atlantischen Ozean ein Faschodah erlitten — das mußte wettgemacht werden. Der Marquis de Villemuide wurde nach Berlin geschickt. Am 20. Dezember, während sich der „Sternenblitz“ dem Schweizer Freihafen Savona näherte, beriet das Ministerium Dr. Straßmann über die Forderungen, die Villemuide überbracht hatte:

„Die Insel anzunehmen, Hartbergers Bedingungen abzulehnen, den ganzen Vorrat an Gold, Schätzen, edlen Metallen, der sich finden würde, an Frankreich abzuliefern.“

Es war also das gleiche Ultimatum wie am 11. Dezember, nur noch schärfer und die Frist war kürzer:

sofort zu beantworten!

Irgendeine tatkräftige Hilfe war nicht in Aussicht. Dr. Straßmann schlug vor, den Streitfall vor den Völkerbund zu bringen. Der Marquis de Villemuide erwiderte auftrags-

gemäß, daß Frankreich es ablehnen müsse, den Völkerbund in einer Angelegenheit, die Frankreichs Ehre angehe, sprechen zu lassen. Er wolle noch eine Viertelstunde warten. Straßmann trat mit seinem Kabinett zu einer Beratung zusammen und teilte nach fünf Minuten Herrn de Villemuide mit, daß das Kabinett nach wie vor auf dem Standpunkt stehe, die Insel überhaupt abzulehnen, daß aber die Entscheidung beim Parlament liege.

Der Marquis flog nach Paris zurück und funkte schon unterwegs das Ergebnis seiner Reise. Unmittelbar bevor Peter Hartberger auf dem „Sternenblitz" in Savona einlief, gab der französische Ministerrat der Rheinarmee den Befehl, um Mitternacht vorzurücken und die Städte Frankfurt, Darmstadt, Karlsruhe, Freiburg und Lörrach zu besetzen. Allen Widerstand mit Gewalt zu unterdrücken. Lebensmittel requirieren, Schulen für Quartiere beschlagnahmen, Kasernen zu bauen, den Deutschen befehlen Exerzierplätze einzurichten und Post, Eisenbahn und Funknetz beschlagnahmen. Dies alles so lange, bis die Forderungen Frankreichs, das stets nur für Freiheit und Gerechtigkeit kämpfe, erfüllt seien.

Davon wußte in jener Nachmittagsstunde, da der „Sternenblitz" in Savona einlief, die Welt noch nichts. Auch davon nicht, daß hinter dem „Sternenblitz" seit einigen Stunden eine große französische Flotte von Luftschiffen und Panzerkreuzern herjagte, um das Boot vor dem Eintreffen in den Hafen noch aufzufangen. Aber der französische Admiral hatte die Geschwindigkeit des „Sternenblitz" unterschätzt. Wenige Minuten, nachem Hartberger in Savona eingelaufen war, erschienen die ersten französischen Kreuzer vor dem Hafen und verlangten durch Funkspruch von der schweizerischen Hafenbehörde, daß dem „Sternenblitz" die Landung verboten und das Schiff ins offene Meer hinausgeschickt werde. Die italienischen Schiffe zogen sich daraufhin zurück, indem sie erklärten,

es sei dies nun eine schweizerisch-französische Angelegenheit.

Italien hatte eine beträchtliche Grenzberichtigung bei Chiasso erhalten für die Abtretung des Hafens von Savona. Die Schweiz hatte in Savona volle Souveränität. Der Gouverneur von Savona, ein Genfer namens Joubenel, funkte sofort nach Bern um Verhaltungsmaßregeln und schickte auf alle Fälle eine energische vorläufige Ablehnung an den französischen Admiral. Hartberger beschloß zunächst an Bord des „Sternenblitz“ zu bleiben, obwohl Ria ihn drängte, das Schiff sofort zu verlassen. „Ich will nicht,“ sagte er, „wie ein Verbrecher in Hast und Eile an Land gehen.“

Inzwischen hatte sich das schweizerische Kriegsschiff, das Savona zu bewachen hatte, das einzige der Eidgenossenschaft, vor den Hafen begeben und funkte den Franzosen, daß es bis auf anderen Befehl aus Bern die Einfahrt gegen die französische Flotte verteidigen werde. Von Bern aber kam in drei Minuten die Nachricht:

> „Neutralität des Hafens verteidigen. Hartberger kann nur im ordentlichen Verfahren auf ein begründetes Begehren hin ausgeliefert werden, sobald er auf schweizerischem Boden ist oder innerhalb drei Meilen vor Savona.“ Misetta, Bundesrat.

Diese Ereignisse hielten die Welt in Spannung. Würde Frankreich die schweizerische Neutralität verletzen? Es bedurfte natürlich nur einer lächerlich geringen Anstrengung der französischen Flotte, um den Eingang zu erzwingen. Savona war nicht befestigt. Inzwischen hatte sich der Bundesrat an England gewendet und dieses Land an seine traditionelle Freundschaft für die Schweiz erinnert. Die Eidgenossenschaft bat um Intervention.

Um fünf Uhr nachmittags näherten sich die Schiffe der französischen Flotte dem Hafeneingang. Dort war das schweizerische Panzerboot und daneben lag der „Sternen-

blitz“ verankert. Nun hielten es William Wimpffen und Peter für notwendig, mit einem Abwehrmittel einzugreifen. Albany hatte seinen Kraftstrahler für Nukleidenlicht umgebaut und damit einige gutgelungene Versuche gemacht. Es zeigte sich, daß man mit starken Dosen Kernstrahlen dünne Schichten von Metallen mit hohem Atomgewicht zum Schmelzen bringen konnte. Wimpffen hatte nicht geglaubt, daß es sich als nötig erweisen würde, derart gefährliche Experimente ernstlich durchzuführen. Aber der Moment schien kritisch. Peter holte die Nukleidenkanone, die er bis dahin in seiner Kammer eingeschlossen gehalten hatte. Ihr Gebrauch kostete natürlich ungeheure Mengen Energie. Würde aber nicht überdies durch eine solche Handlung der Krieg entfesselt?

Der Admiral funkte dem „Sternenblitz“:

„Befehl des Admirals: Der „Sternenblitz“ hat aus dem Hafen auszufahren, bis außerhalb der Drei-Meilen-Zone und hat eine französische Besatzung an Bord zu nehmen.“

Das war deutlich: Wimpffen antwortete sofort:

„Sternenblitz“ amerikanisches Eigentum, ich warne Sie mich anzugreifen.“ Martin Wimpffen.

Der französische Admiral funkte dem „Sternenblitz“:

„Wenn Sie nicht freiwillig kommen, werde ich Sie holen.“

Damit war für Wimpffen die Sachlage genügend geklärt. Das Admiralschiff war jetzt etwa 4 km vor dem Hafen. Wimpffen stellte mit dem Richtfernrohr die kleine Nukleidenkanone auf das Schiff und schickte etwa 10 000 Kilowattstunden hin. Der Erfolg war verblüffend: das große Schiff torkelte plötzlich wie ein steuerloser Kahn. Nichts Sichtbares war verändert an dem drohenden Riesen — aber es war ein unbehilfliches Ungeheuer. Die Tatsache war auch auf dem Admiralschiff sofort bemerkt worden. Alle Bleisicherungen, alle Silber- und Platinteile an Bord

waren entweder durchgeschmolzen oder beschädigt. Daß dies der Grund für die plötzliche Verwirrung war, wußte aber in diesen Augenblicken niemand an Bord. Auch die drahtlose Verbindung versagte. Durch Flaggensignale wurde das zweite Schiff herbeigerufen. Der Admiral begab sich an Bord des zweiten Panzers. Dort übergab man ihm einen eben aufgefangenen Funkspruch aus London, in offener Sprache nach Paris gerichtet:

„Verletzung der schweizerischen Neutralität durch Frankreich wird in London als feindseliger Akt angesehen."

Der Admiral überlegte. Es war ihm noch nicht klar geworden, was mit seinem Schiff soeben geschehen war. Jedenfalls war es eine gewaltige Störung — vielleicht eine magnetische? Aber die anderen Schiffe seiner Flotte hatten nicht gelitten. Er fragte in Paris an. Dort war inzwischen das Ministerium Caspary gestürzt worden, weil es zu sehr nachgiebig gewesen war gegen Deutschland. Die Besetzung der deutschen Städte genügte der Kammermehrheit nicht. Die Regierung hatte eine vernichtende Niederlage erhalten, trotzdem sie in geheimer Sitzung mitteilte, daß heute abend alle großen rechtsrheinischen Städte besetzt würden.

Der sofort gewählte neue Ministerpräsident, der vom Oberhaupte des Staates gleich bestätigt wurde, Dauderine, befahl dem Admiral vor Savona:

„Ohne Verzug den „Sternenblitz" beschlagnahmen und mit Personal, Passagieren und Apparaten nach Toulon bringen."

Der Admiral beriet nun mit seinen Offizieren. Die Flotte stand still. Nach wenigen Minuten wurde dem Befehl gemäß beschlossen, in den Hafen einzufahren. Frankreichs Ehre stand auf dem Spiel! War es nicht lächerlich, daß ein Motorboot von 5000 Tonnen es wagte, einer französischen Flotte zu trotzen? Der Unfall des Admiralschiffes blieb freilich dunkel; auch war die Einfahrt in den

Schweizer Hafen nicht ohne politische Bedenken. Wenn aber die Minister in Paris den Befehl zur Wegnahme eines neutralen Schiffes auf neutralem Gebiet gaben, so mußten sie sicher sein, daß sie den Engländern diesen Schritt als eine durchaus friedliche Handlung vorstellen konnten. Hatte Frankreich nicht seit Jahrzehnten der Welt das Bild einer Nation geboten, die voll Menschenfreundlichkeit, Mäßigung und Friedfertigkeit nur ihre Rechte gegen die ewige deutsche Bosheit bescheiden wahrte? Das würde schließlich auch in London und Bern anerkannt werden müssen. Man wollte Blutvergießen nach Möglichkeit vermeiden. „En avant direction Savona!" Frankreichs Flotte fuhr dem Hafen zu. Ria und Peter verfolgten mit Fernrohren die Bewegung der Schiffe.

„Sie kommen", rief Ria plötzlich. Man sah die Kolosse sich dem Hafeneingang nähern. Das schweizerische Schiff funkte: „Halt oder ich feuere". Wimpffen bat den Schweizerischen Schiffskommandanten, aus der Verbindungslinie herauszugehen. Er wollte den Kampf allein aufnehmen. Aber der Schweizer tat ihm diesen Gefallen nicht. So blieb Wimpffen nichts übrig, als vor den Hafen zu fahren, den Franzosen entgegen. Als diese die Bewegung des „Sternenblitz" sahen, waren sie überzeugt, daß sich das Boot der Flotte ergeben werde und sie stellten ihr Tempo auf halbe Fahrt. Aber nun ereignete sich etwas merkwürdiges: ein Schiff nach dem andern fing zu torkeln an, als ob es die Kraft verloren hätte. Die gesamte französische Flotte wurde in wenigen Minuten ohne blutige Verluste kampfunfähig gemacht. Binnen einer halben Stunde gerieten sieben Schiffe durch die Brandung auf Strand. Das amerikanische Motorboot hatte einen großen Sieg über Frankreichs ruhmreiche Flotte davongetragen. Die Italiener eilten nunmehr den Franzosen, deren Niederlage sofort in alle Welt gefunkt wurde, zu Hilfe. Niemand begriff, was für eine geheime Kraft dem „Sternenblitz" innewohnen

konnte, welche unheimlichen Waffen von ihm gebraucht worden waren. Nur Albany und Erichson, die in Savannah bei ihrer Arbeit in der Skaphander-Werkstatt waren, verstanden, was geschehen war.

Während die Pariser Regierung voll Bestürzung die Kanalflotte nach Savona beorderte, landete der „Sternenblitz“ endlich. Peter hatte ein Luftschiff der Süddeutschen Lloyd-Linie bestellt. Er bestieg es sofort.

Die Nachricht von dem Ausgang des Kampfes vor Savona erregte in Deutschland hellen Jubel. Peter Hartberger war der Held des Volkes, der Retter aus Not und Schmach — schrieben die nationalistischen Blätter. Er war ein kühner Ingenieur, der die Welt belehrte, wie die Technik dem blinden Militarismus überlegen sei, meinten die sozialistischen Blätter. Ria aber sagte zu ihm:

„Peter, heute lernte ich eine neue Seite an dir kennen. Du bist ein Staatsmann. Diese Episode vor Savona (inzwischen flogen sie schon über Novarra), bei der du unglaubliches Glück hattest, macht dich zum Liebling deines Volkes. Was du jetzt willst, wird gemacht. Was du nicht wünschest, wird keine deutsche Regierung zu tun wagen.“

„Eigentlich wollte ich,“ sagte Peter, über Rias Lob beschämt, „etwas ganz anderes. Ich wollte die Anteilnahme der Italiener für Deutschland wecken. Wie wir sahen, haben sich die Italiener als recht kühl erwiesen.

Das, was ich in Wahrheit wollte, habe ich also durchaus nicht erreicht. Aber statt dessen habe ich etwas anderes, ungewolltes angestellt: einen großen sensationellen Konflikt ausgelöst mit einer Macht, die seit Jahrhunderten dem deutschen Volke feindselig gesinnt ist. Aber wie wäre dies ausgegangen, wenn wir nicht die Nukleidenkanone an Bord gehabt hätten? Das war etwas außer aller Berechnung Stehendes, das uns half. Ich glaube freilich, daß bei allen historischen Vorgängen das Unerwartete und Unberechnete eine entscheidende Rolle spielt.“

Der Kapitän des Extraschiffes nahte. Es war ein Oesterreicher namens Holzmüller, Dipl.-Ing. Er fragte:

„Bleiben Sie also bei der Route Mailand—Zürich—Graz—Wien—München—Berlin? Es ist ein ziemlicher Umweg, von Savona auf diesem Wege nach Berlin zu gehen!“

„Ja,“ erwiderte Peter, „ich habe natürlich meine Gründe für diesen Weg.“

„Es ist nur wegen der Bewilligungen für das Ueberfliegen der fremden Staaten,“ sagte Holzmüller. „Tirol und Kärnten erheben nämlich Sondergebühren, wodurch das Fliegen durch diese Teile der Alpen recht teuer wird.“

Das Flugschiff „Luitpold“ des Süddeutschen Luft-Lloyd war von München aufgestiegen, um die kleine Besatzung des „Sternenblitz“ an Bord zu nehmen. Holzmüller und zwei Monteure steuerten den „Luitpold“ in die hereinbrechende Nacht. Die Schweizer Grenze wurde überflogen, der „Luitpold“ gab optisch seine Visitenkarte ab. Auf dem Gotthard signalisierte die Sektion Uto des Schweizerischen Alpenklubs „Freundliche Grüße und herzliche Wünsche zu Ihrer Reise“. Bald trafen trotz der späten Nachtstunde, nachdem es nun einmal bekanntgeworden war, daß Hartberger die Schweiz überflog, von allen Orten freundliche Funksprüche ein. Die Deutschen in der Schweiz waren von einer volkstümlichen Erregung ergriffen. Obwohl sie seit Jahrhunderten vom Reich unabhängig waren, haben sie doch stets die engsten Beziehungen zur deutschen Kultur bewahrt. Niemals hatten sie Anschlußgelüste ans Reich — es ging ihnen ja seit dem Dreißigjährigen Kriege draußen viel besser. Aber im Weltkrieg hatten sie, als die Schale sich gegen Deutschland neigte, für das unglückliche Land Mitgefühl, und in der traurigen Friedenszeit nach dem Kriege haben sie den Deutschen im beraubten Reich nach Kräften geholfen. Die Schweizer waren auf ihre Unabhängigkeit seit jeher stolz und in den Fragen ihrer Selbständigkeit von der

äußersten Empfindsamkeit. Auch war ja die Tatsache der Existenz von vier verschiedenen Nationalitäten in der Schweiz ein wirksamer Antrieb für die Ausbildung eines starken schweizerischen Unabhängigkeitsgefühls. Denn obwohl sich die Nationalitäten in kulturellen Fragen, namentlich in Hinsicht auf Literatur, Kunst und Rechtspflege an die stammverwandten Nationen anlehnten, so hat doch die wohltätige Mischung von Eifersucht und Rücksichtnahme, die zwischen einzelnen Völkern herrschte, einen gesunden Zentralismus schweizerischer Prägung entstehen lassen. Der kräftige und vortrefflich bewaffnete Pazifismus der Schweiz hatte diesem Lande namentlich seit den Tagen der Savoyardischen Zonenfrage internationales Ansehen verschafft, das weit größer war, als der handelspolitischen oder machtpolitischen Bedeutung des Landes entsprach.

Die Abendblätter hatten den Bericht über die „Schlacht vor Savona" bereits gebracht. Die Schweizer waren über Frankreich entrüstet. Die Verletzung der Neutralität empörte sie. Man dachte an den Weltkrieg und an Belgien. Der wunderbare Sieg über die französische Mittelmeerflotte erregte stürmische Genugtuung.

Peter Hartberger warb um die moralische Hilfe der Schweiz für Deutschland. Er wünschte die Unterstützung der kleinen Staaten. Während Vera Garwin auf einem ganz anderen Wege die Union moralisch zu erobern versuchte, wollte Hartberger auf direktem Wege die Herzen gewinnen.

Es war Mitternacht. De Almantorra hatte die Funkstation an Bord des „Luitpold" schon von Savona an übernommen. Peter hatte ihm eine Anzahl Funktexte übergeben. Es waren Mitteilungen an die Völker der Länder, die von der „Luitpold" überflogen wurden. Aber gleich die erste Mitteilung, der Appell an die Italiener, unterblieb. Hartberger war über den mehr als kühlen Empfang

empört. Die italienische Regierung hatte es nicht für nötig gefunden, das deutsche Südtirol an Oesterreich zurückzugeben, trotzdem die italienischen Zeitungen den Entrüstungssturm der gebildeten Welt damals mitmachten, als Frankreich die elsässische Autonomiebewegung blutig unterdrückte, indem sie gegen harmlose politische Idealisten Todesurteile und schwere Zuchthausstrafen ergehen ließ.

Peter Hartberger flog schweigend über Italien. Erst über Zürich ließ er eine Kundgebung funken. Er hatte eben die Grüße und Winke von Luzern und Erstfeld erhalten. Ueber Zürich hielt das Lloydschiff einige Minuten. In der mondlosen Nacht des 20. Dezember bot das Schiff mit seinen bunten Lichtern einen wundervollen Anblick. Es schwebte über dem See, dessen Ufer trotz der späten Abendstunde mit zehntausenden von Menschen besät waren. An zehn Orten am Ufer waren vom Verkehrsverein Makrophone aufgestellt worden, die wie Anschlagsäulen früherer Zeiten vom Publikum umstanden wurden. De Almatorra hatte die genaue Ankunftszeit schon von Luino gefunkt.

„Ihr Eidgenossen," sagte Hartberger vom ‚Luitpold' aus. „ich bitte euch, daß ihr dem deutschen Volk dazu verhelfet, daß es wieder eine Kolonie bekomme. Ihr wißt, daß den Deutschen wider alle Versprechungen, namentlich wider die Wilsonschen Bedingungen, Schiffe und Kolonien genommen worden sind. Eine mächtige europäische Nation, die zwar ihre Verdienste um die menschliche Kultur hat, die aber in ihrer Machtgier und Ruhmsucht unersättlich und in der Verfolgung ihrer Ziele grausam und unerbittlich ist, will die Insel Atlantis, welche ich für Deutschland zur Verfügung stelle, dem Reiche nicht gönnen. Helft Deutschland."

Diese schlichten Worte fanden ein tausendstimmiges Echo am Zürichsee. Durch die Stille der Nacht tönte der Ruf „wir werden helfen". Hierbei dachte niemand

an eine kriegerische Hilfe, sondern jedermann verstand die Hilfe als eine moralische, wie sie auch von Hartberger gemeint war.

Ria war ergriffen. Sie sah zwar von Zürich nichts als das Lichtmeer der Stadt, den Glanz der Neonröhren längs der Seeufer, die Glimmfeuer auf den Bergen ringsum. Aber der Gedanke, daß da unten zehntausende von unsichtbaren sympathisierenden Menschen waren, freie Bürger eines demokratischen Musterstaates, Männer und Frauen, die mit Hartbergers Mission einverstanden waren, bewegte und begeisterte sie. Ria weinte Tränen der Rührung in diesem Augenblick, da die brausenden Zustimmungsrufe der Züricher aus dem Dunkel der Nacht heraufdrangen.

Die „Luitpold" fuhr nun mit größter Geschwindigkeit nach Osten über St. Gallen ins Wolkenmeer über Oesterreich. Zahlreiche Grüße aus der Ostschweiz gingen dem Schiffe zu. Es gab sein für die Alpenflüge vorgeschriebenes Zollbild ab und wandte sich über Innsbruck nach Kärnten. Walter Tyrol stand voll Heimweh im Morgengrauen an der Brüstung — die „Luitpold" ging unaufhaltsam östlich weiter.

Ueber Villach an der Drau, wenig nördlich der Dreistaatengrenze Oesterreich—Slowenien—Italien, zeigte Peter seinen amerikanischen Freunden jene Gebiete, die Italien an sich gerissen hatte, obschon sie slowenisch waren. Weniger bekannt wie Südtirol, bildet dieses geraubte Gebiet seit Jahrzehnten eine slowenische Irredenta heraus, die, so sagte Peter ernst, im Zeitalter unserer Enkel zu einem Zusammenbruch Italiens führen muß.

„Wieso erst im Enkel-Zeitalter?" fragte Walter Tyrol, der daneben stand. — „Dann erst wird Rußland ein mächtiger Kulturfaktor sein," sagte Peter zu seinem Diener.

Weiter stob das Schiff nach Osten, nachdem Almantorra einen Gruß nach Laibach gefunkt hatte, der slowenischen Hauptstadt. Am Morgen des 21. Dezember stand die „Luit-

pold“, die nördlich der Karawanken geflogen war und serbisches Gebiet vermieden hatte, über Graz. Almantorra funkte hinunter:

„Peter Hartberger entbietet seinen Landsleuten Gruß und Handschlag — seid einig und steht für gemeinsames Ziel mit gemeinsamen Kräften ein. Schielt nicht nach Paris und nicht nach Moskau. Seid stolz!“

Vom frühen Morgen an war das Schiff in allen Orten, über die es flog, mit Glockengeläute begrüßt worden. Die Grazer waren zu Tausenden auf den Schloßberg geeilt, um die „Luitpold“ besser sehen zu können. Das Flugzeug stand zwischen Schloßberg und Mur, über der Sackgasse. Hartbergers Worte wurden den Grazern erst zu Mittag durch die Zeitungen kundgegeben. Denn die Oesterreicher sind darauf erpicht, in ihrer technischen Kultur immer ein wenig hinter der Schweiz herzuhinken. Sie hatten noch keine öffentlichen Makrophone. Aber sie waren trotzdem schon vor Bekanntgabe der Hartbergerschen Botschaft begeistert vom Erscheinen des Schiffes und von ihrem Landsmann. Denn seit Tagen war Hartberger das Gespräch von jung und alt in der steirischen Hauptstadt. Verschiedene kleine Flugzeuge begleiteten Peter bei seiner Weiterfahrt nach Osten. Ein Funkspruch des Stadtrates, dessen Väter zur pünktlich anberaumten Sitzung wie gewöhnlich zu spät kamen, lief hinter Peter her und „begrüßte den berühmten Landsmann im Namen der Stadt Graz und des Landes Steiermark“. Peter aber sah zum erstenmal die verschiedenen Klöster, in denen er seine Mittagsmahlzeiten eingenommen hatte, von oben herab an! — Er ließ es sich nicht nehmen, mit der „Luitpold“ noch vor jenes Giebelfenster gegenüber dem Hotel Elefant zu fahren, hinter dem er gewohnt hatte. Die alte slowenische Quartierfrau guckte mit erschrockenen Augen, die ebenso aufgerissen waren wie das Fenster, zu Peter hinüber, der ihr freundlich zuwinkte.

Die „Luitpold“ flog über Gleisdorf, Weitz und Hartenfels ins Burgenland hinein, kehrte dann ein Stück zurück und ging nahe bei dem Dorfe Grafenstein vor Anker. In den vergessenen Landen war die „Luitpold“ nicht avisiert worden — sie erregte daher etwas Staunen, da ihre ungewöhnliche Größe und Bauart sowie der niedrige Flug über dem Boden auffielen. Die Leute liefen denn auch in Scharen herbei, da man einen Unglücksfall vermutete. In dieser weltabgeschiedenen Gegend pflegen sonst Luftschiffe nicht zu landen — nur gelegentlich verirrt sich ein Sonntagsflieger aus Wien oder Graz in die Gegend von Hartenfels.

Peter und Ria stiegen aus dem Schiff, während Wimpffen und die übrigen drinnen blieben. Wie staunten die guten Hartenfelser über den ihnen wohlbekannten Peter, der doch noch vor kurzer Zeit ein armseliges Studentlein war! Denn die Bauern haben keinen großen Respekt vor dem Studium. Nun kam er, mit einem prächtigen Pelz bekleidet, in Begleitung einer jungen Dame und eines Negers, der ein seltsames Ding trug, daher. Das seltsame Ding war das Nukleidenspektroskop, das erste, das nach Europa kam. Im Dorf bildete sich hinter Peter eine Menschenschlange.

Der Dorfmensch ist das Ewige. Trotz elektrischer Beleuchtung und maschineller Landwirtschaft, trotzdem der Bürgermeister sogar ein Kleinflugzeug hatte — das Dorf ist urwüchsig, die Menschen darin naturnahe und naturwahr. Im Dorf ist der Mensch gleich Tieren und Pflanzen ein Stück sprießender Erde. Er steht auch mit der Welt in weit näherem Kontakt als der Städter, denn er sieht die Sterne öfter, viel öfter als der Mensch der Stadt. Auch mit der Sonne ist sein Leben unmittelbar verbunden. Der Städter ist, ohne die Vollendung zu sein, eine Abschlußform der Menschengestaltung; der Dörfler ist die gesunde, lebensfähige Form.

Peters Rückkehr wäre in einer Stadt als Klatsch von Haus zu Haus gegangen. Hier aber erlebte jeder Bürger persönlich den Anblick des zurückgekehrten Helden. Die Zeitungen hatten seit mehreren Wochen so viel von Peter erzählt und erlogen, daß Peter wie der Held im Märchen als ein Wunder angesehen wurde. In den vergessenen Landen setzt das Dorf seinen Stolz darein, in jeder Generation einen armen Studenten aus dem Dorf zum Pfarrer auszubilden. Die armen Bewohner, meist wirkliche „Hüttenbesitzer", steuern zusammen, daß einer aus ihrer Mitte sein Kind aufs Gymnasium nach Graz schicken könne. Natürlich muß der Auserlesene immer noch ein Leben voll Entbehrungen führen. Der also herangezüchtete Pfarrer kommt dann in eine Nachbargemeinde, selten in seine Heimatgemeinde. Peter aber hatte sich aus eigener Kraft, ohne fremde Unterstützung, durch die Schuljahre hindurchgeschlagen, und er war auch nicht auf das Gymnasium gegangen, sondern auf die Realschule. Den Dörflern war er als Ketzer verdächtig. So reimten sie sich sein Erscheinen unschwer zusammen — etwas Zauberhaftes war an der ganzen Lebensgeschichte des Peter. Und erst die Mutter!

Sonja war auf den Lärm hin vors Haus gelaufen. Sie hatte wohl inzwischen Nachricht von Peter gehabt, aber daß er sie aufsuchen würde, — davon ahnte sie nichts. Sie glaubte, indem sie sich an Peters Kindheitsträume erinnerte, daß sie nun selbst einen lebhaften Peter-Traum habe. Mit staunenden Augen sah sie ihren Jungen mit einem schönen Mädchen und in seltsamer Begleitung.

„Aber Peter," rief sie aus, „träume ich oder träumst du?" Darauf mußten beide lachen, und zwischen Lachen und Weinen, da sie sich in den Armen lagen, flüsterte Peter seiner Mutter zu: „Du sollst sie lieb haben".

Sonja machte sich aus Peters ungewohnter Zärtlichkeit los. Sie betrachtete mit gütigem Blick Ria. Diese war

zunächst sehr selbstsicher aufgetreten. Als sie aber in Sonjas Augen gesehen hatte, fühlte sie eine seltsame Macht über sich kommen: diese Frau vor ihr war sicherlich nicht einfach irgendeine Bauersfrau — dachte sie. Man muß recht alt werden und ziemlich weise, wenn man dahinter kommen will, daß eigentlich niemand „irgendwer“ ist, sondern jeder ein Besonderer. Das ganze Dorf stand rings um die drei. Der Neger mit dem Spektroskop hielt sich bescheiden im Hintergrund, von der nächsten Generation umlagert. Ein Augenblick des Schweigens und der Weihe — dann lud Sonja ihren Besuch zu sich ins Häuschen ein und die Dorfgaffer blieben vor der Türe stehen. Es gab nicht viel bei Sonja. Aber sie hatte zufällig für den Pfarrer etwas gebacken, da die Köchin erkrankt war. Der Gugelhupf mußte nun herhalten und der Pfarrer hatte für diesmal das Nachsehen. Bei Kaffee und Kuchen wurde Ria gesprächig und sie schloß mit Sonja Freundschaft. Martin Wimpffen aber fand an der schönen ernsten Sonja sein warmes Gefallen.

Peter hatte auf der ganzen Fahrt Aufzeichnungen machen lassen, die den Angaben des Nukleidenspektroskops folgten. Wimpffen hatte diese Angaben in einem Tagebuch gesammelt. Peter selbst hatte sich durch gelegentliche Pillen immunisiert. Die Entdeckungen dieser Reise waren mehr als ein Nationalvermögen wert — sagte Wimpffen. Wenn die Leute unten wüßten, auf welchen Schätzen sie herumtrampeln, sie bekämen Fieber! meinte Peter. Heute aber wollte Peter etwas untersuchen, woran er seit den ersten Experimenten in Highchurch gedacht hatte: den Keller seines väterlichen Hauses und ferner jene geheimnisvolle Stelle im Walde.

Peter ließ den Neger das Spektroskop in den Keller tragen. Das Instrument hatte schon beim Eintritt ins Dorf ausgeschlagen, der Ausschlag wurde immer stärker und im Keller wies der Apparat auf einen an der Süd-

wand gelegenen Goldbestand hin. Peter funkte ins Schiff, ließ Wimpffen und den zweiten Neger kommen und fing sofort zu graben an. Sonja schlug die Hände über den Kopf zusammen: was in aller Welt hatte ihr Peter jetzt wieder vor?

Watt erwies sich als Monteur nützlich, indem er rasch eine Lichtleitung in dem Keller anlegte. Er hatte kaum seine von der „Luitpold“ mitgebrachte 2000-Kerzen-Lampe in Glut, als der Neger unten meldete, sein Spaten sei auf eine Mauer gestoßen. Nun wurde mit Eifer weitergegraben und die Mauer ringsum freigelegt — nicht ohne daß Peter besorgte Blicke auf sein Haus geworfen hätte. Die Südmauer war gefährdet. Der Bürgermeister erschien und wünschte, eingelassen zu werden. Im Dorfe waren Gerüchte umgegangen, es sei ein Schatz gefunden worden. Nach einer Weisung der Landesbehörden müßte bei Ausgrabungen ein Protokoll durch einen Steuerkommissar, der dabei persönlich anwesend sein muß, aufgenommen werden. Er sei hier im Orte Vertreter der Steuerbehörde. Er bitte also um Entschuldigung — die Steuer betrage ja nur 10 Prozent vom Werte, der beim Verkauf erzielt würde.

Der enge Keller in Hartbergers Haus hätte nun keinen Besuch mehr vertragen können. Die beiden Neger arbeiteten, Watt schaffte die Erde und die Steine hinaus, Peter beaufsichtigte die Arbeit.

Endlich zeigten sich die ersten Spuren einer Grabstätte. Zahlreiche Knochen lagen durcheinander. „Offenbar das gemeinsame Grab einer Familie“, meinte Peter, denn es waren kleine Skelette dabei. Die Skelette wurden an Ort und Stelle photographiert und dann, gemäß den Angaben des Nukleidenspektroskops, nach abwärts gegraben: es fand sich nun eine ungeheure Menge von goldenen Schmucksachen, Schüsseln, Platten, Kronen, Ringen, Bechern, Münzen und Stäben. Mehr als eine Stunde dauerte die Förderung des Schatzes. Peter war nun froh,

daß er einen freiwilligen Protokollführer mit hatte, der Stück für Stück säuberlich abwog, beschrieb und notierte. Das gesamte Gewicht der goldenen Schätze betrug mehr als vierhundert Kilo! Peter hinterlegte eine dem ungefähren Goldwert entsprechende Kaution sofort beim Bürgermeister und ließ dann den ganzen Schatz auf ein aus Graz herbeigerufenes Lastschiff verladen. Er wußte noch nicht, was er damit anfangen würde. Vielleicht sollte man das Gold in ein besonderes „Museum der vergessenen Lande“ bringen? Oder einschmelzen? Oder sollte man es, damit die Schmuckstücke doch der Nachwelt erhalten blieben, ins Ausland gegen Gold verkaufen? Auch Ria wußte keinen Rat. So ließ man den Schatz zunächst noch im Lastschiff, das neben der „Luitpold“ auf Peters Wiese vor dem Dorfe verankert lag.

„Morgen will ich dir jenen unheimlichen Fleck im Grenzwald zeigen,“ sagte Peter zu Ria, „von dem ich dir schon einmal erzählt habe, daß es dort so seltsam hohl geklungen habe. Ich war stets überzeugt, daß dort ein Avarenfürst begraben liegen müsse. Vielleicht finden wir wirklich etwas!“ — An diesem Abend wurde Sonja in die „Luitpold“ eingeladen. Sie sollte nicht mehr in der Dorfhütte wohnen — sagte Ria. Wimpffen unterhielt sich mit Peters Mutter aufs herzlichste. Es gab einen frohen Abend im Luftschiff. Welch eine Heimkehr! In der Welt zitterte noch die Erregung über Savona. Die herzliche Begrüßung in der Schweiz galt allgemein als sehr bezeichnend. „Die Taten des Peter Hartberger,“ funkte der geschwätzige Tabor über den Planeten, „machen ihn zu einem modernen Columbus.“ — „Viel Ehre,“ sagte Peter fröhlich zu seinen Freunden. „Aber eigentlich ist doch jeder der Träger einer inneren Bestimmung, die mit den Kräften der Außenwelt zur Verschmelzung gelangt. Tausend Napoleone mögen der Menschheit erspart geblieben sein, weil die menschlichen Verhältnisse der

Entwicklung eines solchen Ungeheuers glücklicherweise meist ungünstig sind. Aber ebenso mögen tausend Newtons der Menschheit entgangen sein. Freilich ist es im ersten Fall nur Neid und Mißgunst der Mittelmäßigen, die das Emporkommen des Untiers verhindern, nicht intelligente Einsicht. Nennen doch sogar deutsche Historiker Napoleon „den Großen“. Und im zweiten Fall, beim Auftreten von Männern wie Columbus, Galilei, Newton, Mozart, Gauß — keiner von ihnen hätte der Menschheit Unsterbliches schenken können, wenn er nicht durch mächtige Gönner oder verständige und zugleich wohlhabende Eltern gefördert worden wäre. Das Zusammentreffen der inneren Sendung mit glücklichen äußeren Umständen ist stets ein seltener Zufall.“ Peter blickte Ria verträumt an. Sonja ließ sich die Ereignisse in Berlin und New York, in Savannah und Atlantis erzählen. Immer staunte sie ihren Jungen an, der neben Ria saß. Das behaglich geheizte Speisezimmer auf der „Luitpold“, ihr verwandelter Peter, das schöne Mädchen mit ihrem freundlichen Vater, der ernste Kapitän, die drei Neger — war das alles ein Traum, in die vergessenen Lande hineingezaubert?

An diesem Nachmittag aber wurden die vergessenen Lande für immer der Vergessenheit entrückt. Die ganze Welt verfolgte die Fahrt der „Luitpold“. Der wunderbare Sieg des deutschen Ingenieurs über die französische Schlachtflotte vor Savona, die Manifestation von Zürich und Graz, schließlich der Fund von Grafenstein — dies alles wurde in den Megaphonen der Erde den Zuhörern mitgeteilt. In Millionen Seelen, die für das geknechtete Deutschland Liebe und Verehrung fühlten, stieg die staunende und bange Frage auf: Ist dies alles nur ein Traum, ein Märchen, ein Winterspuk? Wird das verarmte Deutschland sich nun wieder aufrichten können?

Im Zimmer des französischen Ministerpräsidenten häuften sich die Depeschen. Der Präsident, ein ergrauter Par-

lamentarier, griff sich an den Kopf; auch er fragte: „Ist dies alles ein Spuk? Die Kanalflotte war noch nicht an Tanger vorbei, trotz ihrer überaus großen Geschwindigkeit, und dieser entsetzliche deutsche Ingenieur hatte bereits einen zweiten Sieg über Frankreich davongetragen. Denn die Pariser Presse sprach es unumwunden aus: Die Auffindung des ungeheuren Goldschatzes ist ein Sieg Deutschlands über Frankreich! Der Boulevard forderte stürmisch die Bestrafung des fehlbaren Admirals vor Savona und den Rücktritt des gesamten Ministeriums.

„Wir brauchen Männer," schrieb der ‚Ami du peuple', „und nicht Marionetten. Wer ist dieser Peter Hartberger, der über den Atlantischen Ozean fahren durfte gegen Frankreichs Willen? Ein Mensch, den man vor wenigen Wochen noch nicht einmal dem Namen nach kannte! Dieser Emporkömmling durfte den Ruhm Frankreichs in zwei Tagen zweimal schmälern! Wir sind das friedliebendste Volk der Welt und niemals haben wir zu einem anderen Zwecke als zur Verteidigung der höchsten Interessen der Menschheit die Waffen ergriffen. Wir sind das ritterlichste und großmütigste Volk, das je auf unserer Erde wohnte — aber wir verlangen, daß Peter Hartberger samt allen seinen Apparaten und Maschinen ausgeliefert werde, daß die Insel Atlantis von Frankreich in Besitz genommen und die Ueberwachung Deutschlands verstärkt werde. Wenn Dauderine sich nicht stark genug fühlt, diesen einmütigen Willen der Nation durchzuführen, so wird ein anderer Franzose sein Vaterland in dieser Stunde höchster Gefahr retten — bedenken Sie sich bis morgen, Monsieur Dauderine!"

Das war eine deutliche Sprache. Das ganze Programm der Besetzung rechtsrheinischer Städte war doch bereits durchgeführt, seit zwölf Stunden wehte das Banner der glorreichen Nation über Frankfurt, Heidelberg, Karlsruhe usw. Und dennoch — Frankreich war nicht zufrieden.

Es ist eine große Kunst, im Besitze der Macht bescheiden und weise zu sein. Die ganze Geschichte kann als ein beständiger Zerfall von Macht betrachtet werden — Macht, die in langsamen Entwicklungszügen aufgebaut wurde, wird in kurzen Katastrophen zerstört. Denn die Menschen können aus allen Vorgängen im Reiche der Natur nützliche Lehren ziehen — aber aus der Geschichte haben sie niemals Lehren gezogen. Daher wiederholt sich die Geschichte grundsätzlich immer wieder.

Dauderine stand um Mitternacht allein in seinem Arbeitskabinett und erwog die Frage: Kriegserklärung an Deutschland oder nicht? Um die gleiche Zeit befand sich die Gesellschaft unserer Freunde in den Kabinen der „Luitpold" vor Grafenstein. Ria dachte an die Zukunft, sie konnte keinen Schlaf finden. Sie hatte mit Peter die während des Tages durch Europa gefunkten Berichte studiert: es sah böse aus. Peter Hartberger sprach davon, einen Appell an Nord- und Südamerika zu funken, daß sie die Franzosen zum Nachgeben bewegen sollten. „Und warum nicht auch an England?" fragte Wimpffen. „Wenn Sie dies für zweckmäßig halten, kann man es ja tun," sagte Peter, „aber dort ist man seit vielen Jahren wenig aktiv, Sie wissen, England ist von den Franzosen zu sehr bedroht, die größten Städte liegen ja eigentlich näher als die Städte Deutschlands."

Peter überlegte. Es war schade, daß Italien so offensichtlich kühl geblieben war. Sein diplomatischer Flug war dort erfoglos gewesen. So blieb in Europa von den größeren Staaten nur Spanien, das aktive Sympathie für Deutschland hatte. Sollte denn das künftige Schicksal wirklich nur noch aus Amerika kommen? War Europa so verbissen in die gegenseitige Umklammerung, daß kein Hauch freier Menschenliebe das Dunkel erhellen konnte? In solchen Gedanken schlief Peter ein.

Am Morgen des 22. Dezember war das Wetter ungünstig geworden: Schnee und Sturm wechselten mit kaltem

Nebel. Peter hatte alle Mühe, die Stelle im Walde zu finden, die noch rasch vor der Abreise untersucht werden sollte. Heute nahm er einige Knechte aus dem Dorfe mit sich, die mit Schaufeln ausgerüstet waren. Der Neger ging mit dem Nukleidenspektroskop neben Peter. Ria war wegen des schlechten Wetters daheim geblieben, wo sie Sonja Gesellschaft leistete. Wimpffen war mit Peter gegangen.

An Ort und Stelle angekommen, wurde sofort mit dem Graben begonnen. Nach Durchstoßung einer Decke von nur wenigen Fuß Tiefe wurde ein eiserner Behälter aufgefunden, der vollständig verrostet war und beim Heben zerfiel. Sein Inneres barg Monstranzen und goldene Kreuze, Ampeln und Statuen aus Gold und Silber. Es waren durchwegs Gegenstände des geistlichen Kultus. Der Bürgermeister Erten notierte wieder und wog die Gegenstände, deren gesamtes Gewicht sich als 386 Kilo ergab. Der Schatz war also kleiner als der gestern gefundene, aber er war vielleicht nicht minder wertvoll, da er offenbar aus sehr alter Zeit stammte.

Welches Geheimnis war mit diesen beiden Fundstellen verknüpft? War das eine vielleicht ein heidnischer, so war das andere sicher ein christlicher Schatz. Es war keine Muße, beim Schneetreiben über diese Frage nachzugrübeln. Jedenfalls wollte Peter noch genau nachsehen, ob sich nicht irgend eine Aufzeichnung dabei befände. Er stieg nochmals in das Loch hinab — es fand sich nichts. Nun hieß es, den Schatz auf Schlitten nach der „Murau“ zu bringen, dem gestern angekommenen Lastschiff.

In wenigen Minuten hatte die Kunde vom neuen Fund die europäischen Hauptstädte erreicht. Der Erfolg dieser Meldungen war teilweise recht überraschend. Während vom Britischen Museum sofort ein Kaufangebot für den zweiten Fund kam, verlangte die italienische Regierung die Auslieferung beider Goldfunde, und zwar auch auf das Konto

der sogenannten Reparationen. Rom begründete die Forderung in einem Funkspruch nach Wien:

„Da die Hartbergerschen Funde sicher aus den ersten christlichen Jahrhunderten stammen, in welcher Zeit die barbarischen Germanenstämme zahllose Einfälle nach Italien machten, so ist der Fund ohne Zweifel das Ergebnis von derartigen Beutezügen. Wir verlangen die Auslieferung dieses ehemals italienischen Besitzes."

Unterdes ließ Peter Hartberger die Funde mit der „Murau" zunächst nach Graz überführen, wo sie der Altertumsforscher Gauster genauer untersuchen und beschreiben sollte. Die „Luitpold" aber führte ihre Gäste über den Wechsel hinüber, gerade jenen Weg, den Peter unten auf der Erde vor wenigen Monaten gegangen war. Wieder läuteten die Glocken, sobald sich das Schiff zeigte, in allen Orten. Nachmittags erfolgte die Ankunft in Wien. Das Flugschiff hielt sich zum Zeichen des Grußes einige Minuten neben dem Stephansdom auf. Schon von Aspang an war es von Reporterkleinflugzeugen umschwärmt worden und Almatorra hatte alle Mühe, die vielen Fragen, die teils elektrisch, teils durch Kraftsprecher auf die „Luitpold" zukamen, zu beantworten.

Ria war von Wien entzückt und Sonja, die ebenfalls zum erstenmal die schöne Donaustadt sah, wollte Halt machen. Aber Peter zog es nach München und Berlin. Er ließ daher seine Mutter am Flughafen aussteigen. Sonja wollte ohnehin rasch wieder heimkehren, denn sie fühlte sich den beständigen Aufregungen nicht gewachsen. Peter funkte den Wienern noch einen freundlichen Willkommspruch und wandte sich nach Westen. Man flog mit voller Kraft und vom Wind unterstützt, so daß die „Luitpold" noch am Abend in München sein mußte. Je mehr das Schiff nach Westen kam, desto gewaltiger wurden Kundgebungen der Ortschaften, über die es flog. Um die Mittagszeit des 22. Dezember war das Ministerium Dauderine

zurückgetreten, da es dem Druck der öffentlichen Meinung, die den Einmarsch in München und Berlin verlangte, nicht nachgeben wollte. Das neue Kabinett aber, das in Paris in wenigen Stunden konstruiert wurde, hatte nur einen anderen Kriegsminister — Dauderine und die übrigen Minister blieben. Minister Forche, zugleich Armeekommandant, also absoluter Feldherr Frankreichs, hatte als Kriegsminister auch die Luftflotte Frankreichs unter seinem Kommando. Der rasche Szenenwechsel in Paris beruhte auf einem von Forche vorgelegten Plan, den der Präsident der Republik genehmigt hatte.

Während man in Paris mehr auf den Angriff der nächsten Stunden baute und die Erinnerungen an die letzten Tage unterdrückte, indem man in der Freude kommender Vergeltung schwelgte, war sich die übrige Welt, vor allem Amerika Nord und Süd, ganz unklar über die einzunehmende Haltung. Die Sekten Nordamerikas warben mit größter Energie und mit viel Erfolg für Frankreich. Aber die Ereignisse vor Savona hatten auf die nüchtern denkenden Amerikaner einen gewaltigen Einfluß ausgeübt. Dort hatte offenbar eine französische Flotte mitten im Frieden ein harmloses Motorboot, in dem sich amerikanische Bürger befanden, zu vergewaltigen versucht. Und dieses Boot war aber durch die Einwirkung unbekannter Kräfte Herr geworden über die gewaltige französische Flotte. Auch in Washington begriff man, daß hier etwas Ungewöhnliches vorlag. Eine Kommission begab sich im Auftrag des Senats nach Savannah, wo William Albany mit Erichson zusammen an der Ausrüstung der Expedition arbeitete. Die Kommission hatte die Aufgabe, im Interesse der nationalen Verteidigung von jenen gewaltigen Apparaten und Maschinen Besitz zu ergreifen, die offenbar den Erfindern zur Verfügung stehen mußten. Es war gefährlich, derartige Waffen in den Händen von einigen wenigen Menschen zu lassen, die ohne

Kontrolle durch die Organe des Staates darüber verfügen konnten.

Als Peter eben in München vor Anker ging, fragten Albany und Erichson an, ob Peter mit der Herausgabe der Konstruktion der Nukleidenkanone einverstanden sei. Denn obwohl die Erfindung von Erichson herrührte, wollten diese beiden doch nichts ohne das Einverständnis Peters unternehmen. Peter aber, in dem nun einmal der Staatsmann erwacht war, funkte zurück:

„Für Zusicherung des Protektorates bei Gründung der ‚Souveränen Gesellschaft Atlantis', Pläne ausliefern".

Die „Luitpold" wurde von einer ungewöhnlich großen Anzahl Luftfahrzeuge umschwärmt und von Scheinwerfern in recht frecher Weise abgeleuchtet. Peter Hartberger beschwerte sich bei der Luftpolizei und es erschien sofort ein Polizeischiff, das einige besonders zudringliche Kleinflugzeuge und ein ganz großes fremdes wegwies. Das fremde Schiff war ein Franzose, dessen Funksprüche auf der „Luitpold" aufgefallen waren. Seit mehr als einer halben Stunde zeigte der Albanysche Universaldetektor eine sehr rege Unterhaltung mit einer ganz ungewöhnlichen Wellenlänge von 27 000 m. Almantorra vermutete, daß das große fremde Schiff ein französischer Spion sei. Peter verständigte die Luftpolizei und das Münchener Polizeischiff legte neben dem fremden Fahrzeug an. Es erwies sich, daß der Fremdling das Berliner französische Botschafterfahrzeug war und laut besonderem Vertrag Exterritorialität genoß. Was tun? Offenbar wollte Frankreich auf diesem einfachen und gefahrlosen Wege die Bewegungen Peters überwachen!

Es war mittlerweile Nacht geworden, die Erde lag in Frost und Schnee. München hatte geflaggt, eine lebhafte Unterhaltung zwischen Peter und der Staatsregierung war im Gange. Das Manifest Hartbergers an die Bayern war

bereits von Passau aus gefunkt worden. Peter wollte am nächsten Morgen mit Ria und Wimpffen das Deutsche Museum besichtigen. Die Staatsregierung wollte ihn aber zu einer wichtigen Konferenz haben — wie sie abends funken ließ.

Peter ahnte, was die Bayern wollten. Seit Jahren waren sie mit der Führung Deutschlands durch Berlin unzufrieden. Seit sich Oesterreich an Deutschland angeschlossen hatte, war die Lage Berlins als Hauptstadt noch exzentrischer als früher geworden. Die Bayern hatten lange an der übertriebenen Einheitlichkeit des Reiches genagt, und sie hatten es allmählich erreicht, daß das Reich vom Charakter des Bundesstaates mehr und mehr in die Art eines Staatenbundes sich wandelte. Jetzt aber wollten sie noch etwas durchsetzen, was ihnen aus nationalen Gründen für die Entwicklung des Reiches wichtig schien: die Hauptstadt sollte München werden, das Reichsparlament sollte hier tagen, ebenso alle obersten Reichsbehörden hier ihren Sitz haben, mit Ausnahme einiger Institute, die in Berlin, Leipzig, Hamburg und Köln sein würden.

Seit vielen Jahren hatte Deutschland keine derartige gesunde nationale Welle erlebt, wie sie jetzt durch die Schenkung der Neuen Kolonie entstand. Hartberger als Süddeutscher erschien den Münchener Politikern wie ein Helfer für ihre Pläne.

Peter war unschlüssig. Jedenfalls wollte er einen Tag in München bleiben. Irgend etwas beunruhigte ihn außerordentlich — er war sich nicht klar, was es sei. Auch Ria wünschte, die Nacht in einem Münchener Hotel zu verbringen. Martin Wimpffen war es zufrieden. Er lud die Nukleidenkanone, in einem Holzschrein verwahrt, einem Neger auf, während der Wärter des Spektroskops sich dieses unschätzbaren Instrumentes annahm. So verließ die ganze Gesellschaft bis auf Holzmüller und Almantorra die „Luitpold“. Mit nachdenklicher Betrachtung ließ

Peter die beiden Neger an sich vorbei die Treppe hinabgehen:

„Wie Krieg und Frieden,“ sagte er zu Ria, „mutet mich das Paar an. Wir brauchten die Nukleidenkanone nicht, wenn alle Menschen sich mit dem Spektroskop und seiner reichen Ernte begnügen wollten. Gerne wollte ich den Franzosen in ihrem eigenen Lande so viel Schätze auffinden, daß jeder ein Millionär sein könnte. Aber — ob sie dann nicht doch noch die Schätze in den anderen Ländern Europas für sich beanspruchen würden?“

De Almantorra, der die Funkstation auf der „Luitpold“ auch während der Nacht bedienen sollte, sagte in diesem Augenblick, da eben Peter als letzter die Erde betrat, von oben mit dem akustischen Megaphon aus der Dunkelheit heraus:

„Die ‚Luitpold‘ ist von allen Seiten von Flugschiffen umstellt, die französische Kriegsflagge zeigen.“

Almantorra ging sofort mit dem Fallschirm nieder, da er den Franzosen nicht in die Hände fallen wollte.

Der Regierungskommissar, der die Gäste empfangen sollte, führte die Gesellschaft sofort im Auto nach der nächsten Untergrundstation, die gegen Fliegerangriff eingerichtet war. Seit Frankreich seine überragende Luftflotte eingerichtet hatte, war Deutschland gezwungen, an allen Orten bombensichere Zufluchtsstätten einzurichten. Unter jeder Stadt gab es eine eigene „Unterwelt“. Frankreich hatte vergebens versucht, die Einrichtung solcher Zufluchtsstätten zu verhindern. Die 50 000 Luftfahrzeuge Frankreichs würden, so sagte man in Paris, im Ernstfall nur einige Häuser zerstören können, alle wertvollen Gegenstände und auch die Menschen würden sich in die modernen Katakomben flüchten. Dadurch, so schloß man in Paris, würde der Krieg sehr viel länger dauern, dies wäre aber inhuman. Daher verlangte Frankreich im Namen der Humanität und der Gerechtigkeit, seinen ewigen

Idealen getreu, das Verbot der Schaffung von Unterkunftsräumen. Um aber dem Vatikan eine Konzession zu machen, sollte die Versorgung von kirchlichen Weihegefäßen, Fahnen usw. erlaubt sein. Allein dieses menschenfreundliche Verlangen wurde zum großen Erstaunen der Franzosen vom Völkerbund verworfen. Deutschland bekam vielmehr die ausdrückliche Ermächtigung, die unterirdischen Zufluchtsstätten anzulegen.

Peter schickte das Münchener Kleinflugzeug, das die Gesellschaft von der „Luitpold" nach der Stadt gebracht hatte, nochmals hinauf. Er begab sich mit Ria und Martin Wimpffen sowie der Begleitung in ein unterirdisches Hotel, um vor einem Nachtangriff sicher zu sein. Nach einer Viertelstunde erschien der Hotelier mit einer Depesche:

„‚Luitpold' von einer französischen Luftflotte entführt worden, erbitte sofortige"

Hier brach das Telegramm ab. Es war an die Regierung in München gerichtet. Die bayerische Staatsregierung hatte sofort in Paris protestiert, was aber natürlich nicht das Geringste nützte. Dies war eben der geheime Plan des französischen Kriegsministers gewesen: die öffentliche Meinung in Frankreich dadurch zu beruhigen, daß man den Peter Hartberger samt seinem Luftschiff gefangen nahm. Wenn er den Parisern diesen gefährlichen Menschen in natura brächte — dann war er sicher, daß sie sich wieder beruhigen würden. Aber dieser Handstreich war nun mißlungen. Allerdings hatte Paris in diesem Augenblick noch nicht Kenntnis vom Mißlingen des Planes, sondern nur den Funkspruch:

„‚Luitpold' von französischer Luftflotte erfolgreich angegriffen, ohne Gegenwehr ins Schlepptau genommen, wir fahren nach Westen."

Diese Meldung erregte in den späten Abendstunden Freudentaumel auf den Straßen von Paris. „D'Arssenale"

— das war der Kommandant der heimlich nach Deutschland geschickten Luftflotte — „muß ein Denkmal auf dem Vendômeplatz erhalten“, schrieb der ‚Ami du peuple‘, „denn er hat Frankreich gerettet.“ Ueber das Schicksal Peter Hartbergers war sich die Abendpresse unklar. Die einen meinten, die Teufelsinsel sei der richtige Ort für diesen Mann, dessen abscheuliche Gesinnung gegen Frankreich wohlbekannt sei. Andere Zeitungen glaubten, ein Gefängnis in Paris sei der sicherste Ort für den deutschen Ingenieur. Derlei Zweifel über die Einlogierung von Peter Hartberger dauerten nicht lange, denn bereits um Mitternacht wußte Paris, daß man über München einen leeren Käfig gefangen hatte. Die Morgenblätter, die nach Einlangen dieser Nachricht gedruckt wurden, forderten den Einmarsch nach München und Berlin, Besetzung der Etappenlinien. „Aber keine Kriegserklärung“, hieß nun die allgemeine Losung, nachdem der Professor Auline zwei Tage zuvor erklärt hatte, das Odium der Kriegserklärung müsse vermieden werden. „Also: wir wollen keinen Krieg mit Deutschland führen, wir wollen im Gegenteil Deutschland helfen, aus seiner fatalen Situation herauszukommen. Wir besetzen die zwei größten Städte des Reiches nur, um dem Volke zu helfen. Frankreich braucht nicht besorgt sein, daß seine Handlungsweise irgendwie schlecht verstanden würde. Frankreichs Freunde in der ganzen Welt kennen die Leiden zu genau, die unser edles Volk im Weltkrieg erlitten hat. Diese Leiden, für die höchsten Ziele der Menschheit erlitten, geben uns das Recht, Hüter der Moral in Europa zu sein. Wenn wir München und Berlin besetzen, so ist dies nicht Krieg, sondern es ist eine friedliche, ja eine herrliche Geste gegen Deutschland und gegen Europa.“

Das schrieben die Pariser Zeitungen an jenem Tage ziemlich übereinstimmend, also aus gemeinsamer Quelle inspiriert. Die Worte und die Gesinnung aber waren immerhin,

obschon Frankreich von Poincaré bis Dauderine der Welt seit 20 Jahren die Ausbrüche seiner krankhaften Verblendung aufgetischt hatte, infolge der Verquickung mit der aufregenden Atlantisfrage etwas ungewöhnlich, so daß sie als Funkmeldungen über den ganzen Planeten liefen. Am frühen Morgen des 23. Dezember erhielt das Staatsdepartement in Washington von dem Minister zu Paris die Meldung:

„Wenn wir nicht ganz energisch eingreifen, ist ein Krieg unvermeidlich. Frankreich will nach Deutschland vormarschieren, um die Atlantisfrage gewaltsam zu lösen. Die Deutschen werden einen Volkskrieg organisieren. Das Verhalten aller anderen Mächte ist unsicher, nur Rußland wird sich gewiß gegen Frankreich entscheiden. Erbitte bald Instruktionen, sonst zu spät."

Während Woldemar Hasselare, der Präsident der Vereinigten Staaten des Nordamerikanischen Kontinents, die Meldung seines Pariser Gesandten mißtrauisch studierte, mußte sich Peter wohl oder übel zu der Besprechung mit den leitenden Politikern in München bequemen. In später Nachtstunde wurde ihm der Plan vorgelegt: die Reichsregierung von Berlin nach München zu verlegen. Peter sollte Diktator werden. Man stellte ihm vor, daß er durch seine große Volkstümlichkeit jeden Widerspruch ohne Blutvergießen überwinden werde und daher der Schritt im Interesse der Nation auf die vorgeschlagene Weise am glücklichsten zu machen sei.

Peter erwiderte in schlichten Worten: er sei Ingenieur, betrachte seine Aufgabe als eine mehr technisch-wirtschaftliche, nicht als eine politische. Er sei national gesinnt, aber nicht nationalistisch. Dazwischen mache er einen großen Unterschied. National zu sein erscheine ihm ebenso natürlich und gesund, wie daß die Kinder Vater und Mutter ehren und ihnen hilfreich beistehen sollen. Die Nation sei eben eine große Familie. Aber nationalistisch

sein heiße: seine Nation für die auserwählte zu halten, die anderen, namentlich die feindlich gesinnten, für minderwertig anzusehen. Da tue er nicht mit. Er sei national und zugleich bewußter Erdenbürger.

„Und die Franzosen?“ warf man ihm ein.

„Ja, die Franzosen sind im widerwärtigsten Sinn nationalistisch. Gewiß. Aber sie haben dennoch viel für den Fortschritt der Menschheit getan. Vielleicht nicht so viel wie das deutsche Volk. Wer könne dies entscheiden? Jedenfalls sollten wir uns gerade deswegen, weil die Franzosen chauvinistisch sind, davor hüten, es ebenso zu sein. Ein Staatsstreich der vorgeschlagenen Art würde nichts anderes als eine nationalistische Revolution sein.“ — Er wolle da nicht mitmachen. Es wäre ihm unmöglich, der Bewegung jene Grenzen zu setzen, die er wünschen würde. Er betrachte die dezentralisierenden Aktionen Bayerns mit größter Anerkennung und sei der Meinung, daß die von Bayern erreichte Verfassung, die man ein Gemisch von Bundesstaat und Staatenbund nennen könne, die vorzüglichste Form sei, unter der gegenwärtig ein Volk regiert werden könne. Es sei jene Form, die in der Schweiz sich vortrefflich bewährt habe, die auch in der Panamerikanischen Union bestehe. Damit sollte sich Bayern zufrieden geben.

Die Erklärungen dieses jungen Mannes machten einen tiefen Eindruck. Peter selbst, der zum erstenmal vor einer solchen Versammlung sprach, kam sich wie ein anderer vor und war im Grunde über sich erstaunt. Er war aber vollkommen ruhig und sicher. Er fühlte, daß er Geschichte sprach und machte.

Nun wandte sich das Gespräch, das die offizielle Form verlor, der Frage der Insel Atlantis zu. Peter versicherte, daß die Insel unter allen Umständen früher oder später an Deutschland fallen werde, und er bestätigte, daß die zu erwartenden Schätze über alle Maßen groß seien.

„In wenigen Wochen werden wir so weit sein,“ sagte er, „daß wir eine regelrechte Expedition zur Hebung der Schätze dieser versunkenen Welt aussenden können. Bis dahin muß die Besitzfrage einigermaßen geklärt sein.“

Die Fragen nach der Art des Kampfes vor Savona weigerte sich Peter zu beantworten. „Dies ist vorläufig das Geheimnis meiner Freunde in Amerika. Vielleicht ist in diesem Augenblick schon die betreffende Erfindung im Besitz der Vereinigten Staaten — ich muß jedenfalls darüber schweigen.“

Diese Unterredung hatte außerordentliche Folgen. Ihr Verlauf wurde allen Kabinetten durch Vermittlung der Schweiz mitgeteilt. Dieses Land war bei der Unterredung auf besonderem Wunsch des bayrischen Staatspräsidenten durch seinen Münchener Konsul vertreten. Bern dachte der Welt einen Dienst zu erweisen, indem es den Inhalt der Unterredung, über welche zu schweigen von keiner Seite gefordert war, allgemein bekannt machte.

Am Vormittag des 24. Dezember, während Peter Hartberger mit Martin Wimpffen und Ria durch die Räume des Deutschen Museums zu München geführt wurde, fanden in allen großen Hauptstädten Beratungen statt. Washington, das am spätesten begann, war am ehesten fertig. Der Handel mit Albany und Erichson wurde angenommen. Es wurde folgender Bericht an die Zeitungen abgegeben:

> Die Panamerikanische Union anerkennt die Souveränität der versunkenen Insel Atlantis bis zur endgültigen Entscheidung ihrer Staatszugehörigkeit, sie anerkennt die „Souveräne Atlantis-Genossenschaft“ unter der gegenwärtigen Leitung Albany-Erichson-Hartberger-Wimpffen. Bezüglich des Vorgehens Frankreichs gegen Deutschland steht die Union auf dem Standpunkt, daß vor Savona und über München durch die Franzosen das Völkerrecht verletzt wurde. Die Union erklärt, daß sie die Beziehungen zu Frankreich abbrechen werde, wenn

Frankreich nicht Genugtuung gebe. Sollten die Franzosen weitere Schritte unternehmen, die von den Sachverständigen als Verletzung des Völkerrechts angesehen würden, so müßte sich die Union alle Schritte und weiteren Maßnahmen vorbehalten. Diese Entschließung wurde einstimmig gefaßt.

In der Nacht vom 23. zum 24. Dezember begann ein ununterbrochener Funkverkehr zwischen den europäischen Hauptstädten. Die Schweiz, Holland, alle skandinavischen Staaten und Finnland waren im „Neutralbund“ lose vereinigt und begannen nun in jener Nacht eine diplomatische Offensive von bis dahin unerhörter Kühnheit. Heftige Kämpfe spielten sich in Prag ab, wo der Einfluß der Deutschen und Slowaken sehr groß geworden war. Auch ein großer Teil der Tschechen war nicht für Frankreich zu haben, trotz aller bestehenden Bündnisse. Rom wäre um den Preis von Nizza und des Kantons Tessin bereit gewesen, an Frankreichs Seite zu treten. Aber die öffentliche Meinung Italiens mochte von einem solchen Schacher doch nichts wissen.

„Wenn Nizza und Bellinzona zu uns kommen wollen, so mögen sie eine Abstimmung machen — dann holen wir sie. Dafür brauchen wir für keine fremde Macht die Kastanien aus dem Feuer zu holen.“

Am schärfsten war die Sprache Englands. Man wollte dort mit den gröbsten Mitteln vorgehen, um den Frieden aufrecht zu erhalten. Ganz unklar war und blieb trotzdem, ob England auch kriegerisch eingreifen würde, wenn Frankreich nach Deutschland marschieren sollte.

Stumm aber eindeutig blieb Moskau: man mobilisierte. Man hielt den Tag der Abrechnung für gekommen; nicht wegen Deutschland — natürlich nicht. Sondern wegen Polen. Der jahrhundertealte Gegensatz zu dem westlichen Nachbarvolk ließ keine andere Stimmung als die nationalrussische aufkommen.

Um 10 Uhr stieg Peter Hartberger mit seinen Freunden in München auf, um über Thüringen nach Berlin zu fahren. Das Wellengeschwirr wurde immer dichter und dichter. Die chiffrierten Depeschen jagten sich, allen unverständlich, durch den Aether. Einige Flugzeuge gaben dem Luftschiff „G o e t h e" das Geleite. Von der thüringischen Grenze an flog die „Goethe" allein. Ueber Dornburg erschien ein sehr großer französischer Zeppelin mit vier gepanzerten Aeroplanen, von Norden kommend, und funkte:

„Folgen Sie uns sofort oder wir gebrauchen Gewalt!"

Peter antwortete nichts als „Denken Sie an Savona" und fuhr ruhig weiter, über die drei Schlösser hin, während der französische Zeppelin hoch über ihm blieb. Die Aeroplane umkreisten die „Goethe" und suchten sie am Weiterfahren nach Norden zu hindern. Almantorra funkte im Auftrag Wimpffens:

„An Bord der ‚Goethe' sind amerikanische Reisende, deren Leben Sie gefährden. Wenn Sie nicht sofort von uns ablassen, werden wir uns wehren. Denken Sie an Savona."

Die Erinnerung an Savona brachte die Franzosen aber in Erregung; sie zogen ihre Kreise dichter und dichter an die „Goethe" heran. Ria sagte zu ihrem Vater: „Lieber einige Augenblicke zu früh als zu spät!" Wimpffen nahm die kleine niedliche Nukleidenkanone und schoß mit der geringsten Energiemenge, die noch Aussicht auf Erfolg bot, nach dem nächsten Aeroplan. Es zeigte sich aber k e i n e Wirkung. Wimpffen war bestürzt. Hartberger sagte: „Der Mann da drüben hat eben alles in Leichtmetall gearbeitet; vielleicht einzig etwas Kupfer an den Vergasern; wir müssen eine sehr viel kräftigere Dosis nehmen".

Die nächste Ladung war denn auch von Erfolg begleitet: der Motor drüben setzte aus. Almantorra funkte:

„Bleiben Sie von uns weg, sonst werden wir euch nacheinander versenken."

Die Lektion schien gewirkt zu haben. Die Schlacht über Dornburg war ziemlich glimpflich abgegangen, nur ein havarierter französischer Aeroplan, der bei Camburg landen mußte und der von den thüringischen Behörden beschlagnahmt wurde — das war alles. Vergebens hatte der französische Zeppelin versucht, die Besatzung des havarierten Aeroplans an Bord zu nehmen: die Franzosen hatten insofern Pech, als der Aeroplan gerade auf einem Uebungsplatz der Reichswehr landen mußte. Der französische Luftkreuzer hätte nun zwar die Truppen bombardieren können; er tat es aber nicht. Aus Humanität, wie die Pariser Blätter am nächsten Mittag meldeten; denn es hätten ja die bei der Notlandung von den deutschen Soldaten verhafteten Franzosen verletzt werden können. Diese wurden übrigens wenige Tage nachher samt ihrem Flugzeug gegen die „Luitpold" und deren Besatzung ausgetauscht.

Um 13 Uhr waren unsere Freunde in Berlin. Dort war bereits alles vorbereitet worden. Der Reichspräsident und der Kanzler empfingen Peter Hartberger am Flughafen und geleiteten ihn nach der Wilhelmstraße. Er genoß die Ehren eines fremden Staatsoberhauptes. Amerika hatte ja die Souveränität von Atlantis anerkannt. Im Auswärtigen Amt war alles vorbereitet. Peter hielt eine Ansprache an die Anwesenden, und die Worte Peters wurden sofort durch Sender über ganz Europa verbreitet. Peter sagte:

„Die Insel Atlantis ist Deutschlands neue Kolonie. Die Insel wird dem deutschen Volke ermöglichen, seine sozialen und humanitären Aufgaben zu lösen. Bis zur allgemeinen Anerkennung dieser neuen Kolonie werden wir die Hoheit über die Insel selbst ausüben, unter Mitwirkung und unter dem Schutze der Panamerikanischen Staaten. Die Ueber-

gabe an Deutschland kann erst erfolgen, wenn der Reichstag die Bedingungen, die von mir gestellt worden sind, angenommen hat. Ich richte von dieser Stelle aus einen Appell an den Völkerbund, sich der Frage anzunehmen. Der Völkerbund soll, auch gegen den Willen Frankreichs, die Kolonie als deutsch anerkennen. Sind die Bedingungen angenommen und ist die Kolonie anerkannt, so werden wir die Insel an Deutschland übergeben."

„Bis dahin steht sie den Deutschen und den Amerikanern offen. Es ist eine Erfindung gemacht, mit deren Hilfe man Teile der Insel frei legen wird, so daß sie gut erforscht werden kann. Die Größe der Insel ist nicht bekannt, es ist aber zu vermuten, daß das Land einen beträchtlichen Umfang hat, denn einen so großen goldenen Tempel kann man nur in der Nähe einer größeren Stadt vermuten, deren Reichtum durch ein umfangreiches Hinterland verständlich wird."

„Ueber die Kultur der Bewohner und über den Zeitpunkt des Unterganges wissen wir noch nichts. Die Erforschungsexpedition wird voraussichtlich noch im Januar stattfinden. Anmeldungen von Ingenieuren und Technikern für die Mitarbeit an der Expedition nimmt das Bureau der Souveränen Atlantis-Genossenschaft in Berlin an."

„Sicher wird diese erste neue Kolonie Deutschlands unserem Volke die Mittel geben, seine alten kulturellen Traditionen zu heben — vielleicht bringt sie uns auch die Möglichkeit der Wiedererwerbung unserer alten Kolonien!"

Die Souveräne Atlantis G. m. b. H.

Der
Held wird
Forschungs-
reisender.

Vera Garwin hatte einen unbestrittenen Erfolg davongetragen. Ihre vierzehntägige Gastrolle war glänzend verlaufen. Die bescheidene Propaganda für Deutschland mochte wohl ihre Früchte getragen haben — wer konnte es ermessen? Die Stimmung der Bürger war schwankend, da jede Seele tagsüber unter hundert Eindrücken stand, die in nächtlich unbewußter Arbeit zu einer dem persönlichen Seelenbau entsprechenden Auffassung verarbeitet wurden. In der Masse ist doch ein jeder ein eigener — bis zu einem geringen Grad. Die Lösung der Seele und des klaren Bewußtseins des einzelnen Menschen — — diese Arbeit war noch nirgends an einer Nation vollbracht. „Politik ohne Suggestion," sagte Erichson, „gibt es noch nicht. Sonst gäbe es schon lange keine Kriege."

Vera Garwin hatte die Absicht, nach China zu gehen. Dort allein war das Publikum noch jungfräulich — wie der manchmal etwas zynische aber im Grunde immer liebenswürdige William sagte. Bereits waren die Vorbereitungen getroffen. Zwei Luftschiffe sollten gemietet werden, die die dramatische Gruppe samt allen Vorräten für ein Jahr bergen mußten. Mit diesen Luftschiffen wollte Vera durch ganz China ziehen. Bekanntlich hat China kein modernes Eisenbahnnetz, sondern statt dessen ein ausgebildetes Flugnetz. Es war unter solchen Umständen bequemer, mit eigenen Luftschiffen zu reisen. Vera wollte

durch die östlichen Provinzen, dann nach Norden über Sibirien und Rußland, Polen, Böhmen nach Berlin gehen. Wenn sie dann, so erklärte sie William, den deutschen Tanz über die ganze Erde getragen habe, so könnte man über die Frage weiter sprechen, mit der einst Albany so unerwartet vor sie hingetreten sei.

Der Präsident Hasselaare hatte Vera eingeladen. Das war eine ungewöhnliche Ehrung. Man konnte es als eine offizielle Anerkennung ihres Erfolges bezeichnen, auch wurde die Unantastbarkeit von Veras Kunst dadurch gewissermaßen amtlich beglaubigt. Freilich — erst am Tage nach Savona erfolgte die Einladung, die auf den 31. Dezember lautete.

Die Ereignisse von Savona und München hatten in der öffentlichen Meinung Amerikas derart Aergernis erregt, daß die Stimmung nun endgültig für Deutschland und gegen Frankreich umgeschlagen schien. Diese Wandlung bedeutete eine schwere Niederlage für die Sekten. Aber um die gleiche Zeit erlitt das Sektenwesen durch den völligen Verfall der Mondkirchensekte einen tödlichen Schlag. Ein unter eigenartigen Umständen erfolgter Mord, der sich wenige Tage nach Savona ereignete, wurde für die Mondkirchenleute ein jähes Verhängnis.

So wenig Siwok seinen Sturz überwinden konnte, so wenig konnte Blossom Ria vergessen. Ernest Blossom beschloß, für einige Tage nach Berlin zu gehen. Welche Hoffnungen konnte der treulose Blaumaskenmann haben, wenn er Ria Wimpffen in Berlin begegnen würde? Welcher Dämon trieb den jungen Mann, der kaum einige Worte deutsch konnte, nach Berlin? Er selbst hätte gewiß keine klare Antwort auf diese Frage geben können. Er ging seinem Schicksal entgegen.

Siwok wurde von Dr. de Veldener nach Berlin geschickt, über Hartberger und Wimpffen Berichte zu machen. Daß sowohl Siwok wie Blossom im Hotel „Zum

spanischen König“ abstiegen, war kein Zufall. Sie hatten sich zwar nicht auf der Reise getroffen, aber dieses Hotel war die Spionagezentrale einer europäischen Großmacht in Berlin. Dort ereilte Blossom das Schicksal. Siwok, der aus irgendeinem Grunde in Blossom seinen großen Feind sah, erblickte den Ahnungslosen im Speisesaal des Hotels beim Zeitunglesen. Beide waren unter falschen Namen abgestiegen. Siwok beschloß, Blossom aus dem Wege zu schaffen. Nachdem er den Amerikaner mehrere Tage aufgelauert hatte, überfiel er ihn bei günstiger Gelegenheit im Korridor des Hotels von rückwärts und stach ihm eine dünne scharfe Klinge ins Herz. Siwok war kein gemeiner Mörder — er handelte wie unter einem Bann. Gleich nach der Tat, die ihm später selbst als unbegreiflich erschien, ging er auf eine Gesandtschaft und erzählte ein Märchen, um Schutz zu finden. Man verbarg ihn: er hatte einen Ausweis von Dr. de Veldener.

Blossom aber wurde tot aufgefunden. Die sofort verständigte Polizei nahm sich des Falles mit Wärme an, denn die bei dem Toten gefundenen Papiere waren ungewöhnlich interessant. Diese Papiere kamen nach wenigen Tagen an die amerikanische Gesandtschaft und schon eine Woche nach dem mysteriösen Mord in Berlin wußte man in New York, daß der Papst der Mondkirchensekte von Frankreichs Geld seine bekannte antideutsche Propaganda bezahlte. Eine Anzahl Personen aus den führenden Kreisen dieser Sekte, die ebenfalls Geld genommen hatten, wurden zusammen mit dem Papst verhaftet.

Denn obschon Hasselaare in frankophilen Traditionen auferzogen war, so war er doch durchaus dagegen, daß die Presse seines Landes durch das Geld der Franzosen beeinflußt würde. In Frankreich waren ja viele Jahre hindurch — vor dem Weltkriege — die großen Zeitungen von Rußland gekauft gewesen, um den Kriegsgedanken populär zu machen, wobei die französische Regierung

selbst die Bestechungen vermittelte. Aber in Amerika war ein solcher Vorgang undenkbar. Die Presse war zwar teilweise ebenso korrupt wie die französische — aber keine amerikanische Regierung hätte ausländisches Geld in die Redaktionen geleitet. Die Franzosen, die jahrelang im Solde Rußlands zum Kriege gegen Deutschland hetzten, wurden in Frankreich hoch geehrt; jene wenigen aber, die sich von Deutschland bestechen ließen, um während des Krieges in sanftester Weise zu einem Verständigungsfrieden zu mahnen, waren ausnahmslos hingerichtet worden. Das war auch den frankophilen Amerikanern der Nachkriegszeit barbarisch erschienen. Die Aufdeckung der bezahlten Hetze gegen Deutschland war Hasselaare sehr unangenehm. Er war über die Franzosen entrüstet. Dr. de Veldener und die schuldigen Redakteure wurden ebenfalls verhaftet. Hasselaare verstand darin keinen Spaß.

Dieses Ereignis hat vielleicht mehr noch als Savona und München dazu beigetragen, die Sympathien der Welt für Deutschland, das auf solche Weise umgarnt werden sollte, zu verstärken.

Unterdes erschienen in den Zentren der Union große Ankündigungen über die Finanzierung der Atlantis-Expedition. Es hieß, daß

Die souveräne Atlantis-Gesellschaft

in Amerika Geld aufnehme zur Hebung der Schätze. In erster Linie müßte die Forschungsexpedition ausgerüstet werden. Amerika habe das Vorkaufsrecht für alle Kunstfunde und für alle industriellen Konzessionen. Die Insel werde vorläufig von Nordamerika geschützt, so daß ein friedliches Arbeiten verbürgt sei. Anteilscheine

Zum Tageskurs

von einer Million Kilowattstunden

zahlbar in allen Valuten der Erde

seien in den Banken zum Zeichnen aufgelegt. Um weiteren

Kreisen die Beteiligung zu ermöglichen, sei eine Stückelung dieser Scheine auf

1000 KWh

vorgesehen. Die Scheine verbürgen keinen Zins und gäben keinerlei Sicherheit, denn für die einlaufenden Beträge würde die Gesellschaft nicht haften. Aber die Inhaber der Scheine bekämen einen Anteil am Gewinn, den die souveräne Gesellschaft mache. Es sei also eine Vertrauenssache — wer zu Albany, Erichson, Hartberger, Wimpffen Vertrauen habe, der möge zeichnen. Die andern könnten es ruhig sein lassen.

Die absonderliche Form der Einführung spekulierte mit Erfolg auf die Sucht nach dem Ungewöhnlichen und Abenteuerlichen, die dem Menschen nun einmal angeboren ist. Da die Namen der führenden Männer einen ausgezeichneten Klang hatten — insbesondere war Albany der Liebling der amerikanischen Nation —, so wurden die Scheine den Banken geradezu entrissen. In weniger als einer Woche waren hundert Milliarden Kilowattstunden gezeichnet. Das gab einen Gegenwert von etwa 1000 Millionen Dollars — damit konnte man beginnen. Schon der von der ersten kurzen Expedition festgestellte goldene Tempel ergab ja einen hohen Wert, wenn man das Material allein in Betracht zog, also nicht den Kunstwert taxierte. Und was die Insel noch weiter an Schätzen barg — wer konnte es wissen?

In seinem Laboratorium zu Savannah ging Albany unruhig auf und ab. Bei der Ausrüstung mit Skaphandern waren die Unkosten der Expedition zu groß. Man konnte die Insel erforschen und das Gold holen; aber die beschwerliche und umständliche Arbeit in 1000 m Tiefe würde so viel kosten, daß das Unternehmen, als Geschäft betrachtet, sich nicht rentieren würde. Und was würden die vielen kleinen Sparer dazu sagen, die ihm, wegen der Popularität seines Namens, ihr Geld anvertraut hatten?

Was könnte übrigens schließlich für Deutschland herausspringen, wenn die Kosten der Bergung zu groß würden? — Einzig die Wissenschaft würde ein gutes Geschäft machen, für sie wären unschätzbare Aufschlüsse aus dieser versunkenen Welt zu erwarten. Ein Volk, das sich einen derartigen Tempel leisten kann, ist für den Kulturhistoriker sicherlich sehr interessant. Aber die amerikanischen Geldgeber würden damit nicht zufrieden sein, daß sie nur die Wissenschaft gefördert hätten.

Albanys Tantiemen an verschiedenen Erfindungen waren für ein derartiges Unternehmen nicht ausreichend. Hartberger hatte überhaupt nichts . . . doch halt, ja, er hatte die Goldplatte, die er mitgeschleppt hatte. Nun, damit konnte er ein halbes Jahr in Amerika leben, länger nicht. William Albany sah keinen Ausweg. Die 1000 Millionen Dollars, die er bereits hatte, fingen an, wie aller Mammon, zu wirken: das Geld besaß ihn; es machte ihm Sorge. Vielleicht sah er zu schwarz? Heute sollte Hartberger kommen!

Hartberger war mit dem „Sternenblitz" von Bremen aus nach Savannah gefahren. Er kam pünktlich am 15. Januar an. Der „Sternenblitz" war auf der ganzen Fahrt von einem amerikanischen Torpedoboot begleitet, zum Zeichen, daß Amerika die Atlantisgesellschaft beschützte. Außerdem war immer noch ein Handstreich möglich. Da nun die Nukleidenkanone in den Besitz der Staaten übergegangen war, mußte die Union bedacht sein, das nach Europa mitgenommene Exemplar heil wieder nach Amerika bringen zu lassen. So lagen mehrere Gründe vor, die den Präsidenten bestimmten, den „Sternenblitz" unter Schutz zu nehmen.

Albany hatte große Ländereien im Norden von Savannah gekauft. In der Nähe seines Schuppens hatte er ein großes Holzhaus, Albany sagte „einen hölzernen Palast" bauen lassen. Savannah mußte der Ausgangspunkt für alle kom-

menden Expeditionen werden. Auch war dort das Land billig und Arbeitskräfte stets zur Verfügung. Der Holzpalast war glänzend eingerichtet, er machte dem weltberühmten Erfinder wirklich Ehre. Das war nicht mehr ein Provisorium wie am Mount Wireless, sondern ein solider Wohntempel. Auf dem Dach ein vortrefflich improvisiertes astronomisches Observatorium, darunter die Schlafräume für die Mitglieder der Atlantis Ltd. Im zweiten Stock Bureauräume, im ersten Stock Küche und Eßräume, im Parterre und in den darunter befindlichen vier Kellergeschossen Werkstätten, Laboratorien und überdies Vorräte aller Art. Das „Atlantis-Haus", wie es im Volksmund hieß, war eine richtige Residenz, hatte auch seine Großfunkstation und Kabelanschlüsse. — Heute war von Washington die Exterritorialitätsanerkennung für Personal und Gebäude angelangt.

Albany und Hartberger waren Freunde des Billardspieles, daher versammelte man sich wieder nach dem Abendessen zu einer Aussprache im Billardzimmer. Man wollte zuerst spielen und Tee trinken, dann allmählich „zur Sache" kommen. Allein die Sache war zu brennend — aus dem Billardspiel wurde nichts. Alle waren begierig, voneinander zu hören, und wie damals in Highchurch wurde Vera Garwin aufgefordert, als erste zu berichten.

„Ich bin glücklich," sagte Vera ohne Ziererei, „ich schreibe mir einen vollen Erfolg zu. Ob meine Tänze einen nachhaltigen Einfluß auf das Gemüt der Millionen ausüben werden, bezweifle ich. Aber die Kunst ist im Grunde für sich da, sie hat keinen unmittelbaren Zweck. Wahre Kunst bedeutet, für den Gebenden wie für den Empfangenden, die Berührung mit dem Göttlichen; sie ist unirdisch und weltfremd. Leider braucht sie die Bedingungen des materiellen Seins — das allein gibt ihrer Göttlichkeit den irdischen Stempel. Und doch wieder muß ich sagen: der Gedanke, daß unsere Kunst dazu mithelfen

soll, das Schicksal eines Volkes günstig zu beeinflussen, Millionen Kindern das Leben angenehm zu machen — dieser Gedanke ist so wuchtig wie die Kunst selbst. Aber ich sehe, ich beginne zu philosophieren. Ihr wißt ja doch nicht, da ihr nur Zuschauer und nicht Tänzer seid, daß der Tanz mehr ist als Offenbarung, er ist eine Philosophie."

„Ich muß protestieren," erklärte Albany sofort, „ich habe Ihre Auffassung durchaus begriffen und ich billige sie; und, was mehr ist: ich weiß, daß diese Auffassung heute anfängt, sich die Herzen der Menschen zu erobern. Gewiß kann niemand abschätzen, wieviel der Tanz der Garwin für Deutschland geleistet hat. Aber man kann gleichwohl seine Meinung haben. Nach Cecil Blossoms Meinung hat unsere Freundin ganz Amerika den Kopf verdreht. Wenn die Feinde Sie so hoch einschätzen, so wollen wir, Ihre Freunde, nicht viel dahinter zurückbleiben."

Nun sollte Albany, wandte Vera ein, über sich selbst berichten. Albany aber meinte, Erichson sei dafür besser gewappnet; sie hätten ja gemeinsam gearbeitet.

Erichson berichtete kurz: Ausrüstung sei für eine Expedition von 250 Mann vorhanden. Man könne jeden Tag losschlagen. Die Kosten seien allerdings ungeheuer. Sie stünden fast vor einem Berg von finanziellen Hindernissen — trotz der glücklichen Anleihe. Die Skaphander seien zu teuer, das Arbeiten mit ihnen überhaupt zu wenig wirtschaftlich. Wir brauchen eine neue Erfindung. Williams ernste Miene schien diese Auffassung durchaus zu bestätigen.

Vera rief entschlossen dazwischen: „Ich stelle Euch eine Million Dollar zur Verfügung, bis übermorgen könnt Ihr sie haben!" Darüber lachten alle. „Das kann ich auch," meinte Wimpffen gerührt, „und dann sind es schon zwei. Aber es handelt sich nicht darum, mehr Geld aufzutreiben,

sondern vielmehr darum, die Kosten der Erforschung erheblich herabzusetzen, damit die ganze Sache noch ein wirtschaftlich lebendiges Unternehmen bleibt und nicht bloß eine interessante Reise ist."

Ria Wimpffen sah Peter an. Sie wußte, daß er seit Wochen an einem neuen Gedanken arbeitete; alle wußten es — hatte doch Hartberger in Berlin die Erfindung angekündigt. Allein die Sache war den Freunden als sehr schwierig und jedenfalls in weiter Ferne stehend erschienen. Alle Welt erwartete für die nächsten Tage die Ausfahrt der Expedition. Entweder kam diese mit wenig Mitteln aus und brachte dafür auch wenig Ergebnisse nach Hause. Oder sie hob große Schätze — und verbrauchte dabei einen großen Teil der gehobenen Werte für die Arbeit des Hebens.

Peter hatte bis jetzt geschwiegen. Er war stillschweigend als Diktator der souveränen Atlantis-Gesellschaft anerkannt worden. Es schien, als ob man ihn mehr als Staatsmann denn als Techniker rechnen wollte. Hatte sein Hirn umsonst gearbeitet? War das, was in seinem Unterbewußtsein vorging, was ihm in stillen Stunden visionär erschien, in Wirklichkeit nur ein Traum, eine unausführbare Utopie? — Die Freunde verblaßten vor seinen Augen, Peter kam in sein „kosmisches Gefühl" hinein, er sah sich als Pünktchen auf dem Erdball, mit eifrig hämmerndem Hirn dem übergroßen Rätsel des Weltenbaues nachsinnend.

Peter saß im Klubsessel und rauchte. Das hatte er früher nie getan — erst in Amerika fing er zu rauchen an. Es war, wie der ewig rauchende Albany sagte, eine Verminderung der Gehirnentropie auf Kosten der Weltentropie.

„Liebe Freunde," sagte Peter langsam, beinahe feierlich, „wir müssen die wichtigsten Anlagen auf der Insel Atlantis, die wir untersuchen wollen, völlig vom Wasser befreien. Ich habe mir gedacht, man sollte flüssigen Sauer-

stoff in Röhren auf den Boden der Insel leiten, dort wo wir das Meer zurückdrängen wollen. Wir befestigen diese Flüssigkeit magnetisch am Boden. Dann verdampfen wir durch eine eingeführte Heizspirale das Innere der Sauerstoffballen, wodurch sich der Raum, der wasserfrei wird, vergrößert. Die Grenzfläche zwischen dem Sauerstoffraum und dem Meer laden wir auf hohe elektrische Spannung auf. Dort wird eine dünne elastische Ozonhaut entstehen, dem Gummischutz beim Skaphander vergleichbar. Nach dieser Methode schafft man Wege und Arbeitsräume auf Atlantis. Wir befestigen also Luftblasen von beliebiger Größe an den Boden des Ozeans. In diesen Gasräumen kann man wie in freier Luft auf der Erdoberfläche arbeiten. Wir können Straßen anlegen oder vorhandene Wege übergasen. Wenn es zweckmäßig erscheint, werden wir eine ganze Stadt in Sauerstoff setzen."

„Die Luft innerhalb der Gasblasen hat aber doch etwa 80 Atmosphären Druck," wandte Albany ein; „wer kann da arbeiten?"

„Ganz recht," sagte Peter ruhig. „Diese Luft wird durch einen Eispanzer von mehreren Metern Dicke vom Ozean abgeschlossen und dann wird der Ueberdruck abgesaugt."

Albany hatte zuerst ziemlich mißtrauisch zugehört. Aber nun begann er zu strahlen. Dies Strahlen steckte die anderen ebenfalls an. Auch Erichson war nach anfänglichem inneren Ablehnen der phantastisch klingenden Vorschläge zur Gewißheit gelangt, daß Peters Pläne durchführbar seien. Die kurzen Ausführungen des deutschen Ingenieurs wirkten wie eine Erlösung auf die Freunde, deren Stimmung noch vor wenigen Minuten etwas unsicher gewesen war. Peter selbst bekämpfte das Gefühl, als hätte er mit dieser Mitteilung schon etwas geleistet — er mußte sich selbst und den andern laut sagen:

„Das alles muß erst noch gemacht werden, liebe Freunde. Ich zähle dabei auf Albany und Erichson."

„Ich will sofort drei Schiffsladungen Sauerstoffbomben für den 20. Januar bestellen," rief Albany, „wir haben eine sehr leistungsfähige Fabrik in Buffalo. Den Direktor kenne ich, er soll mir den Betrieb für einige Tage zur Verfügung stellen. Er wird es tun, und wir können die Sauerstoffschiffe gleich von Buffalo aus durch den Glaskanal über Albany und New York in den Atlantischen Ozean gehen lassen."

„Was ist das für ein Kanal?" fragte Vera Garwin.

„Der Glaskanal," erwiderte Erichson, „ist vor einem Jahr eröffnet worden. Er hat seinen Namen davon, daß er in seiner ganzen Ausdehnung mit Glas überdacht ist. Dadurch ist es nämlich möglich, den Kanal im Winter eisfrei zu halten, er wird einfach an einzelnen kalten Tagen ein wenig geheizt. Dieses Dach hat viel Spaß erzeugt — seither ist das Glas in Amerika verstaatlicht. Der Glastrust war nämlich von Patterform, dem Eisenbahnkönig, aufgekauft worden, um die Ueberdachung zu verhindern. Denn der Winterbetrieb des Kanals machte diesen zu einem sehr ernsten Konkurrenten der Eisenbahnen. Aber damals schritt Woldemar Hasselaare energisch ein, brachte das Glasgesetz durch, das dem Trust zugunsten des Staates das Glas entriß. Natürlich handelt es sich dabei um das neue Glas, das auf Stahlgaze mit einer sogenannten Quarzpistole gespritzt wird. Kurzum, der Glaskanal ist ein neues Weltwunder."

Albany hatte inzwischen schon Buffalo angerufen und seinen Freund bei guter Laune getroffen. Die Souveräne Atlantis-Gesellschaft hatte einen guten Ruf und einen vorzüglichen Kredit, der Handel war in fünf Minuten erledigt. Nun galt es noch die nötigen Apparate und Einrichtungen zu beschaffen. Am 20. Januar sollte der „Sternenblitz" absegeln, am 22. wollte man sich bei Punkt L = 41⁰ 12′ 25″ B = 29⁰ 17′ 23″ treffen. Mit den in New York befindlichen Anlagen sollten morgen Vorversuche gemacht werden.

Der Sturz der amerikanischen Mondkirche brachte das Sektenwesen der Union in allgemeinen Mißkredit. Die Gunst der Menge wandte sich von den „Lieblingen Gottes“, wie sie sich selbst nannten, ab. Dagegen blieben die geheimen Bünde, deren Führer teilweise intelligent und nicht selten auch beschränkte Leute mit anständiger Gesinnung waren, und die durch irgendwelche Kanäle mit Frankreich in Verbindung standen. Martin Wimpffen sagte: „Niemand wagt bei uns, die Insel direkt für Frankreich zu beanspruchen. Die geheimen Bünde arbeiten auf folgendes Ziel hin: Amerika soll die Insel den Deutschen abkaufen, der Kaufpreis soll an Frankreich bezahlt werden. Der „Sternenbund“ aber verfolgt den Gedanken: Aufklärung der amerikanischen Bürger über die wahren Interessen der Bewohner der Staaten.“ Die Atlantisfrage war zum Eckstein der amerikanischen Politik geworden und die kommende Präsidentenwahl stand unter ihrem Zeichen. Martin Wimpffen sagte den Freunden: „Es wird geradezu eine Volksabstimmung für oder gegen Deutschland sein, was uns die kommenden Wahlen in Amerika bringen werden: Hasselaare ist für Frankreich, der demokratische Gegenkandidat für Deutschland.“ — Dieser Gegenkandidat aber war kein anderer als Martin Wimpffen, der Präsident der Sternenliga!

Sicherlich wird eine Zeit kommen, da die Technik so fortgeschritten sein wird, daß man die Gedanken der anderen in feinfühligen Aufnahmeapparaten spüren und begreifen wird können. Denn nicht anders als die Funkentelegramme strömen die Gedanken durch den Aether. Es bedurfte der ganzen Kindlichkeit und Unwissenheit vergangener Zeiten, einem Ochsen einen höheren Grad von Wirklichkeit zuzuschreiben als einem Gedanken. Aber wohl uns, daß wir, ob wir auch im Zeitalter des Telopters und des Kinoplasten leben, doch noch nicht so weit sind,

die Gedanken der Nebenmenschen mitzuempfinden! Noch ist kein Menschenalter verflossen seit dem Weltkrieg. Die Nationen stehen sich schroffer als je gegenüber, es gibt keinen Frieden in der Welt. Welch ein höllisches Konzert wäre es, könnte einer bei solcher Geistesverfassung der Menschheit die Gedanken aller anderen hören! Niemand würde mehr zu denken wagen, es sei denn in einem gegen die Gedankenauswanderung metallisch gesichertem Raum! Und wer dennoch, sei es auf Reisen oder auf der Straße, etwas zu denken vorhat, was der Nachbar nicht wissen soll — der müßte sich durch einen Helm aus dem noch nicht bekannten Metall X gegen die Ausstrahlung seiner Gedanken schützen. Was aber soll der Angeklagte tun, der vor seinem Richter steht? Der Spion, der mit harmloser Miene sein Handwerk ausübt? Würden die Menschen es ertragen, daß in ihrer Welt Betrug und Verrat gar nicht existieren können? Da doch jegliche Bosheit sofort erkannt würde? Was für eine Welt, in der die Wahllügen gleich als solche gestempelt dem Hirn des Lügners entströmen!

Nein, so weit sind wir noch nicht. Wir haben den Kraftstrahler, den die Souveräne Atlantis-Gesellschaft und die Panamerikanische Armeeleitung besitzen; aber wir haben keine Gedankenmesser. Zwar arbeitet Erichson an der gewaltigen Aufgabe, aber sie erscheint ihm ebenso aussichtslos, wie Peter Hartberger die Lösung des Rätsels der Schwerkraft erscheint.

Die Freunde, die im Holzpalast zu Savannah ihre Pläne und Phantasien besprachen, konnten nicht ahnen, daß in einer Entfernung von nur 25 Meter von ihrem Sitzungszimmer zwei Männer und eine Frau lauschten. Sie waren mit den besten Mitteln der Wissenschaft ausgestattet, hatten die Fundamente des Holzpalastes angebohrt und verfluchten Albany, der in seiner Harmlosigkeit keine durchgehenden langen Balken verwendet hatte, sondern die einzelnen Stockwerke als voneinander vollständig getrennte

und durch dicke Kiesdecken isolierte Anlagen ausgeführt hatte. Von einer kleinen Farm, die nur zwei Meilen landeinwärts von dem Sitz der Atlantis Ltd. lag, waren die Horcher, die vier Wochen für ihren Tunnel gebraucht hatten, bis unter den Sitz der Regierung der Atlantis Ltd. gelangt. Eine europäische Großmacht hatte reges Interesse gehabt, das Tun und Lassen der Freunde zu erkunden. Seit Blossoms megaphonischem Kunststück war der einfache Weg einer geheimen Horchanlage, die auf Funkübertragung beruhte, versperrt. Dr. de Veldener hatte noch vor seiner Verhaftung einen geschickten Physiker gefunden, dem das Geld mehr wert war als seine persönliche Ehre. Und der Mann, ein wirklich begabter Mensch, dem der Strom des Lebens schlimmer mitgespielt hatte als seine Moral ertragen konnte, machte seine Sache gut, geradezu glänzend.

Bei einem Probeversuch in New York, unter der Villa de Veldeners, war das Hören tadellos gelungen. Henry Gayton, ein aus Kanada stammender junger Gelehrter, hatte ein Tripel-Seismometer konstruiert, das die leisen Schwankungen der Hausmauern wiedergab, die beim Sprechen entstanden. Aus diesen Schwankungen wurden durch eine geistreiche Verstärkerröhre die Töne wiedergewonnen, die jene Schwankungen hervorgebracht hatten.

Henry Gayton stand mit Marie Lamette, der Sekretärin de Veldeners, und einem gedungenen Monteur unter dem letzten Keller des Holzpalastes. Marie Lamette, eine äußerst sensible französische Jüdin, empfand das Schmachvolle ihres Tuns am stärksten. Aber gerade sie war es, die glaubte, durch eine gewaltige seelische Anstrengung den physikalischen Apparat ersetzen zu können. Denn der Apparat des Gayton versagte hier. Da oben saßen die Entdecker der Atlantis-Insel. Ihre Geheimnisse und Pläne zu ergründen, wandte eine europäische Kulturnation große Summen auf. Gelingt es mir, so dachte Marie Lamette,

diese Menschen, die ja nur wenige Meter über mir sitzen, zu sehen, so wüßte ich auch, was sie denken und reden. War sie nicht als Medium ersten Ranges bezeichnet worden? Sollte sie nicht über 25 Meter hinweg durch einige Mauern sehen können? Sie versetzte sich in einen Zustand starker innerer Erregung. Sie wollte die Atlantisleute, deren Gesichter sie nur aus den Bildern in den illustrierten Zeitungen kannte, visionär erschauen.

Sie zitterte am ganzen Leib. Henry Gayton, der einen Neonhelm trug, betrachtete sie besorgt. Marie winkte ab und legte den Zeigefinger auf ihre Lippen. Sie fühlte ihr Schauen durch die Keller hindurchdringen. In gewaltiger Anstrengung versuchte sie, die Illusion zu steigern. Alles Aeußerliche war klargelegt: Spione hatten die Pläne des Holzpalastes geliefert, Tag und Stunde der Zusammenkunft war ermittelt. Jetzt mußten sie oben sitzen — aber in welchem Zimmer? Gayton hatte alle Fundamente abgefühlt, konnte aber keine sichere Feststellung machen. Albanys unmäßig dicke Kießschichten verdarben die Leitung. Und Marie Lamettes Seele erwies sich als unfähig, den groben Stoff mit dem inneren Gesichte zu durchdringen!

Alles Leben ist Kampf. Und wer stellt sich den Kampf anders vor, als ein Ringen zwischen dem Prinzip des Guten und des Bösen? Man muß recht alt werden, wenn man noch als Mensch zu der Ueberzeugung kommen will, daß nicht das Gute und das Böse, sondern die Wahrheit mit dem Irrtum kämpft. Und noch viel älter muß man werden, um zu wissen, daß jeder Krieg ein Ringen zwischen zweierlei Irrtümern ist...

Und doch spricht im Menschen eine innere Stimme das ewige Gesetz einer absoluten Wahrheit aus. Philippe Dauderine, dessen letzte Vorposten im Augenblick unter den Kellern des Holzpalastes zu Savannah standen, war sich des Unrechts bewußt, das er mit seinem Kampfe dem

deutschen Volke antat. Deutschlands Recht auf die Insel war sonnenklar und alle Welt war sich über dieses Recht einig. Aber das Volk Frankreichs verlangte die Schätze, die dort zu finden waren, stürmisch als sein Eigentum. Hatte man dem französischen Bürger nicht jahrelang gepredigt: Deutschland wird zahlen? Nun sollte es zahlen! — Und weiter: War nicht das dringende Staatsinteresse Frankreichs, die Deutschen weiter als ein armes Arbeitervolk zu erhalten? Widersprach es nicht dem Lebensinteresse Frankreichs, Deutschland reich werden zu lassen?

Philippe Dauderine, der gestürzte Ministerpräsident, war noch im Amte. Niemand wagte, in dieser gefährlichen Minute Frankreichs Leiter zu werden. Es war drei Uhr morgens. Dauderine konnte in der nächtlichen Stille klar und ruhig denken. Er war allein in seinen Arbeitsräumen am Quai d'Orsay. Wo war ein Ausweg? Heute war der 16. Januar, in wenigen Tagen würde die Frage, ob Deutschland die Hartbergerschen Bedingungen annimmt, spruchreif werden. Die Annahme der Bedingungen würde in Amerika und in der ganzen anglikanischen Welt die Angelegenheit zugunsten Deutschlands erledigen. Verweigert aber Deutschland die Annahme, so hat man es nur mit der lumpigen Atlantis Ltd. zu tun, die Eigentümer und Souverän der Insel ist. Schließlich — kann man ja dieser unnützen Gesellschaft den Krieg erklären. — Hm, das amerikanische Patronat...? Wir machen eine Konferenz in Paris. Amerika und England sind schon manchesmal in Paris oder in dessen Nähe gehörig eingeseift worden. Unsere Staatskunst ist immanent, und sie vor allem war es, die Frankreich seit Jahrhunderten gerettet hat.

Dauderine war einer der sehr wenigen Franzosen, die in ihrer Bibliothek Geschichtsbücher besaßen, die nicht von Franzosen herrührten. Daher wußte er auch etwas, was den meisten seiner Landsleute verborgen war: Frankreich hatte glückliche und unglückliche Kriege geführt, wie es

die Launen des Schicksals mit sich brachten. Aber die Friedenskonferenzen waren alle für Frankreich glücklich! Und solche Konferenzen konnte man zweckmäßigerweise abhalten, ohne vorher Krieg führen zu müssen.

In Dauderines Kopf wuchs die Idee allmählich zur Klarheit einer lebensfähigen politischen Anschauung. In der gleichen Minute, da Marie Lamette in Frankreichs Diensten bewußtlos im Tunnel zu Savannah zusammenbrach, reifte in Dauderine ein kühner Entschluß: Eine Konferenz nach Paris einberufen, die Atlantisfrage zu besprechen. Vor dem Zusammentritt der Konferenz die Insel durch Handstreich besetzen und den Deutschen Reichstag durch Bestechung oder Drohung — oder durch beides zugleich — dazu zwingen, die Insel an Frankreich abzutreten. So war Dauderines Plan. Der französische Ministerpräsident schwitzte. Die Bureaus waren entschieden überheizt. Dauderine beschloß, nicht mehr nach Hause zu gehen, sondern im Nebenzimmer, wo er sich ein einfaches Notbett eingerichtet hatte, bis zum Morgen zu ruhen. Er wollte sich für sein Volk gern opfern. In einer solchen Zeit, da die Sicherheit Frankreichs und die Ehre seiner Bewohner auf dem Spiele stand, durften keine persönlichen Schwächen aufkommen. Die größte und glänzendste aller Nationen auf der Erde sollte in entscheidender Stunde Männer finden — nicht Schwächlinge. Eben als in Philippe Dauderines Kopf das Gefühl der Befriedigung über seine eigene Stärke und logische Klarheit aufkommen wollte, stieg wie aus einem fernen Unterbewußtsein ein scharfer leiser Gedanke in das Denken des Einschlafenden: Savona! — Was war in Savona geschehen?

Es war zehn Uhr abends geworden. Die Freunde waren einig und ihr Gespräch hatte den Raum der Atlantisprobleme überschritten. Peter und Albany waren endlich zu ihrem Billardspiel gekommen. Martin Wimpffen und

Erichson saßen am Schachtisch. Von Zeit zu Zeit erschien Almantorra mit Funknachrichten; er war bei den Freunden wohlgelitten. Ria und Vera saßen im Nebenzimmer beim Klavier, während Miß Helen Avenoor, die seit einigen Wochen Tanzunterricht in der dramatischen Richtung genommen hatte, den beiden zeigte, was sie gelernt hatte. Watt grinste vor Vergnügen, wenn er mit dem Teebrett von einem zum andern ging.

Ria hielt im Spiel inne. Irgendetwas fiel wie ein unsichtbarer Druck auf sie. Sie erhob sich. War mit Peter etwas los? Nein — ein Blick ins Nebenzimmer belehrte sie, daß er seelenvergnügt mit William spielte. Ria blickte mit verstörten Augen um sich. Auch Vera wurde von der Unruhe ergriffen. Sie rief Albany. Dieser hatte eben eine Serie von 31 Punkten hinter sich. Peter folgte mit Interesse dem schönen Spiel des glatten Amerikaners. Nun blickten beide Männer ins Musikzimmer, an dessen Schwelle Ria und Vera standen.

Was war geschehen? Niemand konnte etwas sagen, aber alle dachten sofort an das „Knacken im Atlantischen Ozean", wie es Erichson damals genannt hatte. Nur — allerdings: Es hatte nicht geknackt. Aber die von Ria ausgehende Unruhe ergriff alle.

Albany schaltete sofort alle Netze aus, ließ die Beleuchtung durch die im Keller befindlichen Neusammler geben und dann ging er mit Almantorra in die Fernkammer, die sich im Keller B befand. Er tastete hier die Umgebung mit einem Hochspannungsfeld ab. Vom Körper des Hauses ausgehend, schob er in parallelen Flächen die Spannung nach auswärts, so daß der Holzpalast dabei, wie ein Vogel in seinem Käfig, inmitten einer hochgespannten Nukleidenhaut blieb. Aufmerksam beobachteten sie dabei den Detektor. Nach wenigen Minuten gab es einen sichtbaren Ausschlag: irgendwo unter ihnen war Schwermetall abgeschmolzen! Ein starkes Abfließen der Spannung zeigte, daß unter

dem Holzpalast der Atlantis Ltd. eine Veränderung gegenüber dem gewöhnlichen Zustand eingetreten war.

Hartberger und Albany hatten es bis jetzt verschmäht, die Spionage, unter der die Freunde standen, durch eine Gegenspionage zu erschüttern. Sie meinten, sich selbst schützen zu können. Wimpffen und Erichson hatten stets auf Einrichtung eines besonderen Sicherungsdienstes gedrängt. Albany insbesondere war jedem Geheimdienst abhold und er vertraute seinen eigenen offenen Augen. Ihm war in der Tat die Beschäftigung seiner Nachbarn aufgefallen. Die Farm westlich von der Atlantis Ltd. machte großzügige Fundamentierungen; was wollte man dort bauen? Dabei waren nur sehr wenige Arbeiter zu sehen, obwohl die ausgegrabene Erde auf eine recht intensive Tätigkeit hingewiesen hatte. Dies alles schoß Albany durch den Kopf. Die Polizei von Savannah verständigen? Oder die eigenen Leute hinausschicken?

Peter schlug vor, sofort die eigenen Leute, die in den Wohnungen beim Schuppen waren, nach der fraglichen Farm zu senden. Das war in wenigen Minuten abgemacht. Aber die Atlantisleute kamen zu spät. Als sie auf der Farm eintrafen, war diese völlig verlassen. Doch machte die Expedition eine interessante Entdeckung: von der Farm führte ein unterirdischer Gang nach Osten — unzweifelhaft zum Atlantisgebäude!

Henry Gayton hatte an dem Unbrauchbarwerden seiner Apparate gemerkt, daß die Unsichtbaren den Kampf gegen ihn aufgenommen hatten. Er floh unter Zurücklassung seiner Vorrichtungen, die am nächsten Tage von den Atlantisleuten gefunden wurden.

Welche Kraft war es, die auf Ria wirkte, daß sie das böse Sinnen der drei Leute unter dem Holzpalast spürte? Und wie kommt es, daß Ria jene Drei spürte, während doch die mediumistische Französin strahlblind blieb? Ist nicht die Liebe ein stärkeres Gefühl als der Haß?

In jenen frühen Morgenstunden des 16. Januar, die in Amerika die späten Abendstunden des 15. Januar waren, mußte etwas wie eine kosmische Kraft als Zwang auf die Leiter der Schicksale der Völker, ja auf alle Menschen wirken. Eine gewaltige Gedankenspannung lagerte über dem Planeten. Herr Dr. Straßmann suchte einen Ausweg. Durch Peters Deutschlandreise waren die nationalen Gefühle im Volke wieder kräftig geworden. Doch waren nicht verdrehte Köpfe und unklare Schwärmer die Träger des nationalen Hochgefühles, sondern die Arbeiter und Bauern, namentlich die Jugend aller Stände war es, in deren Seelen die nationalen Gefühle zu großer Kraft erwachten. Peters Worte vor dem bayerischen Staatsrat hatten vielen Millionen die Augen geöffnet. *Nicht nationalistisch, aber national* — diese Worte des steirischen Ingenieurs wurden die Losung für sie.

Im Deutschen Reichstag saßen um jene Zeit — mochte auch früher oft so gewesen sein — fast lauter studierte Herren. Meist Juristen, nicht wenige Mediziner. Die klugen Leute hatten schon die Vereinigung Oesterreichs mit Deutschland, diese *Erfüllung eines jahrhundertealten Traumes des deutschen Volkes*, für gefährlich gehalten. Damals war aber zum erstenmal Frankreich im Völkerbund völlig isoliert geblieben, da nicht ein einziger anderer Staat sich der Vereinigung zu widersetzen wünschte. Und diese Vereinigung war das Ergebnis einer Volksinitiative gewesen, nicht der Abschluß einer Regierungsaktion oder einer parlamentarischen Anstrengung.

Die Sendboten des Volkes im Reichstag wußten, daß im Westen eine grausame und kriegerisch gerüstete Nation nur auf eine Gelegenheit wartete, das deutsche Volk zu vernichten. Seit vielen Jahren war die schrankenlose Willkürherrschaft Frankreichs ertragen worden. Aus Weimar war durch einen französischen Luftkreuzer am hellen

Tage der nationalistische Ministerpräsident nach Frankreich verschleppt worden. Er hatte sich einige offene Worte gegen Frankreich erlaubt. Er war von der Kammer als „Feind Frankreichs“ erklärt worden. Und das seit zehn Jahren gültige Gesetz erlaubte der Regierung, jede deutsche Privatperson, die als „Feind Frankreichs“ erklärt worden war, auch im Ausland zu verhaften. Natürlich verhaftete man nur in Deutschland! Die anderen Völker, so wenig sie von dem Vorgehen Frankreichs erbaut waren, wagten nicht, gegen das militärgewaltige Land vorzugehen.

Frankreich konnte mit seinen 50 000 Flugzeugen binnen sieben Stunden alle deutschen Großstädte mit 200 Millionen Kilo des furchtbaren Sprengstoffes Ginnette überschütten; es konnte 35 000 Hektoliter Cessingas über diese Orte ablassen, jenes furchtbare Giftgas, bei dessen Fabrikation trotz peinlichster Sorgfalt jährlich hunderte von Arbeitern starben! Cessin sinkt zu Boden, geht in die Kanäle, in die unterirdischen Zufluchtsräume, in die Wasserleitungen. Cessin ist strengstes französisches Staatsgeheimnis — mehr als 400 des Verrats verdächtige Arbeiter waren aus „Staatsraison“ schon erschossen worden! „Könnte man,“ so fragte der ‚Temps‘, „nicht vielleicht auch die Insel Atlantis mit Cessin bedrohen?“

Demgegenüber hatten alle anderen Länder Europas zusammen nichts annähernd Gleichwertiges. Deutschland selbst durfte bekanntlich weder Kriegsflugzeuge noch Giftgase fabrizieren — es war waffenlos und wehrlos. Frankreich hatte die unbestrittene Hegemonie in Europa, auch England mußte sie anerkennen. Diese Hegemonie wurde von den Machthabern in Paris mit absoluter Härte durchgeführt — das war französische Staatsdoktrin.

Die Franzosen selbst waren überzeugt, daß ihre Sache die heilige Frage der Menschheit sei. Wohl gab es einige Idealisten, die von der gesamten Nation verachtet und gehaßt wurden — die gegen die allgemeine Stimmung auf-

traten. Etliche davon wurden ermordet, die Mörder regelmäßig vom Gericht freigesprochen. Die anderen mußten ihren Wohnsitz in die Schweiz verlegen — sonst hätten sie das gleiche Schicksal erlebt. In diesen Jahren kamen in Frankreich die ersten Mischlinge ins öffentliche Leben. Die Armee begann sich mit halbschwarzen Soldaten zu füllen. Niemand war mehr französisch gesinnt als diese Kinder eines künftigen 100-Millionenvolkes, wie Frankreich stolz verkündete. Namentlich in die akademischen Berufe strömten die Mischlinge, bei denen oft nur das krause Haar und die wulstigen Lippen auf die Herkunft wiesen, mit Vorliebe. Diese Männer und Frauen, deren Großväter noch am Senegal die Leute der Nachbarstämme aufgegessen hatten, waren teilweise sehr intelligente Menschen, denen eine eigene Regsamkeit innewohnte. Aber es fehlte ihnen jeglicher innere moralische Halt und die seelische Ruhe. Sie waren, französischer als die meisten Franzosen, entschlossen, Deutschland noch weiter als bis zum Rhein hin zu gallisieren.

Diese Gefahr stand vor den Augen der Gebildeten in Deutschland. Was konnte das immer noch waffenlose Deutschland gegen eine solche Bedrohung unternehmen? Man mußte neue Bündnisse eingehen. Aber niemand in Europa wagte, gegen Frankreich ein Bündnis einzugehen. Also mußte man den unvermeidlichen Krieg hinausschieben, bis sich eine Möglichkeit ergab, entweder mit den Franzosen ein Einvernehmen zu schließen oder aber wirklichen Krieg zu führen. Nun sollte wegen der Insel Atlantis ein unvorhergesehener Krieg ausbrechen? Deutschland war nicht in der Lage, einen Krieg zu führen — geschweige denn zu gewinnen.

Dieselben Ueberlegungen vernunftgemäßer Art, die vor Jahrzehnten zum Krieg geführt hatten, schienen jetzt zum Frieden zu führen. War nicht alle Macht auf seiten Frankreichs und auf deutscher Seite nichts als machtloses Mit-

leid? — Dies waren die Gedanken der gebildeten Deutschen. So dachten auch die Abgeordneten der Nation, von der Mur bis zur Ruhr. Darüber hatte sich Dr. Straßmann in den vorangegangenen Besprechungen Klarheit verschafft. Die Insel Atlantis sollte Deutschland nicht ins Unglück stürzen. — Man würde sie ablehnen, die Insel samt allen Bedingungen Hartbergers!

Es war derselbe Fehler, den der vierundzwanzigste Vorgänger von Dr. Straßmann, der lange Bethweg-Hollmann, seinerzeit gemacht: es wurde nur der harte Knochen, der dicke Stein, die brutale Materie in Betracht gezogen. Gedanken wogen nichts, Gefühle waren alberne Zutaten zur massiven Wirklichkeit. Was sollte die freundliche Sympathie der Schweizer und Holländer, der Schweden und Norweger, ja sogar der kühlen Dänen, dem deutschen Volke bringen? Hatte nicht England und die Panamerikanische Union abgelehnt, sich des Deutschen Reiches in dieser Sache anzunehmen? Stand nicht anderseits der drohende Wall feindlicher Völker, von Frankreich bewaffnet, von der Ostsee bis ans Schwarze Meer rings um das deutsche Volk? Konnte man auf Italien bauen — oder gar auf Rußland?

So kam Dr. Straßmann zu demselben Schluß, wie Dauderine im gleichen Moment in Paris. Wie hätten beide erleichtert aufgeatmet, hätten sie von diesem Umstand Kenntnis gehabt! Aber dennoch: sie hatten beide einen Faktor außer acht gelassen, den schon Napoleon übersehen hatte: das erwachende deutsche Nationalgefühl. Die Schätze der versunkenen Insel Atlantis waren das Tagesgespräch aller Kreise geworden, der Gedanke an die wunderbare Neue Kolonie war in aller Köpfe. Es war etwas ähnliches wie viele Jahrzehnte vorher die volkstümliche Begeisterung für den Grafen Zeppelin, der sein lenkbares Luftschiff trotz des selbstsicheren Lächelns der Techniker gebaut hatte — die Liebe des Volkes für den Helden und für die Heldentat

kam zum Vorschein. Noch ahnten die wenigsten, was in Berlin ausgeheckt wurde. In der Morgenstunde des 16. Januar faßte Dr. Straßmann den Entschluß, die Insel zu opfern, um Frankreich zu befriedigen und um den Krieg zu vermeiden.

Aber Frankreich wollte keinen Krieg. „Gegenüber Deutschland," sagte Dauderine im Ministerrat am 16. Januar, „haben wir es nicht nötig, die unangenehme Methode der Kriegserklärung zu verwenden. Wir besetzen binnen vierzehn Tagen Hessen und Thüringen, und wenn sich Widerstand zeigt auch noch Sachsen. Dann haben wir eine direkte Verbindung nach Polen und nach der Tschechei." Ein französischer Ministerpräsident ist ja nicht verpflichtet, Geographie zu können — er macht ja auch kein Examen darin. Und was verschlägt es, wenn Sachsen nicht bis nach Polen reicht? Was Friedrich der Große konnte, nämlich Schlesien erobern, das würde wohl auch die größte Militärmacht aller Zeiten imstande sein durchzuführen — namentlich wenn man berücksichtigt, daß Deutschland immer noch ohne Armee und ohne Waffen war.

„Deutschland," meinte Dauderine weiter, „wird entschieden erklären, daß es niemals nachgeben wolle. Und es mag auch sein, daß die Beamten eine Art passiven Widerstandes durchführen. Aber nach Verlauf von wenigen Wochen wird alles wieder gut sein. Dann werden wir einen Vertrag schließen, der uns die Ausbeutung der besetzten Gebiete erleichtert und der den Deutschen den Glauben läßt, sie hätten wirklich mit uns einen auf Gleichberechtigung beruhenden Vertrag gemacht."

Die Schlacht über Atlantis.

*Der Held
erwirbt die
Neue
Kolonie.*

Während Frankreich und Deutschland in Siedehitze waren, verfolgten Amerika und das erstarkte China die weltpolitischen Ereignisse mit großer Anteilnahme. Unsere Freunde aber hatten sich inzwischen mit einer auserlesenen Schar von Mitarbeitern aufgemacht, die versunkene Insel zu erforschen. Nicht weniger als vierhundert Skaphander waren hergestellt, überdies konnte die Gesellschaft mehr als drei Kubikkilometer Raum mit ihren Sauerstoffapparaten vom Wasser befreien. Zweihundertfünfzig Techniker, Arbeiter, Spezialisten aller Art waren nach sorgfältiger Auswahl durch das New Yorker Ingenogrammbureau ausgelesen worden, die Forschungsreise mitzumachen. Während auf der Oberfläche des Planeten der Streit um den Besitz der Insel mehr und mehr die Gemüter ergriff, erschlossen die Freunde und ihre Mitarbeiter eine neue Welt unter der atlantischen Wasserwüste.

Peter hatte seine Idee der Sauerstoffstraße zunächst an einem Modell im Arbeitszimmer des Holzpalastes ausprobiert. Die Durchführung war ausgezeichnet gelungen und allerlei Ueberraschungen waren auch nicht ausgeblieben. Albany, der hier als Peters Gehilfe mitwirkte, übernahm dann die Versuche in der Bay von Savannah und das Ergebnis war ein wahres Himmelsgeschenk: die Straßen der Atlantis Ltd. würden von selbst zu riesigen Tunnels, die tadellos aus Eismauern sich erbauen — ohne

daß jemand für die Aufrichtung dieser Mauern eine Hand rühren müßte.

Albany war ein Feind des Militarismus — wie er sagte. Aber er entnahm der militaristischen Methode mit Absicht und Betonung eine zweckmäßige Form der Arbeitsweise, wie sie auch schon vielfach in Fabriken üblich war: es mußte jeder nach einem genau ausgearbeiteten Arbeitsplan auf Grund von Funksignalen arbeiten. Arbeiter und Techniker, Gesellschafter und Diener trugen also in ihren Skaphandern Aufnahmeapparate mit sich und überdies hatten alle leuchtende Neonhelme.

Alle Angeworbenen mußten vor dem Sheriff von Savannah die Souveränität der Atlantis Ltd. anerkennen, sowie die Tatsache des amerikanischen Protektorates. Sie mußten einen Dienstvertrag unterzeichnen und die souveräne Gerichtsbarkeit der A. L. auf der Insel sowie auf den Schiffen des ALIS (wie die Atlantis Limited Indep. Soc. genannt wurde) anerkennen. Martin Wimpffen hatte dringend die Mitnahme mehrerer Aerzte empfohlen, wogegen sich Albany energisch wehrte. Aber als ihm Hartberger begreiflich machte, daß doch jemand da sein müsse, der sich mit Arm- und Beinbrüchen abgeben könne, mit verbinden, einreiben, schmieren usw., verstand Albany und beschaffte binnen wenigen Tagen drei Herren.

Ria war nicht zu bewegen, nach New York zurückzukehren — sie bestand darauf, mit Peter die Expedition durchzumachen. Vera aber ging mit ihrer Tanztruppe am gleichen Tage aufs Luftschiff, da die ALIS aufbrach. Es war der 27. Januar, zehn Uhr Savannahzeit. Vera Garwin fuhr mit ihren beiden Luftschiffen über den Pazifik nach China, Peter Hartberger ging mit seiner Expedition nach Osten. Da die Union ein „effektives Protektorat" ausüben wollte, wie sich der Präsident ausdrückte, solange die Besitzfrage unentschieden war, so hatte die ALIS eine ganze Flotte amerikanischer Schiffe als Begleitung.

Eine brasilianische Gesellschaft war an die ALIS herangetreten: sie wollte die Arbeiten sofort verfilmen und auf der ganzen Erde als Monopol der Telefilm-Darstellung erwerben. Aber Peter wollte nichts davon wissen. Die Gesellschaft hatte selbst eine Verfilmung beschlossen. Die Weitergabe der Bilder konnte nicht immer erwünscht sein. Was sich für die öffentliche Darbietung eignete, wollte Peter einige Tage nachher der Kinoplasten Ltd. zur Verfügung stellen. Die Leute waren bereit, dafür eine beträchtliche Beteiligung am Unternehmen der ALIS zuzugestehen.

Die ganze Welt nahm Anteil an der Hartbergerschen Expedition. Peter wurde mit Angeboten überschüttet. Wirkliche und eingebildete Erfinder meldeten sich, alte Generale, Schulmeister, Kaufleute. Die Anteilscheine des ALIS stiegen auf allen Börsen ins Ungemessene. Die Freunde hatten vergebens eine öffentliche Warnung über den Planeten gefunkt, die ALIS-Scheine höher als zum Nennwert zu bezahlen: von Stunde zu Stunde stieg der Kurs! Dies war nur teilweise im Fallen des Goldwertes begründet; die ALIS-Papiere stiegen auf den zehnfachen Nennwert, das Gold als Ware und Münze sank auf die Hälfte des Wertes, am Brotpreis in den Panamerikanischen Staaten gemessen. Unabhängig von der allgemeinen politischen Hochspannung lief das Börsenfieber über die Handelsplätze der Erde. Die Pariser Regierung hatte die Einfuhr der Atlantis-Aktien verboten — aber sie kamen durch das „Loch im Osten“ herein: die französischen Offiziere und Beamten kauften in den besetzten Gebieten die Papiere zu Phantasiepreisen auf!

Die Freunde hatten keinen Einfluß auf den Gang dieser Entwicklung mehr. Sie hatten eine gewaltige Arbeit vor sich. Die Aufgaben waren in zwei Gruppen geteilt worden: Peter leitete die Erforschung der Insel, William Albany hatte die technische Regierung. Jeder hatte eine staunenswerte Organisationsgabe entwickelt, die sie in den Stand

setzte, binnen wenigen Tagen die Vorbereitungen für die große Aufgabe durchzuführen. Peter hatte durch Erichson eine Anzahl Nukleidenspektroskope bauen lassen, die das elektrische Aufnehmen von Landkarten unter Wasser ermöglichten. Vier Herren vom Washingtoner Laboratorium Erichsons waren in die Aufgabe eingeführt worden, der Arbeitsplan war genau durchbesprochen und schriftlich festgelegt. Diese Viermänner-Expedition arbeitete unabhängig von den Sauerstoffstraßen, stand aber mit Peter in ständiger Funkverbindung. Die vier Männer hatten die Aufgabe, binnen wenigen Stunden die ersten Angaben über die Gestalt der versunkenenen Insel sowie über die Lage der nächsten größeren Siedlung zu machen.

Am 29. Januar kam die Expedition gegen 9 Uhr atlantischer Zeit an die große Schwelle im Ozean. Luft und Wasser hatten sich mehr und mehr mit Fahrzeugen erfüllt. Der riesige Ozean glich bald einem schweizer Alpensee, der sich an sommerlichen Sonntagnachmittagen mit Vergnügungsbummlern aller Art bedeckt, die Luft darüber schien der Inhalt eines großen Vogelbauers. Es waren nicht nur Reporterschiffe aus aller Völker Länder, sondern eine große Anzahl von Gesellschaftsreisen traf über der Insel ein. Die ungefähre Lage war seit Dezember bekannt. John Clavel, der Kommandant der amerikanischen Schutzflotte, war darauf eingerichtet — er organisierte auf dem Wasser und in der Luft einen Sicherungsdienst, indem er durch eine Anzahl Wasserflugzeuge die Stelle absperren ließ, die für den Abstieg in Aussicht genommen war. Die Neugierigen mußten sich fügen. Innerhalb dieser Kreislinie von etwa 50 km Umfang stellte sich die Schutzflotte auf, und im Mittelpunkt des Kreises, genau bei L = 41° 12′ 25″ B = 29° 17′ 23″ stand die Atlantis-Ltd.-Flottille.

Während nun die Vorbereitungen zum Abstieg im Gange waren, erschien im Osten eine große Flotte mit hoher Geschwindigkeit nach Westen. Es war die Atlantische

Flotte Frankreichs. Die Linie der Wasserflugzeuge mußte flüchten — die Franzosen taten so, als ob sie die Warnungen des amerikanischen Kommandanten nicht verstünden. Die Franzosen funkten, sie wollten die Atlantisflottille untersuchen. John Clavel antwortete lakonisch: „Amerika schützt die Atlantisflottille“ — und umgab mit seinen Schiffen die Fahrzeuge der Freunde. Die Franzosen aber, die nicht glauben wollten, daß Amerika einen effektiven Schutz ausüben würde, kamen unbeirrt näher. Schon stand das Spitzenschiff 20 km vom amerikanischen Kreis entfernt. Da funkte Clavel:

Remember Savona

und wiederholte den Spruch ein dutzendmal. Der französische Admiral Léon Bursinel, ein sehr gebildeter und kluger Mann, wurde etwas nervös. Sein Auftrag war klar und bestimmt:

„Ein französisches Unterwasserflugzeug an derjenigen Stelle niederlassen, wo die ALIS ihren Apparat in die Tiefe schickt. Atlantis anlaufen, Besitz ergreifen, Frankreichs Fahne pflanzen. Während am Boden des Ozeans Frankreichs Banner aufgerichtet wird, beschlagnahmt die französische Atlantische Flotte die Schiffe des ‚Atlantis Ltd. Independent Soc. als Pfand und Sicherheit, bis Deutschland alle gerechten Forderungen Frankreichs, die gegenwärtigen wie die künftigen, erfüllt haben wird.“

Zugleich sollte ein Funkspruch „An Alle“ in die Welt gesendet werden, der jedermann von den friedlichen Absichten der großen französischen Nation überzeugen sollte. Dauderine selbst hatte den Spruch aufgesetzt und er war überzeugt, daß alle Welt die Gerechtigkeit und Mäßigung bewundern würde, die Frankreich in dieser Frage zeigte.

Die Flotte Amerikas war aber nicht in Rechnung gezogen worden. Bursinel war unschlüssig. Seine Flotte war ja bedeutend stärker als die amerikanische Schutzflotte. Aber die Panamerikanische Union war mit ihren 200 Millionen

Einwohnern und ihrem ungeheuren Reichtum, ihrem gewaltigen moralischen Einfluß ein Machtfaktor ersten Grades. Auch waren dunkle Gerüchte im Umlauf, daß die Amerikaner einen noch stärkeren Giftstoff hergestellt haben sollten, als das französische Cessingas. Ganz abenteuerlich waren den leitenden Regierungstechnikern in Paris die vagen Spionagemeldungen aus Rio erschienen (von wo aus nun die Union mit einem neuen Spionagenetz überzogen worden war): das Militärdepartement in Washington sollte im Besitz einer weittragenden Elektronenkanone sein! Was tun? Bursinel setzte sich mit Dauderine in Verbindung. Die beiden Männer sprachen in ihren Sehzellen miteinander. Dauderine mußte die Kabinettssitzung unterbrechen, als ihn sein Admiral dringend rief. Beide fühlten, daß sie eine schwere Verantwortung übernehmen würden, wenn sie Amerika herausforderten. Sie kamen überein, nur den ersten Teil des Programms auszuführen, die Besitzergreifung durch das französische Unterseeflugboot. Es bot keine Schwierigkeit, vom Standort der französischen Flotte aus längs einer schiefen Ebene das Flugboot unter den im Telespekten deutlich sichtbaren Punkt herabzulassen, wo die ALIS arbeitete.

Keiner sprach von Savona, aber beide dachten an das Geheimnis vom 20. Dezember des Vorjahres. Was war vor Savona geschehen? Der Unglücksfall war nicht aufgeklärt worden. In Frankreich durfte keine Zeitung über die Angelegenheit berichten. Die übrige Welt hatte das unerklärliche Vorkommnis schon vergessen. Nur die französischen Staatsmänner dachten daran — man fühlte sich gelegentlich etwas beklommen. Savona! Léon Bursinel riet davon ab, die ALIS mit Gewalt zu beschlagnahmen. Und Dauderine stimmte zögernd, nachdenklich bei.

Aber sei es nun, daß Dauderine eine Sekunde zu lang nachgedacht hatte oder daß Bursinel den Befehl zum Stoppen eine Sekunde zu spät gab, oder daß Clavel eine

Sekunde zu früh nervös wurde — jedenfalls erfüllte sich das Schicksal der französischen atlantischen Flotte, als ihr Admiral bereits entschlossen war, anzuhalten und keinen Gewaltakt durchzuführen. Bursinel saß in seinem Sphäroskopkabinett, wo er die Bilder aller Fahrzeuge auf dem Meere, sowie der Flugschiffe darüber und der Tauchboote unter dem Spiegel des Ozeans überblicken konnte. Nun wollte er den Befehl zum Halten funken lassen. Da — was war dies? Seine Schiffe zeigten plötzlich geringere Fahrt, sie fingen zu wanken an, als ob ihre Steuerruder gebrochen wären. Seine Unterwasserflieger taumelten, die Luftkämpfer gingen aufs Meer nieder. Was war geschehen? Noch stand die Flotte Frankreichs 7 km von der amerikanischen entfernt; kein Schuß war gefallen, außer der ärgerlichen Mitteilung „Remember Savona" war keine Mitteilung von drüben gekommen. Savona — war dies die Wiederholung von Savona?

Erichson hatte die Wirkung der Kraftstrahlen inzwischen bis auf das Atomgewicht 63 ausgedehnt. Noch blieb alles, was aus Eisen und Stahl war, von der Energieströmung verschont. Aber alles Kupfer und Zink, Silber, Gold und Platin auf den Schiffen, in den Geschützen und Geschossen, in den Apparaten und Anlagen aller Art war geschmolzen. Die Strahlung war etwas reichlich dosiert — in wenigen Minuten war der atlantische Stolz Frankreichs eine Ansammlung von seeuntüchtigen hilflosen Wracks. Eine Flotte von 237 Schiffen aller Art, unter, auf und über dem Wasser, mit einer Bemannung von 187 000 Spezialisten, war für Frankreich verloren. Unermeßliche Werte standen im Begriff aus der Welt zu verschwinden. Die Kraft Frankreichs zur See mußte eine gewaltige Einbuße erleiden. Ein zweites Trafalgar! Und dies für nur eine halbe Milliarde Kilowattstunden Kosten!

Die Kunde davon durchlief die Weltstädte wie ein Alarmsignal. Nur den Parisern wurde die Nachricht zunächst

vorenthalten. Die Militärs staunten. Dies war der moderne Krieg, der die Traditionen völlig über den Haufen warf, in denen die Militärschulen der Großmächte noch steckten. Keine Kriegserklärung, kein Menschenverlust! Nicht einmal Gas! Und doch ein vollkommener Erfolg, wie man sich ihn nach den alten Methoden nie träumen könnte: Gänzliche Vernichtung der feindlichen Kräfte! Eine ungeheure Erregung durchzitterte Europa, das unter dem Druck der französischen Bajonette seufzte. Winkte hier nicht die Möglichkeit einer Befreiung vom schmachvollen Joch?

Kein Land war von Frankreich so ausgeplündert und vergewaltigt worden wie Deutschland. Seit dem Auftauchen der Atlantisfrage ging ein leises Hoffen durch das deutsche Volk. Die merkwürdigen Mißerfolge des militärgewaltigen Frankreich bei Savona und Dornburg hoben das Selbstbewußtsein der Europäer. Denn nicht nur jene Länder, denen Frankreich glaubte feindlich sein zu müssen, litten unter der absoluten Herrschaft der Franzosen — auch die Freunde aus der Zeit des Weltkriegs waren der Bevormundung satt und hätten ihrem mächtigen Beschützer gern eine Schmälerung seiner Gewaltmittel gegönnt. Solche Gedanken zitterten mit verstärkter Kraft in diesen Stunden über den Erdball, nachdem die unblutige Schlacht über Atlantis bekanntgeworden war.

Inzwischen begannen die taumelnden Schiffe auf dem Meere Boote auszusetzen. Mit Spannung verfolgten die amerikanischen Luftbummler die Vorgänge, die ihnen völlig unverständlich waren. Es war kein Schuß gefallen, kein Blitz war zu sehen gewesen. Und doch war die französische Flotte ein Spielball der Wellen geworden! Um das Unglück voll zu machen, meldete der Wetterdienst die Ankunft eines gewaltigen Nordsturms, der aus Grönland östlich von Neufundland herlief, für 8 Uhr abends. Die Luftflottillen der Zaungäste verschwanden in Eile. Die Schiffe der Vergnügungsreisenden zogen sich ebenfalls

mit größter Geschwindigkeit aus der Gefahrzone zurück. Admiral Clavel schickte seine Schiffe aus, die Franzosen aufzunehmen: deren Flotte war dem Untergang geweiht. Als die ersten Stöße einsetzten, war nur noch Bursinel auf seinem Schiff — er weigerte sich, von seinem Posten abzutreten. Der amerikanische Admiral schickte ihm in letzter Minute noch einen Funkapparat und ein großes Quantum Energie in Neusammlern, damit der tapfere Mann in Kontakt mit der Welt bleiben könne. Bei stiller See wäre die ganze Flotte zu retten gewesen — im Sturm waren die Schiffe, denen äußerlich nicht das geringste anzumerken war, verloren.

Auch die Schiffe der Panamerikanischen Union und die kleine Flotte der ALIS fuhren nun gegen Westen, um das Vorüberrasen des Sturmes abzuwarten. Die Atlantis-expedition war seit Mittag an Ort und Stelle. Sie hatte keinen Sturm zu befürchten. Almantorra hatte genügend Kraftvorrat, um bis nach Savannah sprechen zu können. Als letztes Schiff der ALIS-Flotte verließ der Sauerstoff-transporter die Stelle über der Insel, nachdem er 30 000 Tonnen Sauerstoff, in zahllosen Tanks verstaut, auf die vorgeschriebene Stelle herabgelassen hatte. Als der Sturm über den Ozean brauste, versank Frankreichs Atlantische Flotte in den Fluten. Die Wasserwüste kochte. Aber unsere Freunde in 800 m Tiefe spürten wenig von der Wut des Polarsturmes.

Während der erste Besuch der versunkenen Insel bei 1000 m auf Land stieß, fand die jetzige Expedition schon bei 800 m unter dem Spiegel Land. Dies war eine unbekannte Untiefe. Nach welcher Richtung würde das versunkene Land Zusammenhänge mit den gegenwärtigen Kontinenten zeigen? Es war eine wichtige Frage, die bald von den Topographen entschieden werden mußte: lief die versunkene Insel unter dem Ozean nach Europa hin oder erstreckte sie sich gegen Amerika zu?

Um die Mittagsstunde waren die ALIS-Leute in zehn Röhren auf Atlantis angekommen. Die 120 ALIS-Männer begannen sofort mit dem Bau eines Unterkunftshauses, des „ersten Hotels“ am Boden des Meeres, wie Albany sagte. Peters Sauerstoffapparate arbeiteten vorzüglich. Die Freunde befanden sich nicht mehr an derselben Stelle, wo sie den ersten Besuch gemacht hatten. Sie waren offenbar auf einem unterseeischen Berggipfel, denn die Stelle war nach allen Seiten abschüssig. Immerhin bot sie Platz für ein geräumiges Haus. Die Viermänner-Expedition hatte inzwischen eine vorläufige Aufnahme des Gebietes ausgeführt. Mit ziemlicher Sicherheit ließ sich auf das Vorhandensein von steinernen Straßen schließen, ferner mußte sich eine größere Stadt unten im Tal befinden. Auf den Hügeln rings um die Stadt waren massive steinerne Gebäude nachgewiesen. Auch Eisen war vorhanden. Auf dem der Landungsstelle zunächst gelegenen Hügel war ein gewaltiges Goldmassiv festgestellt worden —, Peter und Albany wußten, daß es der von ihnen entdeckte Tempel war. Die vier Topographen aus Washington, die von Erichson in den Gebrauch des Nukleidenstrahlers für karthographische Zwecke eingeführt worden waren und die sich in wochenlangen Flugübungen auf ihre Aufgabe trainiert hatten, zeichneten in einer halben Stunde eine Substanzenskizze der Umgebung des Landungspunktes. Sie hatten ihre Aufgabe vortrefflich gelöst. In der Führerröhre, wo daraufhin die erste Beratung stattfand, herrschte große Freude über den glücklichen Beginn der Expedition.

Die Techniker hatten inzwischen angefangen, den flüssigen Sauerstoff magnetisch auf den freien Platz am Berggipfel zu befestigen. Die Arbeit schritt schwerfällig vorwärts, da die Skaphander keine angenehmen Kleider waren. Es war ein aufregender Anblick, die Aliser in ihren Skaphandern zu sehen, wie sie am Boden des Ozeans beim Schein von insgesamt einer Billion Kerzen gleich

Ameisen arbeiteten. Die Zustrahlung der Kraft zum Gegendruck gegen die 80 Atmosphären Wasserlast ging tadellos vonstatten. Ein in allen Skaphandern eingebautes System von Elektromotoren bewegte die Ungetüme, in denen denkende Menschen die eingestrahlten Energiefluten sinnvoll lenkten. Während 800 m über ihnen Wasser und Luft in sinnlosem Geheul Milliarden Kilowattstunden zwecklos verpufften, wurden hier unten wenige hundert Millionen wertvoller Kilowattstunden zur Schaffung eines Werkes verwendet, wie es die Geschichte des Planeten noch nicht gesehen hatte. In den tieferen Teilen der Atlantisinsel floß eine kräftige kalte Strömung von Norden nach Süden. Hier aber, auf dem „Petersberg", wie er genannt worden war, stand ruhiges Meer. Um 6 Uhr waren die ersten 1000 Kubikmeter Raum geschaffen.

Die Führerröhre hatte zwei Abteilungen: Albanys technisches Zentrum und Peters geographisches Kabinett. Beide hatten vorzüglich eingerichtete Sphäroskopzellen, die ihnen das Fortschreiten der Arbeiten vermittelten. Ria und Peter standen in der oberen Kammer der Führerröhre, Albany und Erichson waren in der unteren, technischen Abteilung. Ganz oben, im sogenannten „Turm" der Röhre, hatte sich Almantorra eingerichtet. Die anderen neun Röhren hatten sich inzwischen horizontal gestellt, wobei alle inneren Einrichtungen einfach umgeklappt wurden. Nur die Führerröhre blieb aufrecht, weil die Sphäroskope und die Seh- und Sprechzellen in dieser Lage besser funktionierten.

Ria betrachtete sinnend die Zelle des Sphäroskops. Es war dies der teuerste Apparat der Ausrüstung. Er war nicht nach dem älteren französischen Prinzip gebaut, sondern nach dem neuen System von Albany, das sich schon bei dem Kinoplasten glänzend bewährt hatte. Der Apparat gab unmittelbare Bilder, während das französische Sphäroskop nur helle und dunkle Partien hervorbrachte.

Aber auch hier bedurfte es großer Gewandtheit die einzelnen Bilder richtig zu deuten. Noch lag der Gasraum unter einem Druck von 80 Atmosphären und die Aliser mußten in ihren Skaphandern bleiben.

Flugboot II war als Kinoboot ausgerüstet und flog von einer Arbeitsstätte zur anderen, um die denkwürdigen Vorgänge am Petersberg zu verewigen. Wenn die ALIS wollte — konnte der Staats-Kinoplast in Washington alles zeigen, was auf Atlantis vorging. Vorläufig aber wollte ALIS noch nicht den Schleier des Geheimnisses lüften, der über den technischen Einzelheiten der Expedition schwebte.

„Halloh," rief Albany durchs Röhrenmegaphon herauf, „Achtung, ich beginne mit der Ozonisierung! Sehen Sie sich genau die Grenzflächen zwischen Meer und Sauerstoff an." Eine leise Erschütterung ging durch die Tube, als Albany nun ein gewaltiges Quantum Energie herausstrahlen ließ. Die Nukleidenkanone sandte einige hunderttausend Kilowattstunden Kraft aus der Röhre, die Neusammler wurden leichter, die Tube hob sich ein wenig. Ein eigentümliches knarrendes Geräusch hob an, das durch die Wände der Röhre hindurchdrang. Die Grenzfläche zeigte einen stark blauen Schimmer — die Ozonisierung war im Gang und die sofort einsetzende Vereisung kündigte den Erfolg der Hartbergerschen Ideen an. Ein halbkugeliger Raum von etwa 1 300 000 Kubikmetern Inhalt war durch Drahtgitter abgesteckt worden. Dieser Raum, dessen Inneres inzwischen mit Sauerstoff gefüllt worden war, wurde nun durch einen Eispanzer umschlossen.

Peter und Ria verfolgten mit Spannung das Anwachsen des Eispanzers rings um diese Glocke. Plötzlich wurde die Luft in der Führertube durch einen gewaltigen Schlag erschüttert und durch die Quarzfenster hindurch sah man den Meeresgrund in tagheller Beleuchtung. Zugleich erhob sich ein ohrenbetäubendes Geknatter. Alle Arbeit

stockte. Albany war verblüfft, Ria fragte ihn durch die Tube hinab: „Was ist das?“ Albany antwortete: „Keine Ahnung — tut wie ein Gewitterchen.“

„Es ist in der Tat ein kleines Gewitter,“ sagte Peter bedächtig, „ich habe solche Erscheinungen als möglich vorausgesehen und daher alle Röhren erden lassen. Ich kann keine genaue Erklärung geben, aber der Vorgang entspricht wahrscheinlich der Hagelbildung bei Gewitter — hier ist es die Umkehrung, nämlich Blitzbildung bei der Eisproduktion, die wir durchführen.“ Die Sicherheit Peters wirkte auf die Aliser beruhigend. Peter funkte den Arbeitern draußen und denen in den Röhren die Erklärung der Erscheinung zu. Nach einigen Minuten war alles wieder an der Arbeit. Um Mitternacht, als droben der Sturm abzuflauen begann, war die Eisschicht bereits vier Meter dick. Albany war dafür, nunmehr den Luftdruck im Dom langsam herabzusetzen. Dies sollte vier Stunden dauern. Niemand wollte inzwischen schlafen gehen — auch Ria, die müde und bleich im Klubsessel neben dem Sphäroskop saß, wollte die Ereignisse wachend erleben.

Alle Aliser wurden durch die Schleusen in die Tuben genommen. Die Ventile arbeiteten, saugten tonnenweise den kostbaren Sauerstoff wieder ein. Wenige Minuten vor 4 Uhr morgens schlug das automatische Funkenmanometer Alarm: Der Druck war e i n e Atmosphäre! In der Führertube wurde es lebendig. Ria sprang auf und blickte durch das Quarzfenster hinaus: Aber draußen war es dunkel, denn während des Auspumpens wurde das kostbare Licht gespart. Albany tastete die Dicke der Eisdecke durch Funkung ab: „14 m dick,“ rief er zu Peter hinauf, „und nicht die geringste Deformation! Wir haben die Schlacht gewonnen!“

An vier Stellen hatte die Eisglocke Schleusenröhren, durch welche der Tubenverkehr stattfinden konnte. Die Eingangsschleusen hatten Funkenweisung, so daß sie ohne

weiteres von den herabsteigenden Tuben aufgefunden werden konnten. Zwei Schleusenröhren begannen am Boden und ragten 40 m hoch über die Innenwand der Decke. „Höher," sagte Peter, „wird wohl der Panzer aus Eisbeton nicht steigen." „Eisbeton" war das Baumaterial der Atlanter des 20. Jahrhunderts — an stählerne Gerüste angelegte Eismassen. Diese zwei Schleusenröhren sollten später, so war Albanys Meinung, zu Lifts ausgebaut werden, die ohne Schleusen direkt die Oberfläche des Ozeans mit der Insel verbinden sollten, also mit den Innenräumen unter den Eisdomen. Die zwei anderen Schleusen waren horizontal gelagert und dienten der Verbindung mit der Insel selbst.

„Wer wagt es als erster?" rief Peter durch den Funksprecher seinen Leuten zu. Aber es meldeten sich — alle! Jeder der Alis-Leute hatte volles Vertrauen zu der technischen Vorbereitung der Expedition. Röhre 8 wurde durchs Los bestimmt, ihre Mannschaft ohne Skaphander auf den Meeresboden zu schicken. Der Kommandant dieser Röhre war ein Jugendfreund Peters, Hans Rübenbauer, der als Jüngling nach Amerika ausgewandert war und den Peter zufällig in Atlanta einmal getroffen hatte. Rübenbauer war dann von Albany ins Laboratorium von Savannah genommen worden.

Die Neonlampen der zehn Röhrentaucher leuchteten wieder auf. Röhre 8 öffnete sich, die zwölf Mann unter der Führung Rübenbauers traten ins Freie — es war ein weltgeschichtlicher Moment. Rübenbauer schwenkte seine Mütze, pfiff einen steirischen Ländler und hopste dazu im Kreise herum — es war alles „normal irdisch", wie er zur Führertube hinrief. Nun wollte auch Ria den Boden der Atlantis betreten. Sie stieg mit Peter zu Albany hinab und mit diesem zusammen verließen sie die Röhre, in der nur Almantorra und der getreue Watt blieben. Drei weitere Tuben hatten ihre Mannschaft auf den Boden geschickt.

„Es ist eigentlich ganz gemütlich hier unten bei den Atlantern,“ sagte Ria fröhlich zu Albany. „Ja,“ sagte dieser lachend, „aber ich bemerke noch keine Atlanter! Hoffentlich finden wir bald irgendwelche Reste von ihnen.“

„Das ist eigentlich nicht sehr wahrscheinlich,“ bemerkte Peter, „denn in den Tälern unten herrscht eine sehr starke Strömung und was dort an Menschen in jenem Moment, da die Insel unterging, vorhanden war, das wird wohl längst weggespült sein.“

Auf dem „Berg der zweiten Landung“ wurde das mitgebrachte Blockhaus errichtet. Es hatte alle Bequemlichkeiten der Jahrhundertmitte und war zudem mit automatischer Drucksicherung versehen, so daß im Falle des Einsturzes der Eiswölbung die im Haus befindlichen Teilnehmer der Expedition gerettet waren. „Schutzhütte“ nannte Peter Hartberger die Anlage, die nur einen geringen Teil des Berggipfels in Anspruch nahm.

„Halloh,“ rief Almantorra aus der Führertube heraus, „unsere Flottille kommt, samt der amerikanischen Schutzflotte, zurück. Admiral funkt Ankunft 10 Uhr morgens.“

„Bis dahin wollen wir schlafen,“ schlug William Albany vor. Die Schutzhütte hatte einen kleinen Keller erhalten, darin wurden Neusammler aufgestellt, vermittelst welcher das Haus am Petersberg mit wohliger Wärme durchströmt wurde. Alle hatten eigene Schlafgemächer und in jedem war ein Haustelephon und ein Fernhörer. Da die Forschungen auf dem Berg der zweiten Landung nichts Interessantes ergaben — man sah nur etwas wie den Anfang einer schiefen Ebene, einer Art Rutschbahn in der Richtung zur vermuteten Stadt hin — so fiel es den Alisern nicht schwer, sich von der Mutter Erde zurückzuziehen und das Haus zu bevölkern. Bald lagen alle in tiefem Schlaf; die Lichter waren erloschen, nur ein schwaches Glimmen des „Neonnachtlichtes“ aus der Röhre 7, die Wache hielt, verriet die Anwesenheit fremder Gäste hier unten.

In diesen Stunden, da die Freunde und ihre Gehilfen friedlich am Boden des Meeres schlummerten, freudig in die Zukunft träumend, erfuhren die Pariser den Untergang ihrer Flotte. Bis dahin hatte die Regierung das Ereignis verheimlicht. Aber im Zeitalter der Fernsprechtechnik ließ sich nichts auf die Dauer verheimlichen. Stundenlang hatte die Station Laterie alle Meldungen niedergefunkt, und der Quay d'Orsay atmete auf, als Paris schlafengegangen war, ohne von dem Unglück etwas erfahren zu haben. Am frühen Morgen des 30. Januar nahm die böhmische Riesenstation Tabor die Meldung aus New York auf und gab sie als offene Mitteilung an ihre Abonnenten weiter. In den Vormittagsstunden durchlief ein schwarzes Gerücht die Straßen von Paris, während die Regierung dem Parlament in geheimer Sitzung Mitteilung vom atlantischen Unglück machte.

Aber die französischen Deputierten wollten durchaus nicht an „geheime Naturkräfte" glauben, deren Wirksamkeit die französische Regierung hier vermutete. Es waren 87 große Schiffe verloren, die Hälfte der Flotte Frankreichs binnen wenigen Stunden vom Schauplatz verschwunden. „Treten Sie ab," rief man Dauderine zu, „Sie haben uns ein drittes Faschodah gebracht." Paris kochte. Auf den Straßen erscholl der Ruf: „Aufs Schaffot mit den Ministern — sie sind von Deutschland bestochen!"

Das Berliner Parlament hatte am 16. Januar den Antrag der Reichsregierung angenommen und die Insel Atlantis abgelehnt. Dagegen ergriffen die Demokraten und die Sozialisten das Referendum. Bei der allgemeinen Stimmung des deutschen Volkes war nicht der geringste Zweifel, daß sich eine überwältigende Mehrheit für die Annahme der Insel samt den Hartbergerschen Bedingungen aussprechen würde. Mit 32 Millionen Stimmen gegen 38 000 Ablehnende wurde am 26. Januar das Hartbergersche Abkommen vom Volke angenommen.

Verfassungsgemäß gab die Regierung ihre Demission und der Präsident der Deutschen Republik, der Südtiroler Tschurtschentaler, nahm sie angesichts der allgemeinen Empörung gegen Regierung und Parlament an.

Aber es war schon zu spät. Am Abend des 26. Januar erhob sich ein spontaner Aufstand in Berlin, die Regierung wurde buchstäblich aus ihren Aemtern gejagt und unter allgemeiner Zustimmung aus den Ländern dem Präsidenten eine Koalitionsregierung aus Sozialisten, Demokraten und Deutschparteilern aufgezwungen. Der Demokrat Graf Lerchenfeld, ein Oesterreicher, wurde Ministerpräsident. Die Revolution verlief vollkommen unblutig. Der Reichspräsident Marius Tschurtschentaler fügte sich angesichts der klaren Sachlage und verhinderte das Eingreifen der Reichswehr. Die ganze Welt nahm Anteil an dieser „Revolution von drei Stunden", wie die „Times" am 27. Januar sagte.

Frankreich hatte am 26. Januar die Besetzung ausdehnen wollen. Bereits hatten zwanzigtausend Flieger Millionen von Aufrufen verteilt, die dem deutschen Volk die friedlichen Absichten Frankreichs beweisen sollten. In der letzten Minute erfolgte Gegenbefehl für Heer und Luftflotte: England hatte sich zu einem energischen Schritt aufgerafft und Vorstellungen bei Frankreich erhoben. „Viele Engländer glauben," so drahtete der englische Ministerpräsident nach Paris, „daß die Franzosen eine schlechte Verwendung des Geldes, das ihnen England geliehen hat, ins Werk setzen, wenn sie das waffenlose Deutschland überfallen. Ein großer Teil unserer Nation", so hieß es weiter, „glaubt nicht an die reinen Absichten Frankreichs und denkt an die Kriege unter Ludwig XIV. und unter Napoleon I. und Napoleon III. Es wäre gut, wenn man diese Meinungen berücksichtigen würde und die europäischen Fragen nicht durch Sondervorgehen Einzelner, sondern durch gemeinsame Besprechungen lösen

würde.“ Ohne Zweifel würde Amerika ähnliche Bemerkungen machen, wenn Frankreich nicht einlenkte — deswegen erklärte Dauderine, er könne die Verantwortung nicht mehr übernehmen. Der Präsident möge ein neues Ministerium berufen.

Dieses neue Ministerium war ausgesprochen royalistisch. Maurice Lesgenêts war Lückenbüßer — aber er war auch Schrittmacher. Frankreich sah sich moralisch isoliert und hatte keinen zuverlässigen Freund. Dies war der geeignete Moment für die Royalisten, ans Ruder zu gelangen. Lesgenêts war ein kluger Politiker, auf den nicht nur die Royalisten, sondern auch die Republikaner bauten. Irgendwie, so dachte man, wird dieser gescheite Mann, der schon mit 35 Jahren unter die vierzig Unsterblichen eingereiht worden war, Frankreich retten. Denn obwohl niemand in der Welt eine unfreundliche Geste gegen Frankreich gemacht hatte (Amerika hatte keine Veranlassung, das Rätsel der Atlantischen Schlacht aufzuklären), so waren doch alle Franzosen überzeugt, daß das Land aufs schwerste bedroht sei. Jedenfalls ließ Lesgenêts sofort ungeachtet der englischen Anfrage alle Rheinübergänge mit Truppen belegen. Aber auf eine „friedliche Besetzung von Hessen und Thüringen“ mußte er für den Augenblick verzichten.

Deutschland hatte allerdings keine Armee, keine Flotte, keine Kriegsflugzeuge und vor allem: kein Cessin. Aber die anderen Staaten Europas hatten Flotten und Heere, Giftgase und Luftkreuzer. Konnte man wissen, wie sich in einem künftigen Kriege die Mächte gruppieren würden? Der gewaltige russische Koloß war zwar durch Polen und Rumänien abgesperrt. Aber in dem russischen Riesen wohnte deutsche Energie und — deutsche Chemie!

Lesgenêts dachte an Waterloo. Die Engländer ließen ihn kühl. Frage und Antwort wollte er mit ihnen so lange spielen, als sie es wünschten. An Savona und At-

lantis dachte Lesgenêts nicht. Es galt, ein größeres Ziel zu erreichen: das ruhmreiche französische Königshaus auf seinen rechtmäßigen Thron wieder einzusetzen! Nach außen mächtig — nach innen stark, das war seine Devise. War es eine andere, als die alte Devise der Epoche nach dem Weltkrieg? — Nein! Aber man mußte dem Volke etwas Neues bieten, etwas Zugkräftiges, von starker suggestiver Wirkung: das Königreich ist die Versöhnung! Zu lange hatte sich Frankreich blind und taub gestellt gegenüber der warnenden und protestierenden Stimme der Menschheit. Nun — wollte es nachgeben! Das Königreich ist die Versöhnung!

Als Peter und Albany erwachten, hatten Deutschland und Frankreich neue Lenker. Man nahm aber da unten am Boden des Atlantischen Ozeans die Nachricht mit viel Gleichmut auf. Das Wiedererscheinen der eigenen Schiffe und der Amerikaner über ihren Köpfen war wichtiger. Telegramme waren von allen Seiten eingetroffen. Glückwünsche für Peter Hartberger, „dem siegreichen Techniker", waren da; das bezog sich auf den Untergang der französischen Flotte. Peter und Albany, Ria und Martin Wimpffen, Erichson, Almantorra, Lorton, Watt und Rübenbauer bildeten einen Rat, der die laufenden Staatsangelegenheiten erledigte. Es war das berühmte „Neunerkollegium" der ALIS, das bei den Blaumasken Wut und Bestürzung hervorrief, weil ein Neger als Regierungsmitglied auftrat; und das bei den Sekten der Union helle Empörung auslöste, weil der Atheist Erichson darin saß. Daß aber der Neger Watt Mitglied des Direktoriums wurde, während beispielsweise der neue weiße Diener in Lancasterstreet 4, Walter Tyrol, ausgeschlossen blieb, hatte gute Gründe. Die Freunde ließen weder Farbe noch Rasse, Parteibuch oder Protektion in wichtigen Fragen entscheiden. Nur der Wert der Persönlichkeit durfte in Betracht gezogen werden.

Acht Freunde waren in der Führertube zur Beratung versammelt. Es wurde ein Funkspruch „An alle“ aufgegeben, der die Ereignisse des Vortages mitteilte und die „geheime Naturkraft“, durch welche die Franzosen bei Atlantis geschlagen wurden, als Entdeckung Erichsons meldete. Von der Erwerbung durch Amerika wurde vereinbarungsgemäß nichts gesagt. Ein Telegramm von Graf Lerchenfeld begrüßte Peter als den Helden, der das deutsche Volk aus seinem Schlummer geweckt habe. Lerchenfeld teilte das Ergebnis des Referendums mit und lud Peter Hartberger ein, so bald als möglich nach Deutschland zu kommen.

In diesem Augenblick bemerkte Ria eine seltsame Erscheinung im Sphäroskop: ein großer Körper bewegte sich gegen den Eisdom der Aliser. Im nächsten Moment stieß der Gegenstand auf die Decke des Gewölbes auf — man hörte ein eigenartiges Krachen. Die Führertube geriet in Aufregung. Albany, der aus seinem Reich nach oben geeilt war, um an der Beratung teilzunehmen und die Telegramme zu hören, ging wieder nach unten und studierte sein Sphäroskop. Es war ein großer eiserner Körper. „Gewiß ein feindliches Unterwasser-Flugzeug,“ sagte Ria zu Peter. Nach wenigen Minuten brachten die Topographen das Bild des fremden Dinges in die Führertube. Rias Annahme schien sich zu bestätigen. Peter bat Albany, einige Skaphander zur Untersuchung durch ein Liftrohr zu senden. Dies war eine umständliche und zeitraubende Angelegenheit. Aber die Aliser sagten sich: Vielleicht sind in dem regungslos auf der Wölbung liegenden Fahrzeug noch lebendige Menschen, wir müssen sie retten!

Albany hatte inzwischen weitere zehn Röhren nach unten beordert und legte einen Tunnel längs des Weges an, der vom Petersberg nach abwärts führte. Auch die Topographen waren an der Arbeit, die Gegend genauer aufzunehmen. Erichson war von Admiral Clavel nach oben

gebeten worden zu einer Besprechung in der Frage des weiteren Ausbaues der Nukleidenkanone. Der tragische Erfolg der ersten großen Verwendung des Nukleidenlichtes hatte auf Amerika einen gewaltigen Eindruck gemacht und Clavel war beauftragt, mit Erichson wegen einer absoluten Geheimhaltung zu verhandeln. Man sagte sich in Washington, daß man mit diesem unheimlichen Lichte ein Mittel in der Hand habe, jeden Krieg ohne Blutvergießen zu gewinnen. „Aber,“ fügte Clavel lächelnd hinzu, „werden die Techniker nicht über die Idealisten in Washington lachen — werden sie nicht Schutzpanzer gegen Ihr Licht bauen? Es genügt ja doch, alle Schiffe mit einem Mantel aus Aluminium zu umgeben, oder zumindest die Apparate damit zu umhüllen, um Schutz gegen das Nukleidenlicht zu bekommen. Stimmt dies?“

„Nein,“ sagte Erichson, „das Licht geht durchs Aluminium hindurch. Was wir heute noch nicht machen können ist dies: Wir können Elemente unter dem Atomgewicht 63 nicht zum Schmelzen bringen. Ein Schutz wäre also, wenn man dies einmal überhaupt weiß, darin zu finden, daß man keine Metalle mit einem Atomgewicht über 63 verwendet. Das würde schließlich, nach einigen Versuchen und einer gewissen Umstellung der Industrie, wohl möglich sein. Aber auch dieser Schutz gegen das Nukleidenlicht dauert nur so lange — bis ich den Wirkungsbereich der Strahlen weiter ausgedehnt habe. Das ist vielleicht sehr bald der Fall!“

Der Admiral blickte sinnend auf den Erfinder hin. „Washington ist der Meinung, daß Ihre Person so wichtig ist für die Nation, daß es leichtsinnig wäre, Sie auf dem Boden des Meeres herumlaufen zu lassen. Ich soll Sie womöglich auf einem Panzer rasch nach Fair Haven bringen!“

„Ist das eine Art Verhaftung?“ fragte Erichson erstaunt. — „Nicht doch,“ suchte Clavel zu beruhigen. „Wenn Sie

nicht kommen wollen, habe ich kein Mittel Sie zu zwingen, auch keinen Auftrag dies zu tun. Aber ich habe Befehl, Sie darum zu bitten, daß Sie freiwillig kommen!“

Erichson dachte nach. Er konnte seinen Freunden vielleicht mehr nützen, wenn er in Washington war, als wenn er auf der versunkenen Insel herumspazierte. Auch war die Einladung sachlich nicht unbegründet — niemand wußte dies besser als Erichson selbst. Wenn er stürbe, so würden Jahre vergehen, ehe jemand Nukleidenstrahlen, mit solcher Energie geladen, erzeugen könnte. Die Staaten hatten ein Interesse daran, daß er für sie in Washington arbeite. Erichson entschloß sich, der Einladung zu folgen. Die Freunde waren freilich erstaunt, als sie am Lautsprecher Erichson vernahmen, der sich in aller Form wegen „dringender Angelegenheiten, die er in Washington zu besorgen habe“, verabschiedete.

Peter und Ria hatten die erste Nacht am Boden des Atlantischen Ozeans in einer seltsamen Erregung zugebracht. Ihre Kammern waren nebeneinander. Die beiden Erdenkinder konnten sich telephonisch sprechen. Die Kammern selbst waren durch Vakuumdichtung schallfest gemacht. Ria und Peter hatten wohl das Gefühl, daß sie sehr gut geschlafen hätten, aber beide hatten merkwürdige Träume. Sie schauten in ihre Kinderjahre hinein, und zwar nicht ins tägliche Leben dieser Zeit, sondern — sie sahen und erlebten aufs neue ihre Kindheitsträume. Wie in der Welt immer Großes und Kleines, Rauhes und Zartes nebeneinander da ist, so hatten diese beiden Glücklichen zur selben Zeit, da in Paris und Berlin die Wogen hoch gingen und kein Mensch Zeit oder Möglichkeit zum ruhigen Genuß des Lebens hatte, freudige Träume, — sie versanken in ein fernes Jugendland, in die glückliche Traumwelt ihrer Kindheit, die sie mit nie gekannter Klarheit und Kraft sahen. Draußen arbeiteten die Skaphander, Dome und Tunnels wurden errichtet, die Maschinen

pusteten und knirschten, kühlten und saugten, preßten und strahlten. Die Welt hämmerte auf die Empfänger ein. Peter und Ria aber saßen nun in ihrer Koje im Führerturm und erzählten sich — was sie geträumt hatten. Peter war von einem grauen Männchen in die Welt unter der Erdoberfläche, tief ins Innere der Erde geführt worden. Wundervolle Schätze sah er dort, flüssige Metalle, gewaltige Seen voll davon; er erlebte gigantische Beben und schließlich — sah er Ria Wimpffen!

Mit leuchtenden Augen hörte Ria zu. „Du Lieber,“ sagte sie entzückt und wie verklärt, „jetzt fängt wieder ein Dunkel an sich zu lichten. Denn höre, mein Freund: Ich habe dasselbe geträumt, oder etwas sehr ähnliches. Ich bin dir unter der Erddecke begegnet, tief im Innern der Erde. Ich war ein kleines Mädchen, meine Gouvernante, jene Mary, die ich niemals ausstehen konnte, war mit. Und ähnliches habe ich als Kind oft geträumt. Siehst du, Peter, wir haben da etwas entdeckt. Aber weiter: plötzlich warst du mit mir zu Hause in New York — hast du das auch geträumt?“

„Jawohl,“ rief Peter und blickte mit seinen leuchtenden Augen der Freundin beim Schein der Kojenlampe ins Gesicht. „Du weißt doch, daß ich immer das Gefühl hatte, ich hätte dich schon irgendwo gesehen?“

„Aber gewiß weiß ich das,“ sagte Ria lachend und nahm seinen Kopf zwischen ihre beiden Hände, „mir gehts doch gerade so, ich meinte stets, daß ich dich schon vor langer Zeit irgendwo einmal getroffen hätte.“

„Sogar das mit der Gouvernante stimmt,“ sagte Peter. „Hatte sie nicht ein grünes Kleid an? War sie nicht lang und dürr?“

„Richtig,“ rief Ria erstaunt aus, „aber was bedeutet dies alles? Wie können zwei Kinder, die 6000 km voneinander entfernt leben, jahrelang ähnliche Träume haben? Welch ein wunderbarer Zufall ist dies doch!“

„Vielleicht war es gar kein Traum,“ sagte Peter langsam, indem er sich in seinen Ledersessel lehnte und nachdenklich ins Leere starrte.

„Was — kein Traum?“ rief Ria, „was denn sonst?“

Peter antwortete nicht sogleich. Was er dachte, schien ihm eben selbst geradezu ungeheuerlich. Peter war ein seltsamer und auch ein seltener Mensch. Seit jenem Kuß der besiegelten Freundschaft am Mount Wireless hatte er wohl oft Ria heimlich angesehen, er hatte sie aber weder geküßt noch umarmt. Jetzt aber stand er auf und ging zu Ria hin, gab ihr mit einer seltsam feierlichen Miene einen herzhaften Kuß, der aber keineswegs feierlich klang und sagte dann ernst: „Ich glaube, jene fernen Träume waren keine Träume, sondern das waren wirkliche Erlebnisse und Ereignisse.“

Ria war keineswegs ein Mädchen, das leicht verwirrt wurde. Bei diesen Worten aber blieb sie einen Moment mit offenem Mund vor Peters Mund. „Wirklichkeit statt Traum!“ rief sie im nächsten Moment aus, „Peter, du bist ein großer Humorist, das habe ich noch gar nicht gewußt. Glaubst du denn auch an Geister?“

„Aber sicherlich,“ erwiderte Peter, „warum soll es denn keine Geister geben?“

Das Heliumsignal flammte auf — man wünschte den Chef zu sprechen. Ria schaltete ein. „Sechs französische Offiziere im Flugboot „Gloire éterenelle“ gerettet. Wir sind noch im Drucklift III — sollen wir die Leute zu Ihnen bringen?“ fragte Skaphander 23 an. „Nein,“ erwiderte Hartberger, „bringen Sie die Leute sofort nach oben, liefern Sie sie an Admiral Clavel aus. Die Franzosen sollen vorläufig das Land Atlantis gar nicht betreten. Das Boot bleibt beschlagnahmt.“

„Nun kehren wir zu unseren Gespenstern zurück,“ sagte Peter, indem er sich wieder zu seiner Freundin wendete. Aber es sollte nicht sein. Die Viermann-Expedition meldete

sich dringend. „Wir haben die Stadt,“ funkte Simeon Lorton, ihr Führer, „es ist kein Zweifel, daß wir es mit einer großen Siedlung zu tun haben. Wenn Sie mit einem kräftigen Scheinwerfer hierher kommen, können Sie die Stadt gut sehen.“

Dazu war Peter sofort bereit. Ria wollte aber auch mitkommen, wogegen Hartberger protestierte — es sei zu gefährlich, meinte er. Aber Ria bestand darauf, daß sie weder mindere Pflichten, noch geringere Rechte habe als ein anderes Mitglied der Gesellschaft; und sie hätte fest beschlossen alle Gefahren mit Peter zu teilen. Und um das erstere zu beweisen, gab sie ihrem Gefährten einen mütterlichen Kuß (wie sie sagte), und was das zweite anbelangt, so ging sie sofort an ihren Schrank und entnahm demselben ihren Skaphander, von dessen Vorhandensein Peter gar nichts gewußt hatte. So blieb dem ungekrönten König der Atlantis Ltd. nichts übrig, als seiner lieben Ria in den Skaphander zu helfen.

Drei Stunden später waren sie an Ort und Stelle. Flugboot Nr. I hatte sie hingebracht. Die Flugboote der Aliser waren teils offene, in denen man mit Skaphandern fahren mußte, teils geschlossene nach Art der Unterseeboote. Nr. I war offen wie ein Luftfahrzeug. Hinter ihnen folgte Nr. III, ebenfalls offen. Hartberger, der in Savannah das Fliegerdiplom erworben hatte, führte nun I, während Albany es sich nicht hatte nehmen lassen, in III zu folgen.

Im milden Licht von 200 000 Neonkerzen erstrahlte der Weg, über den sie langsam flogen. Eine unendliche Ruhe erfüllte die Landschaft und warf ihr Wesen in die Seelen der empfindsamen Freunde. Peter dachte: nun fliegen wir über den Boden der Neuen Deutschen Kolonie! Wie viele werden nach uns einst diesen Weg fliegen und gehen? Wieviel Glück wird dies Land den Deutschen bringen? Wird dieses Land der Anfang einer neuen glücklichen Epoche werden für das deutsche Volk?

Und dann kam wieder ins atlantische Schweigen die Kindheitserinnerung: irgendwann in frühester Kindheit bin ich schon geflogen. Es war kein Traum, es war Wirklichkeit, wie jetzt. — „Nein,“ sagte Ria, die seinen Gedanken stumm gefolgt war, „es war doch alles nur Traum; aber das Wunder ist ja darum um nichts geringer, und wie ich fest glaube auch um nichts unwirklicher — auch ein Traum ist eine Wirklichkeit.“

Eine Welt von märchenhafter Schönheit erhob sich zu ihren Füßen. Eine unübersehbare Menge von großen steinernen Häusern, alle umgeben von weiten freien Räumen, zeigte sich dem Blick der darüber hinwegfliegenden Aliser. Prächtige Straßenanlagen durchzogen das Häusermeer. Peter senkte sich in eine Straße hinab. Die Häuser erwiesen sich als niedrig und mit flachen Dächern. Breite steinerne Stufen führten mehr als 2 m in die Höhe bis zum Eingang in die Häuser. Seltsame Steinfiguren waren links und rechts an den Aufgängen zu sehen — sie erinnerten Ria an eine Sammlung von Götzenbildern aus den Ausgrabungen in der westlichen Sahara. Diese Sammlung — eine Wanderausstellung der „Culture française du monde“ — war vor einigen Jahren in New York ausgestellt gewesen. Vielleicht sind es gar keine Statuen, dachte Ria bei sich, sondern die versteinerten Mumien der Hausahnen?

Die Freunde blickten ergriffen in die Oedwelt der toten Stadt. Die menschenleeren Straßen machten einen gespenstischen Eindruck. Nun stiegen alle aus den Flugzeugen heraus und betraten die Straße. „Wie wollen wir die Stadt nennen?“ fragte Albany. „Bis wir wissen, wie sie die alten Atlanter selbst genannt haben, können wir sie vielleicht zu Ehren der einzigen Frau, die mit uns kam, Riaville nennen,“ meinte Rübenbauer, der Ria offensichtlich sehr verehrte. Ria wollte sich gegen diese Ehre wehren, aber sie wurde überstimmt. Riaville erwies

sich als eine sehr große und vollständig erhaltene Stadt. Soweit die kulturgeschichtlichen Kenntnisse der Freunde reichten, wurde festgestellt, daß die Baukunst sehr eigenartig und primitiv war. Schon die oberflächliche Betrachtung zeigte, daß hier die Technik des Bogenbaues unbekannt gewesen war, daß wohl viele Bilder und Skulpturen, aber keine Inschriften zu finden und keine Tempel oder Götterstatuen festzustellen waren. Doch zeigten die Standbilder einige Verwandtschaft mit irgendwelchen bekannten uralten Zeichnungen — ja, aber was waren dies für Zeichnungen? Albany, der diese Vermutung äußerte, konnte sich erst nach energischem Besinnen erinnern: es waren die Zeichnungen von Menschen aus der Steinzeit, die man in spanischen Höhlen gefunden hatte! Darüber war eine Mappe erschienen, von einem deutschen Gelehrten herausgegeben, die in der ganzen gebildeten Welt großes Aufsehen erregt hatte. Denn nach diesen Zeichnungen zu schließen, war jene spanische Steinzeitkultur, etwa 50 000 Jahre vor Christi, sehr viel höher, als man bis dahin dieser Epoche zugetraut hatte.

Die Gesellschaft schritt auf das nächstgelegene Gebäude zu. Eine ganz kleine Türöffnung war zu sehen — offenbar war dort auch einmal eine Tür gewesen. Peter betrat als erster die Schwelle des Atlanterhauses. Es war freilich ein mühsames Schreiten durch das dicke Wasser, noch dazu mit den schwerfälligen Skaphandern. Das Neonlicht ließ die Größe der Finsternis erst recht erkennen — man tappte im Innern des Hauses zwischen gewaltigen Mauern, ohne mehr zu sehen als breite Gänge und riesige Räume. Albany legte rasch ein Kabel vom Flugboot III aus und ließ das Haus mit 1 000 000 Kerzen erleuchten. Ein allgemeiner Ruf des Erstaunens wäre vernehmbar gewesen, wenn die Skaphander dergleichen irdische Gepflogenheiten erlaubt hätten. Denn die Aliser sahen, daß das Haus keinerlei Zwischendecken bis zum Dach hin hatte. Das

Dach aber, das von oben her als graue Masse erschienen war, zeigte von unten her unzweifelhafte Patina. „Kupferdach,“ rief Peter aus. „Wahrscheinlich sind die Zwischendecken aus Holz gewesen und längst eingestürzt, vom Wasser fortgeschwemmt oder darin aufgelöst,“ fügte er hinzu.

Ria war müde. Schwer hing sie in ihrem Skaphander — Arm in Arm konnte man hier unten nicht gehen. Es war Zeit zur Umkehr. Man wurde matt. Nach drei Stunden war die Gesellschaft wieder in der Schutzhütte am Petersberg. Alle waren zu müde, um den Künsten Watts viel Ehre antun zu können. Auch Almantorras Neuigkeiten machten keinen Eindruck mehr. „Frankreich ist ein Königreich geworden,“ rief er den Freunden zu. „Lassen Sie mich schlafen,“ antwortete Albany und Peter winkte nur müde ab.

Im Zeitalter des Sphäroskops sind auch die Staatsstreiche eine technische und organisatorische Angelegenheit geworden. Ist die allgemeine seelische Disposition vorhanden, so bedarf es nur dieses äußerlichen Mechanismus, einer Anzahl tapferer und verständiger Männer und der Erfolg ist da. Der Untergang der atlantischen Flotte legte sich wie ein Albdruck auf Frankreich. Wie mit einem Schlag fühlte nun das Volk, daß es einsam geworden war — ein Nebel war zerrissen. Mit dem Schlachtruf „Das Königreich ist die Versöhnung“ ging Maurice Lesgenêts der Republik zu Leibe. Die Deputierten wurden nach Hause geschickt — man versprach ihnen eine lebenslängliche Pension. Ludwig XIX. bestieg unter dem Beifall der Nation den Thron Frankreichs. Durch Laterie kündigte er der erstaunten Welt den Anbruch des ewigen Friedens an. Ludwig ließ sofort das rechte Rheinufer räumen. Als unsere Freunde am Petersberg erwachten, war Frankfurt und Freiburg wieder frei. Frankreich war überzeugt, daß die ganze Erde gerührt sein würde von

dieser noblen Geste. Aber die Welt blieb kühl. Die deutsche Riesenstation Zugspitze funkte über die aufhorchenden Stationen der Völker hin:

„Der Rhein ist ein deutscher Strom! Alles Land links vom Rhein ist deutsch bis zur alten Sprachengrenze. Frankreich muß das Land räumen."

Der Lautsprecher teilte den Freunden in der Führertube, die gerade beim Frühstück saßen, diese überraschend kühne Mitteilung der deutschen Regierung mit. William Albany stand auf und rief Peter Hartberger zu: „Meinen Glückwunsch, daß die Deutschen endlich eine Regierung haben" —

„Ja," sagte Peter froh, „und daß Lerchenfeld ein Oesterreicher ist, erscheint mir wichtig, damit Deutschlands großer Wasserkopf endlich begreift, daß auch das Südland des Volkes Liebe und Kraft, ja sogar Größe hervorbringt, und zwar alles dies nicht minder als der Norden."

„Was ist Deutschlands Wasserkopf?" fragte Albany. Darauf fröhliches Lachen in der Tube und die Aufklärung durch Ria Wimpffen, daß es Berlin sei. Peter, der sich wieder durchaus als Geschichtsphilosoph fühlte, benützte die Gelegenheit, zu einem weiteren Hieb gegen den Norden. „Dies ist gerade der große Vorteil Frankreichs gegenüber Deutschland seit Jahrhunderten gewesen," sagte er, „daß Norden und Süden in einem Staate vereinigt waren, so daß alle Talente der Nation zum Vorteil ausgebildet und verwendet werden konnten. In Deutschland aber waren die vielen verschiedenen Volksteile scharf getrennt, namentlich der südliche Teil vom nördlichen geschieden, und es gab gar kein wirkliches deutsches Nationalgefühl, ausgenommen einige kurze Zeiträume, wo etwas aufflackerte wie ein gemeinsamer Deutschlandgedanke. Meist, wenn ein norddeutscher Politiker von Deutschland sprach, und wärs auch wirklich ein bedeutender Mensch gewesen, so meinte er seine engere Heimat, nicht das wirkliche

Deutschland. Der amerikanische Staatenbund hat einen Krieg zwischen Nord und Süd gehabt, und der führte zur Einigung von Nord und Süd. Das deutsche Volk aber hat viele Kriege zwischen Nord und Süd gehabt, und diese führten zu beständig zunehmender Entzweiung. Erst das Unglück des Weltkrieges schuf die Grundlagen für die Vereinigung von Nord und Süd."

„Aber das Elsaß ging verloren," warf Ria ein.

„Allerdings," antwortete Albany, „und nach der Meinung der Amerikaner ging das Elsaß durch die Schuld der Deutschen selbst verloren, die es nicht verstanden hatten, die Elsässer als vollwertige Menschen zu betrachten, vielmehr das Land wie eine Kolonie verwalteten."

„Dies ist eben das Unglück," sagte Peter, „das in Deutschland solange herrscht: ein Deutscher aus Oesterreich oder aus dem Elsaß, ein Deutscher aus dem Baltikum oder aus Böhmen — der galt den Preußen gar nicht als ein richtiger Deutscher. Und da die Preußen führend waren, hatte diese Mißdeutung große moralische Folgen. Uebrigens bin ich überzeugt, daß nunmehr die Entwicklung so kommen wird: das Rheinland wird nach der Vertreibung der Franzosen ein deutscher Bundesstaat und dann wird natürlich Köln die Hauptstadt. Die Elsässer werden beim Völkerbund die Berechtigung zum Plebiszit verlangen und werden aus dem Verband des französischen Staates ausscheiden, sich als Bundesstaat mit gewissen Reservatrechten an Deutschland anschließen. Ich bin sicher, daß wir diese Entwicklung binnen kurzer Zeit erleben werden."

„Herr Direktor," rief Almantorra vom Turm herab — der Spanier war ein höflicher Mensch und sagte zu Peter stets „Direktor" —, „interessieren Sie sich schon für die europäische Politik? Oder soll ich mit den neuen Meldungen bis zum Mittagessen warten?"

„Los," rief Peter hinauf durchs Tubentelephon, „her damit, was gibts?"

„Im Elsaß ist eine starke autonomistische Bewegung gegen das Königtum im Gange. Trotz Verhaftung der Führer wächst die Erregung. Eine Deputation der Bürgermeister ist nach Genf gereist, um beim Völkerbund für die Freilassung der Verhafteten zu wirken und um die Zustimmung zur Volksbefragung wie einst im Saarland zu bekommen."

Diese Nachricht brachte die Führertube der Aliser in freudige Erregung. Ria sagte stolz: „Alles das ist direkt und indirekt der neuen Kolonie zu danken, die Du für Deutschland erwarbst".

„Nein," sagte Peter glücklich lächelnd — „letzten Endes doch nur Dir, denn Du hast das atlantische Geheimnis verstanden!"

Die Topographen ließen eine neue Karte der Insel überreichen. Sie hatten sie auf Grund der gestrigen Forschungen angefertigt. Die Karte gab einen vollständigen Plan der Stadt und ihrer Umgebung. Danach waren Gold- und Kupfermengen größten Ausmaßes rings um die Stadt verteilt. Offenbar gab es dort Bergwerke und auch monumentale Kunstgebilde aus diesen Metallen. Immer noch war von Eisen wenig zu entdecken gewesen.

Die Hebung des goldenen Tempels hatte inzwischen begonnen. Es wurde das alte Prinzip verwendet: große Kästen wurden an Ort und Stelle versenkt, an die goldenen Kolonnen angebunden, dann das Wasser ausgepumpt und das Ganze von einer Röhre nach aufwärts geleitet. Während Albany von seiner Zentrale aus die einzelnen Teilunternehmungen leitete, besuchten Peter und Ria den Tempel. Sie gingen diesmal mit Flugboot II, das geschlossen war und daher den Vorteil bot, für die Forscher eine freie Beweglichkeit ohne Skaphander zu gestatten, freilich nur innerhalb des Bootes. Der Anblick des Tempels war gewaltig. Die Topographen hatten die Ausmaße inzwischen genau bestimmt. Da das Dach des Tempels

zu groß war, um als Ganzes heraufgezogen zu werden, hatte Albany zwei Skaphander auf die Decke beordert, um das gewaltige goldene Massiv mit Nukleidenlicht zu zerschneiden. Es war für Peter und Ria, die mit Nr. II langsam den Tempel umkreisten, ein trauriger Anblick. Aber beide begriffen, daß die wirtschaftliche Befestigung der Atlantis Ltd. die Hebung des Goldes in erster Linie nötig mache. Und was konnte der Tempel hier unten nützen? Das Gold mußte ans Licht der Sonne, es mußte lebendig werden und arbeiten. Noch hatte Peter keine Nachricht über den Verkauf seiner steirischen Schätze, auch von der italienischen Drohung wußte er nichts weiter, als daß sie tatsächlich ernst gemeint war. Das Leben war hart — die neue Kolonie mußte Werte schaffen. Gold war bei den Atlantern offenbar ein vielverwendeter Baustoff — nichts anderes.

Rübenbauer führte, Peter und Ria standen am Quarzhochdruckfenster und ließen die Lampen spielen. Eben stieg wieder eine goldene Säule am Hebekasten empor, von Tube 17 geleitet. „Damit," sagte Peter zu Ria, „erblickt eine Viertelmilliarde Dollar das Licht der Sonne."

„Wie kommt es wohl," sagte Ria nachdenklich, „daß alle diese Säulen noch aufrecht stehen? — Man sollte doch meinen, das Versinken der Atlantisinsel habe bei Gelegenheit eines Erdbebens stattgefunden, oder eines vulkanischen Ereignisses, bei dem der Boden in heftigster Weise geschwankt hat."

„Das ist mir auch noch völlig unverständlich," gestand Peter. „Aber ich hoffe, daß wir bald darüber Aufklärung bekommen werden. Vielleicht heute noch."

„Herr Direktor," rief Almantorra im Lautsprecher, „Vera Garwin wünscht Sie zu sprechen."

„Mich?" fragte Peter erstaunt, „Sie meinen wohl Herrn Albany?" — „Mit dem hat sie bereits eine halbe Stunde lang geredet," erwiderte lachend Almantorra.

„O zuckersüßer Peter,“ rief Vera (wenn sie weit weg war, wurde sie sehr sentimental und überschwenglich, während sie in unmittelbarer Nähe meist kühl blieb) — „wissen Sie schon, daß ganz China für Sie schwärmt? Ueberall fragt man mich: Kennen Sie Peter Hartberger? Und wissen Sie das Neueste? Es gibt bei den Chinesen eine alte Sage, die ganz ähnlich ist wie die Atlantisüberlieferung. Danach soll vor grauen Zeiten im gelben Meer eine große Insel gewesen sein, auf der viele Menschen wohnten. Diese Menschen sollen sehr reich und glücklich gewesen sein. Die chinesische Regierung will nun, wie ich eben aus guter Quelle erfahren habe, Sie bitten, daß Sie eine Expedition zur Aufsuchung der versunkenen Insel unternehmen. Wie geht es Ihnen? Was macht meine geliebte Ria? Seid Ihr schon verheiratet? So sprecht doch! Hören Sie mich? Wo ist Ria?“

Nun hielt es Peter für geraten, Ria zuerst antworten zu lassen. „Geht keine Sehverbindung herzustellen?“ fragte Ria in den Funker hinein.

„Nein,“ antwortete Vera, „es ist hier etwas knapp mit den technischen Einrichtungen und die elektrische Energie kann man überhaupt nur durch Bestechung bekommen. Mich kostet der Anschluß an Euch ein Kilowattjahr Trinkgeld. Wer ist dort? Ria? So rede doch, du Süße!“

Ria kannte ihre gute Vera und verstand es ausgezeichnet (alles was sie konnte, verstand sie ausgezeichnet) kurz und treffend einiges aus dem täglichen Leben und von den Vorgängen bei den Alisern zu berichten. „Nein, wir sind nicht verheiratet. Was denkst du auch, wir haben doch anderes zu tun!“

„Ihr seid Schätze,“ rief Vera. „Ich liebe euch. Aber nun sagt, wißt ihr, daß hier in China eine Tanzepidemie herumgeht? Nicht nur junge, auch alte Herren und Weiblein tanzen, es ist eine richtige Wut. Die Leute haben verzerrte Gesichter, sie glauben, einem der alten Dämonen

zu huldigen. Ich habe Angst, mir graut vor diesen Menschen. Ich will zu euch. Ich habe entsetzlich viel Geld verdient. Was soll ich damit machen? Habt ihr schon gehört — Ludwig XIX.?"

„Wissen wir," sagte Peter, „aber wir können Sie, liebe Vera, ja doch hier unten nicht brauchen, bei aller Liebe! Sie wollten ja doch noch nach Rußland gehen? Ich hatte immer erwartet, daß diese Rußlandreise von großer Wichtigkeit für uns würde. Rußland muß die neue deutsche Kolonie anerkennen — dafür sollen Sie wirken, beste Vera Garwin."

„Ich mag aber nicht mehr," sagte Vera, „und Sie wissen, daß ich von Rußland als Stütze Deutschlands gar nichts halte. Das ist nur ein populärer deutscher Irrtum. Ein Quadratkilometer Bessarabien ist den Russen lieber als ganz Deutschland! Aber ich fahre immerhin über Rußland zu Euch zurück und werde in Moskau mit dem jungen Kaiser sprechen. Tanzen will ich dort nicht."

Während eine Anzahl Tuben die Erforschung von Riaville durchführte, überflog Peter mit Ria das ganze Atlantisgebiet. Im Staatsboot II war das Reisen durchaus erträglich. Jeder Tag brachte neue Ueberraschungen. Ein ganzes Feld von mittelgroßen Pyramiden wurde aufgefunden, eine Parkanlage von riesigen Säulen aus Stein mit einem steinernen Tempel in der Mitte („Stonehenge" sagte der Schotte Larin, Führer von Flugboot IV), zahlreiche kleinere Siedlungen in der Umgebung der Stadt. Eines Tages aber, als Rübenbauer — da Peter und Ria in schweigendem Entzücken nebeneinander saßen, ohne irgendwelche Anweisungen über die Fahrtrichtung zu geben — weit nach Südosten fuhr, wo sich das Land viele hundert Meter tief unter das Plateau von Riaville senkte, wurde ein besonders merkwürdiger Fund gemacht. Der Nukleidenautomat flimmerte plötzlich lebhaft auf. Die Skala zeigte G o l d. Nicht in großen Mengen, aber an

zahlreichen Punkten. „Vielleicht zerstreute goldene Münzen?“ meinte Ria.

„Das glaube ich nicht; diese Atlanter haben wohl viel Gold, aber noch kein Geld gehabt; sie lebten im reinsten Sippenkommunismus,“ erwiderte Peter. Sie stiegen tiefer hinab und beleuchteten den Boden. Fast wären sie an einem dünnen Turm, der in der Mitte des Goldfeldes errichtet war, angestoßen. Aus Gold und Kupfer erhob sich ein 180 m hoher nadelförmiger Bau. Boot II stieg zur Spitze des Baues und ließ von dort die Scheinwerfer spielen. Ein wunderbarer Anblick bot sich den Besuchern. Wie sich am dunklen nächtlichen Himmel die glänzenden Sterne abheben, vom eigenen Feuer beseelt, so glänzten goldene Scheiben, am Boden seltsam verstreut, in einem eigenartigen Licht, das vom hingeworfenen Neonlicht erweckt wurde. Es war eine vollkommene Illusion: der Anblick des nächtlichen Himmels mit den leuchtenden Fixsternen. Lange betrachteten die drei Menschenkinder dieses Wunder einer verschollenen Kultur.

Peter hatte seit einigen Minuten unverwandt auf eine Scheibenstelle geblickt, die sich von der Turmnadel südöstlich hin erstreckte. Plötzlich rief er: „Ich will euch etwas sagen: ich weiß nun, was dies alles bedeutet. Es ist wirklich der Sternenhimmel, der sich über der Insel Atlantis wölbte. Aber die meisten Sternenbilder sind unkenntlich, haben eine andere Gestalt als in der Gegenwart. Dies bedeutet, *daß die Insel Atlantis schon vor sehr langer Zeit versunken ist.*“

„Wie lange wohl?“ fragte Ria. Auch Rübenbauer, der eine Zeitlang Astronomie als Spezialität betrieben hatte, verließ seinen Führersitz und betrachtete durch das Quarzfenster am Boden die Anlage der goldenen Kugeln. „Wir wollen doch lieber das Sphäroskop einschalten,“ schlug er vor, „wir bekommen dann vielleicht einen besseren Gesamtblick über die Anordnung.“

Das Sphäroskop wurde auf den Tisch gestellt, die drei setzten sich rings darum und betrachteten die Anordnung der Stoffe im Sehfelde. „Ich ahne etwas," sagte Rübenbauer, der gleich Peter die Sterngruppe südöstlich vom Turm nachdenklich musterte. „Ich glaube, das hier ist der heutige ‚Große Bär', und aus der Veränderung in der Anordnung der Sterne dieser Gruppe können wir das Alter der Atlantiskultur berechnen."

„Dieser Meinung bin ich auch," sagte Peter. „Wir wollen ein Bild der ganzen Anlage nach Mount Wilson funken, die Leute dort werden uns dann das Alter der Insel mitteilen. Dieses Wunderland der Goldscheiben aber wollen wir das ‚Sternenfeld' nennen — einverstanden?" Ria und Rübenbauer fanden den neuen Namen recht.

Larin funkte jetzt: „Die erste Pyramide ist nunmehr freigelegt. Wir erwarten Sie." — Sofort brach Peter auf. Boot II glitt stürmisch durch die dunkle Unterwelt. Peter trieb seinen Freund zu größter Eile an, er hoffte in den Pyramiden die ersten Menschen, wenn auch nur in Mumienform, zu sehen.

Boot II fuhr nach dem Petersberg, denn nur von dort aus waren die freigelegten Räume zu erreichen. Albany hatte vom Petersberg zur Stadt hinab eine Zahnradbahn anlegen lassen, weiterhin auch durch das Innere der weitläufigen stillen Stadt (Albany sagte: die älteste Großstadt der Erde!) Eisenwege. Die Straße zu den Pyramiden wurde eben mit Schienen versehen, als Peter und Ria zu Fuß hinschritten. Es war ein mühseliges und nicht ungefährliches Schreiten über Blöcke und Löcher, über uralte und ganz neue Trümmer. Die Aliser grüßten mit Achtung und Liebe, als sie ihren Chef aus der Dunkelheit auftauchen sahen. Sie winkten mit der linken Hand, was Peter erwiderte, indem er mit beiden Händen seinen Leuten nach links und rechts winkte.

Die Pyramide war völlig leer. Der Zugang war frei und offen. Die Gänge waren mit Bildern geschmückt, die in Stein gehauen waren. In der Mitte der regelmäßigen fünfseitigen Pyramide befand sich ein großer leerer Raum, offenbar die Grabstätte eines Herrschers. Das etwa 40 m hohe steinerne Gebäude hatte an der Außenseite von der Spitze herab fünf breite goldene Bänder, zu den fünf Ecken der Grundfläche herablaufend. Jede der Pyramidenspitzen war außen mit einer goldenen Platte bedeckt. Die Stufen aber, die zu den Spitzen führten, waren mit dicken Kupferplatten belegt. Während das Gold nur mit einzelnen Schlammstellen bedeckt war, der größte Teil hingegen unter der Einwirkung der ewig scheuernden Strömung blank und glänzend war, hatten die Kupferplatten dicke Krusten von Patina.

Peter berichtete das Ergebnis der Untersuchung an Albany. Die Goldleisten sollten gehoben werden. Ob sich die Hebung der Patina lohnen würde, mußte erst der Marktpreis entscheiden. Jedenfalls beabsichtigte Peter mehrere Pyramiden freilegen und genau untersuchen zu lassen. Albany wollte es nicht in den Kopf, daß das Innere der Pyramiden wirklich leer sein sollte.

„Vielleicht ist diese eine Pyramide beraubt worden," sagte er, „wir werden sicher in den anderen Pyramiden Mumien finden. Die Atlanter sind vermutlich so alt wie die älteste ägyptische Kultur und sie werden sicherlich die Einbalsamierung geübt haben," meinte er.

Die Gesellschaft brach auf. Während des Marsches vom Pyramidenberg nach Riaville erlebten die Freunde eine unangenehme Ueberraschung: die Erde zitterte merklich, ein dumpfes Rollen, gefolgt von schmetterndem Dröhnen, wie wenn ungeheure Metallmassen aufeinandergeschlagen würden, ließ sich vernehmen. Das dauerte mehrere Minuten. Als die Erde still geworden war, hörte man die Eisdecken über den Straßen noch klirren und krei-

schen. Die auf der Wanderung begriffenen Aliser wußten nicht, daß sie hierbei in einer großen Gefahr schwebten — nur Peter kannte den wunden Punkt der Neuen Kolonie. Aber er ließ sich nichts merken.

Und ein anderer wachte über die technischen Wunderwerke der Neuen Kolonie: William Albany, der Treue und Geniale. Er war von Erichson mit einem Seismometer bedacht worden und hatte daran einen automatischen Alarmapparat angebracht, der in Albanys Koje eine Glocke ertönen ließ, sobald die gewöhnliche zitternde Bewegung des Bodens eine gewisse Grenze überstieg. Als nun heute plötzlich diese Glocke ertönte, sprang Albany sofort auf und ließ eine große Menge niedrig gespannter elektrischer Energie durch den Stahlkern des Eisbetons laufen — an diesen Stellen konnten etwaige Sprünge, die sich im Eis gebildet hatten, nicht weiter gehen. Die spätere Untersuchung ergab, daß dieses Beben nicht vermocht hätte, irgendeine Zerstörung an den Eispanzern anzurichten. Es zeigte sich, daß das Eis unter dem hohen Druck in einem plastischen Zustand war, der verhinderte, daß Schwankungen des Bodens zum Springen der Decke führten. Aber immerhin schwebte wie das Schwert des Damokles der Gedanke über dem ganzen Werk: sind jene Kräfte, die einst die Insel versenkt hatten, nicht viel gewaltiger als ein alltägliches Erdbeben? Wird nicht der Eispanzer beim Wiedererwachen der Tiefenkräfte bersten? Wieder trat hier die Aufgabe an Peter heran, die er manchmal schon als aussichtslos beiseite gewiesen hatte: kann man Erdbeben nicht durch die Entwicklungtätigkeit der Metallmassen des Erdinnern, die sich im Nukleidenmikroskop verraten, voraussagen? Denn die Materie lebt!

Unerschrocken arbeiteten während des Bebens 1 die Kinoplastenleute weiter: Die Aufnahmen von den Arbeitsstellen der ALIS am Pyramidenberg, am Petersberg und in Riaville würden eine Sensation werden. Die vom Erd-

beben erzeugten Schwankungen waren in den Aufnahmen gut zu sehen. Seit an die Stelle der photographischen Aufnahmeapparate die elektrographischen getreten waren, konnte der Operateur den Erfolg seiner Bemühungen sofort sehen. Henry Lincord, der gewandte Bildmann der Kinoplasten-Gesellschaft, hatte Peter Hartberger und Ria wiederholt vor eine Fernlinse bekommen, ohne daß die beiden es ahnten. Es traf sich gut, daß der Gehilfe des Lincord eben zur Zeit des Erdbebens in der Führertube Aufnahmeversuche mit dem Schallfilm machte — der warnende Glockenklang und das Eingreifen Albanys waren nun verewigt. In wenigen Tagen würden die Kinoplastentheater von Panama bis nach Alaska das neue Stück spielen:

Die ersten Tage auf Atlantis!
Bilder von William Albany, Peter Hartberger, Ria Wimpffen und den zahlreichen Ingenieuren und Arbeitern mit den geheimnisvollen Maschinen.
Aufnahmen: Lincord von der Kinoplasten Ltd.

Als die Freunde nach Hause kamen, empfing sie Almantorra beim Eingang zur Schutzhütte am Petersberg. „Mount Wilson,“ sagte er, „funkt uns, daß die übermittelte Sternkarte auf ein Alter von etwa 40 000 Jahren zu schätzen sei.“

„Das ist aber erstaunlich viel,“ sagte Ria, „ob die Herren sich nicht geirrt haben? Vielleicht soll es heißen: 4000 Jahre?“ —

„Sicher nicht,“ sagte Rübenbauer, „ich habe sofort bemerkt, daß die Konstellation uralt sein muß. Aber der Schluß ist immerhin etwas unsicher, weil wir ja aus einer geschichtlichen Zeit von 3000 Jahren, in der wir die Veränderungen der Sternanordnung kennen, auf eine so große Spanne wie 40 000 Jahre es sind, nicht mit Sicherheit schließen können.“

„Miß Wimpffen, für Sie ist ein Chiffretelegramm hier," sagte Almantorra, indem er ein bedrucktes Blatt Papier überreichte. „Und für Sie, Herr Direktor, ist eine ganze Anzahl Meldungen eingetroffen. Soll ich Sie Ihnen, der Wichtigkeit nach geordnet, vorlesen?"

Aber Peter war wo anders. Wenn die Atlantis schon vor 40 000 Jahren versunken war, so ragte ihre Kultur ja in die letzte Zwischeneiszeit hinein. Die Menschen, die hier gelebt hatten, waren eine andere Welt, ihre Kultur zeigte ja schon die Höhe der etruskischen Epoche. — Wenn dieses Volk sich während der Eiszeit gerettet hätte, wenn es seine Kultur während dieser 40 000jährigen Epoche weiter entwickelt hätte — dann müßten diese Menschen heute eine göttliche Höhe erreicht haben. Wo waren die Bewohner? Warum fand sich keine Spur von ihnen hier vor? Durch Peters Kopf gingen die Träume der Kindheit. Flüge durch die Tiefen der Erde, das Bild Sonjas und des Hauses in den vergessenen Landen erschienen ihm. Er schwankte.

Ria hielt ihn. Sie wußte sofort, was der Grund für Peters Verträumtheit war: Die ungewöhnlich lange Expedition des heutigen Tages hatte es mit sich gebracht, daß die Kraft der täglichen Dosis erlahmt war. Und hier, in einem Land, wo Gold in Massen vorkam, war Peter ohne das Erichsonsche Präparat verloren: er würde immer träumen. In einem Glas Wasser gab ihm Ria die vergessene Dosis und führte ihn in seine Kammer.

Nach wenigen Minuten war Peter wieder frisch. Almantorra erstattete Bericht. Ria saß neben Hartberger, auch Albany war gekommen. Die Freunde behandelten die Angelegenheiten ihres kleinen Staates in kurzen Besprechungen, ohne Protokolle und Zeremonielle.

Die ersten Goldsäulen waren bereits in New York verkauft worden. Museen in der ganzen Welt rissen sich um die Funde. Die erzielten Preise standen weit über dem

Metallwert und übertrafen die kühnsten Erwartungen. Die Kunde von den ungeheuren Goldmengen war anfangs mit viel Zweifel aufgenommen worden, an den Börsen Europas betrachtete man die Nachrichten von der Insel Atlantis als amerikanischen Bluff — Amerika aber schwamm in Gold und glaubte den Meldungen keine Wichtigkeit beimessen zu dürfen. Nachdem aber die ersten gewaltigen Goldkolonnen auf den Markt gekommen waren, trat für Metallgold ohne Kunstwert eine sprunghafte Baisse auf allen Plätzen des Planeten ein, wo Gold als Ware gehandelt wurde. Die Entwicklung war nicht abzusehen — alle Welt wollte sich des Goldes entledigen. Glücklich erschienen nur jene, die k e i n G o l d, sondern Sachwerte hatten. Amerika hatte das meiste Gold — über Nacht erlitt es die größten Verluste. Deutschland hatte wenig Gold — es war an dem Wertsturz fast unbeteiligt.

Ria lehnte sich müde nach rückwärts. Die Börsenberichte waren ihr zuwider. Was würde noch kommen? Sie betrachtete Albany, der ihr gegenüber saß. Was für ein lieber Kerl war der doch! Unbedingt wahr und offen, liebenswürdig, natürlich, arglos wie ein Kind und gescheit wie ein Gott. Sie ertappte sich bei solchem Denken, als Almantorra verkündete:

„Vera Garwin ist von tibetanischen Luftpiraten auf der Durchreise durch Nordtibet mit ihren beiden Schiffen gefangen genommen worden. Der Kaiser von Rußland hat sofort beim Dalai Lama protestiert."

Ria und Albany waren aufgesprungen; ihre Blicke trafen sich. „Wann ist dies gekommen?" fragte Albany erregt.

„Vor wenigen Minuten erst," erwiderte Almantorra. „Es ist ein Funkspruch vom Tabor, die Leute sind meist zuverlässig. Unklar ist an der ganzen Sache nur, w o z u die Tibetaner Vera Garwin zurückbehalten. Lösegeld hat sie ja genug bei sich."

Die Gesellschaft schwieg einen Augenblick. Almantorra bat, weitere Mitteilungen machen zu dürfen. Peter, der kein Wort gesprochen hatte, dessen Gedanken aber offensichtlich bei der Meldung blieben, nickte, Almantorra fuhr fort:

„Die Blaumasken haben im Angelosaal zu New York eine Versammlung abgehalten, bei der 23 000 Bundesbrüder anwesend waren. Es wurde beschlossen, vom Präsidenten kategorisch zu verlangen, daß Atlantis mit allen Schätzen als amerikanisches Eigentum zu erklären sei. Peter Hartberger aber sei aus den Staaten auszuweisen."

Almantorra war bleich vor Empörung und Aufregung. Er kannte die Blaumasken! Sie hatten ihn aus New York ausgewiesen, weil er ein Gegner der Unions-Vorherrschaft gewesen war und für Latein-Amerika schriftstellerische Propaganda gemacht hatte. Almantorra vertrat jene groß-spanische Richtung, deren Ziel ein Staatenbund vom Feuerland bis an die alten Südgrenzen der Nordstaaten war. Almantorra war deutschfreundlich und er war auch ein Bewunderer der anglikanischen Weltmacht, die einen stillen und doch beredten Gegensatz zu der lauten ruhmrednerischen Hegemonie bildete, die Frankreich in Europa ausübte. Nun sollte Peter Hartberger aus dem Panamerikanischen Staate ausgewiesen werden — war das nicht ein Werk Frankreichs? Almantorra war ein vornehmer Charakter und ein stolzer Spanier. Aber jetzt — fluchte er halblaute spanische Verwünschungen zwischen seine Depeschen hinein.

In der Schutzhütte auf dem Petersberg war es einige Augenblicke still. Albany faßte sich zuerst. „Es ist doch ausgeschlossen," sagte er, „daß die Gegenbewegung dazu stumm bleibt."

„Ich habe noch eine Meldung," erwiderte Almantorra, „nämlich diese lakonische Mitteilung „„An alle"", die ich mit Welle 50 000 m, also für den ganzen Planeten bestimmt, bekam:

„Morgan III. unterstützt die Kandidatur Wimpffen und erklärt, es bringe den Amerikanern mehr Glück ins Land und Verdienst ins Haus, wenn sie als Unternehmer auf Atlantis auftreten, als wenn sie dort Besitzer wären."

„Sehr gut," rief Albany, „daran erkenne ich den tapferen Louis Morgan, der sich getraut, einer starken öffentlichen Meinung, der er mit viel Vorteil nachgeben könnte, seine bessere persönliche Ueberzeugung entgegenzusetzen. Jetzt ist mir nicht mehr bange, wer im März ins Kapitol zu Washington einziehen wird."

„Glauben Sie wirklich?" fragte Ria Wimpffen besorgt, „mir ist das gar nicht recht. Die Anstrengungen eines Wahlkampfes sind oft genug tödlich gewesen. Ich will tausendmal lieber meinen Vater als einfachen Bankmann haben, als daß er ein überhetzter Präsident sein sollte, den man nie haben kann und dessen Gesundheit der Spielball seiner Verehrer wird!"

„Aber liebe Ria," meinte William darauf, „bedenke doch, daß dein Vater eine große Aufgabe hat, da er als erster Deutschamerikaner, der bei uns Präsident wird, einen ungeheuren Einfluß auf die Geschicke Deutschlands ausüben kann." William liebte es, wenn deutsch gesprochen wurde, „Du" zu Ria zu sagen. Im Englischen ist solche Vertraulichkeit nicht möglich. Das Duzen gefiel ihm und da dies unter den Freunden grundsätzlich gewünscht wurde, so tat er's auch immer. „Außerdem," fuhr Albany fort, „habe ich vor, ihm einen technischen Beirat zu stellen, der alle persönliche Repräsentationsarbeit, die er als Präsident von Amts wegen hätte, also Empfänge und Ansprachen, mit Instrumenten ausführt und seine persönliche Bemühung auf ein ganz geringes Maß herabdrückt. Schon seine Wahlreden werden mit der Kinoplasten Ltd. gemacht, er kann von seinem Klubsessel in seiner Villa daheim zu ganz Amerika sprechen. Das kann heute noch kein anderer Kandidat, weil wir die Kino-

plastentheater für alle anderen natürlich sperren. Bis aber eine Konkurrenzgesellschaft so viele Theater einrichtet wie wir haben, ist die Wahl längst vorbei."

Ria warf William einen warmen und dankbaren Blick zu. War der Blick um einen Grad wärmer, als den Umständen nach zu erwarten gewesen wäre? Albany schnitt eine fröhliche Miene. Peter sagte zu Almantorra: „Weiter, Freund!"

„Der Präsident der italienischen Republik fordert in einer drohenden Note an Deutschland die Herausgabe des Steirischen Goldschatzes. Ludwig XIX. und der italienische Präsident wechseln Sympathietelegramme. Man spricht von einer gallo-romanischen Verbrüderung; Italien und Ludwig XIX. wollen sich gegenseitig ihre Besitzungen garantieren: Ludwig tritt für Südtirol und Südkärnten ein, Italien verbürgt den Franzosen die deutschen Gebiete links des Rheins. Die Stimmung der Italiener hat in wenigen Tagen völlig umgeschlagen, während die Franzosen unbeirrt auf ihr Ziel losstürmen."

„Von wem ist denn diese Meldung?" fragte Peter erstaunt. „Das ist die neue Agentur ‚Petrus' in Graz," sagte Almantorra, „ein etwas merkwürdiges Unternehmen, das mit 11 111 m Länge funkt und sehr gut unterrichtet sein will. Irgend etwas wird schon dahinter stecken," fügte er hinzu. — „Also weiter," drängte Peter.

„Havas meldet aus Köln, daß die von deutschen Agitatoren aufgehetzte Bevölkerung des Rheinlandes eine Petition an den Völkerbund machen wolle, von der Besatzung befreit zu werden. Die wahren Patrioten aber hätten sich an die französische Rheinlandkommandantur mit der Bitte gewendet, daß die glorreiche Armee im Rheinland bleiben solle. Zu den gleichen Vorgängen meldet," so fügte Almantorra lächelnd hinzu, „die Agentur Reuter, daß eine Schar bezahlter Arbeitsloser, zudem meist Ausländer, vor dem französischen Kommando in Köln erschienen sei

und dort den Wunsch zum Ausdruck gebracht hätte, die französische Armee, die seit Jahrhunderten die treue Schutzherrin aller unterdrückten Völker gewesen sei, möge in Köln und am Rhein bleiben, um die Rheinländer, die halbe Franzosen seien, vor Preußen zu schützen. Nach Ueberreichung einer derartigen Adresse bekam der Führer, ein vor kurzem aus dem Zuchthaus entlassener Belgier, ein Kuvert, das er vor seinen Freunden draußen öffnete. Es enthielt, wie von Augenzeugen versichert wird, 10 000 französische Papierfranken."

„Aber weshalb melden Sie uns alles das," fragte Peter erstaunt. „Seit vielen Jahren sind derlei Kundgebungen üblich, ich habe Sie doch gebeten, nur wichtige Meldungen vorzutragen. Es ist ja schade um die Zeit!"

„Verzeihen Sie, Herr Direktor," erwiderte Almantorra höflich — „Präsident," unterbrach Albany lachend, „Präsident ist unser Freund Hartberger." — „Ach laß doch das," sagte Peter freundlich, „ich bin Peter Hartberger, sonst gar nichts, und wenn Deutschland die Kolonie übernommen hat, werde ich an anderen Dingen arbeiten und weder Präsident noch Direktor sein!"

„Also," sagte Almantorra, unerschütterlich ruhig bleibend, „es ist nämlich wichtig, jene Meldungen aus Köln zu kennen, damit sie die nachfolgende Mitteilung richtig verstehen. Der Bürgermeister von Köln funkt durch Zugspitze: „An Peter Hartberger, Chef der Atlantis-Expedition über Marinedepartement Washington: Die Bevölkerung der Rheinlande ist durch Frankreich zur Verzweiflung getrieben, ganz Deutschland hofft auf Sie als den Befreier und Retter. Wir alle glauben, daß derjenige, der bei Savona und Atlantis über Frankreichs Flotte siegte, auch in Köln über die Tyrannen siegen wird. Helfen Sie uns!"

Dieses Telegramm erweckte bei Albany helle Begeisterung, bei Peter aber Bestürzung. Albany erklärte offen:

„Wir können ohne weiteres gegen Frankreich Krieg führen! Unseren Nukleidenkanonen ist nichts gewachsen. Ja, es ist sogar richtig, wenn wir den Krieg beginnen, ehe Frankreich eine Ahnung davon bekommt, was für eine Waffe wir gegen seine Schiffe und Luftflotten verwenden.“

„Frankreich wird durch den Unwillen der ganzen Welt viel entscheidender geschlagen als durch unsere Nukleidenkanonen,“ sagte Peter. „Jedes Volk hat seine Fehler, hat in der Geschichte seine Sünden. Uns scheint es, daß die Franzosen die größten Fehler und Sünden haben. Wer will es absolut entscheiden? Ich gebe offen zu, daß mich oft genug ein gewaltiger Haß gegen dieses Volk packt. Aber hassen nicht auch die Bayern oft genug ihre deutschen Brüder in Preußen? Ja, sogar zwischen den Oesterreichern und den Bayern finden wir beständige lebhafte Verstimmungen und Mißverständnisse, obwohl sie doch beide genau vom gleichen deutschen Stamm sind. Haben die Bayern nicht oft genug mit den Feinden Oesterreichs paktiert? Mit den Franzosen im spanischen Erbfolgekrieg und zur Zeit Napoleons. Also ich meine: Im Grunde vertragen sich eben alle Menschen schlecht miteinander und unser Verhältnis zu den Franzosen bildet da keine besonders ergreifende Ausnahme. Haben wir es nicht erlebt, daß sich die Söhne des deutschen Volkes in unseren Zeiten aufs Bitterste gegenseitig bekämpften, viel bitterer als je im Weltkrieg gegen Frankreich gekämpft wurde? Haben nicht Hakenkreuz und Sowjetstern eine Verbitterung in das deutsche Volk getragen, daß damit verglichen die tiefe Rassenabneigung zwischen weiß und gelb, ja sogar zwischen weiß und schwarz völlig verblaßt? Und denken wir daran, wie sehr sich Protestanten und Katholiken seinerzeit gehaßt haben. Wie gleichgültig war da alles andere! Haben nicht die deutschen Protestanten mit Frank-

reich zusammen gegen den deutschen Kaiser gekämpft? Haben sie nicht Metz, Toul und Verdun preisgegeben, um die Hilfe der Franzosen gegen den österreichischen Kaiser zu erlangen? Haben nicht die preußischen Deutschen die Hilfe der Italiener gegen die Oesterreicher angerufen? Lernt Geschichte, liebe Freunde, und ihr werdet begreifen, daß die Franzosen nicht anders gegen uns handeln, als im allgemeinen die Völker gegeneinander zu handeln belieben."

„Aber du übersiehst," sagte Ria, „daß gegenwärtig nicht allgemeine geschichtliche Theorien in Frage stehen, sondern einzig dies: Hat Frankreich das Recht, die Rheinlande besetzt zu halten? Hat es das Recht, von Deutschland Zahlungen zu erpressen?"

„Wenn du die Frage so stellst," erwiderte Peter lebhaft, „dann allerdings: Nein und tausendmal nein, Frankreich hat kein Recht auf die Rheinlande, so wenig wie auf das Elsaß. Frankreich hat viel mehr Schuld am Weltkrieg als Deutschland. Frankreich hat keinen Anspruch auf Entschädigung. All die Summen, die es schon erhalten hat, sollte es meiner Meinung nach wieder herausgeben. — Aber ich bin überzeugt, daß dieses Land vor einer traurigen Epoche in seiner Entwicklung steht. Das deutsche Gold ist Frankreichs Unglück. Es ist wie mit dem Nibelungenschatz: Wer den Ring besitzt, hat den Wahn der Macht und gerät ins Unglück."

„Aber Peter," sagte Ria ermahnend, „du kommst auch gar zu sehr in die Philosophie."

„Ich kann mir für die Betrachtung politischer und weltgeschichtlicher Fragen keine andere Moral zulegen, als ich sie privatim für mich zum täglichen Gebrauch habe. Ich kenne keine politische Sondermoral. Wieviel hundertmal ist es vorgekommen, daß sich zwei Nachbarn befehdet haben, daß sie sich gegenseitig ihre Burgen, ihre Schlösser vernichtet und ausgeraubt haben. Und es waren

beide Deutsche, oder es waren beide Franzosen. Darum, meine ich, sind die Franzosen nicht anders als die Deutschen und als sonstige Völker, sie sind eben Menschen mit all den Schwächen der Erdbewohner. Frankreich wird in kurzer Zeit durch den Völkerbund und die moralische Macht der dahinterstehenden Nationen zur Besinnung kommen. Wenn nicht, dann allerdings werden wir unsere technische Ueberlegenheit zur Geltung bringen müssen. Vielleicht genügt es übrigens, die Franzosen im kritischen Augenblick an Savona und Atlantis zu mahnen!"

Watt hatte das Abendessen serviert. Man nahm bei solchen Besprechungen einen Imbiß im Konferenzzimmer. Es war heute etwas spät geworden. Almantorra hatte aber offenbar noch etwas auf Lager. Er sah Peter fragend an. Dieser nickte. Nun sagte der getreue Funkenwart der Aliser:

„Eine chiffrierte Depesche von Laterie nach Rio de Janeiro habe ich aufgefangen. Da mir durch einen Freund unserer Expedition der Schlüssel bekannt gegeben wurde („sage es nur, es ist mein Onkel in Washington," rief Albany fröhlich dazwischen), so konnte ich die Entzifferung vornehmen. Die Mitteilung lautet:

> „Verschaffen Sie uns aus Albanys Laboratorium in Savanna oder aus Erichsons Laboratorium in Washington die Grundlagen für das Strahlengeschütz der Aliser. Wir setzen einen Preis von einer Milliarde Franken dafür. Gez. Lesgenêts.

„Donnerwetter," rief Albany, „eine blanke Milliarde — oder Papiermilliarde? Das wäre doch wichtig zu wissen!"

„Sollen wir das nicht Erichson mitteilen, daß er gewarnt ist?" fragte Ria.

„O nein," erwiderte Albany, „das ist nicht nötig, dafür haben die Leute in Washington schon ihre Funkenfänger. Erichson weiß schon, daß ihm Spione auf den Hals gehetzt werden.

„Liebe Freundin," fügte Albany hinzu, indem er sich an Ria wendete, „du hältst seit einer halben Stunde ein Schreiben in deiner Hand. Willst du uns nicht sagen, was da so ungefähr drinnen steht?"

„Herr Direktor," warf Almantorra dazwischen, „es scheint mir dringend nötig, dem Bürgermeister von Köln sofort eine Antwort zukommen zu lassen. Die Rheinländer sind in großer Aufregung, weil Ludwig XIX. neuerdings erklärt hat, ein Aufgeben der Besetzung sei undenkbar. Was wollen Sie den Leuten mitteilen?"

Peter dachte nach. „Philosophie," sagte Almantorra, seinen Chef freundlich anstrahlend, „ist nichts für Menschen, die unter der Gewalt fremder Bajonnette weinen." Peter Hartberger wandte sich nun zu Almantorra:

„Funken Sie dem Bürgermeister von Köln folgendes: „Peter Hartberger wird sich an den Völkerbund wenden und von diesem verlangen, daß er den Franzosen bis 1. Mai Frist gibt, die Rheinlande vollständig zu räumen. Nichts aber darf dabei mitgenommen werden, was Eigentum Deutschlands ist. Wenn der Völkerbund nicht bis 1. April diesen Befehl an Frankreich ergehen läßt, so behält sich Peter Hartberger vor, *mit allen Mitteln der modernen Technik gegen die Franzosen vorzugehen*."

„Ferner," fügte Peter hinzu, indem er den Zeigefinger der rechten Hand bedächtig gegen den notierenden Almantorra ausstreckte, „funken Sie an alle Franzosen einen Spruch:

„Peter Hartberger ist ein Mann der Technik und des Friedens. Er will sein Vaterland wiederherstellen. Peter Hartberger will seinem Vaterlande eine neue Kolonie schenken, die keiner anderen Macht gehört, also niemands Besitz schmälert. Franzosen! Laßt Deutschland die Kolonie ruhig in Besitz nehmen, verlangt nicht, was Euch

nicht zukommt! Ferner: räumt die Rheinlande! Das deutsche Volk hat Eure Ketten lange genug getragen. Die Welt ist empört über Euch. Geht freiwillig aus den besetzten deutschen Gebieten heraus. Denket an die Flüche, die Eure Ahnen dem Ludwig XIV. ins Grab nachgesandt haben, denket an das Elend, das der Ruhm Napoleons dem Volke Frankreichs und Europas gebracht hat. Geht aus den Rheinlanden!"

„Das ist aber alles ganz anders, als du vorhin sprachst," meinte Ria, die ziemlich erstaunt zugehört hatte. „Ich bin ja mit dir völlig einverstanden. Aber ich begreife nicht, wieso du in deiner Seele sozusagen zweierlei Meinungen tragen kannst."

Peter kam nicht dazu, diesen Zwiespalt aufzuklären. Ria hatte ihren Brief entziffert. Es war ein Spruch von Vera Garwin. Mit vor Aufregung zitternder Stimme teilte sie den Inhalt des Chiffretelegramms mit:

Vera Garwin war von den Tibetanern als eine Art Staatssklavin gefangen gehalten. Man schrieb ihr geheimnisvolle Kräfte zu, deren man sich zur Ausbreitung der tibetanischen Macht gegen China bedienen wollte. Die chinesische Tanzepidemie hatte in Tibet große Beachtung gefunden. Der Dalai Lama, offenbar ein ganz abergläubischer, ungebildeter Mann, wollte mit Veras erzwungener Hilfe einen Kreuzzug gegen China unternehmen, um den Buddhismus tibetanischer Prägung dort auszubreiten. Vera war verzweifelt, sie war in Lebensgefahr und appellierte an ihre Freunde, sofort für ihre Befreiung tätig zu sein. Lösegeld sei unnütz, sie müßte mit List und Gewalt geholt werden.

Die Freunde waren starr vor Staunen. Albany war aufgesprungen und lief erregt im Zimmer auf und ab. Vor wenigen Stunden noch hatte er mit ihr gesprochen! Er wollte sofort nach Savannah aufbrechen und eine Hilfsexpedition ausrüsten. Peter war nicht recht einverstanden.

„du bist uns hier unentbehrlich,“ sagte er, „und ob du durch deine Reise nach Tibet etwas Wesentliches für Vera tun kannst, erscheint zweifelhaft. Ich mache folgenden Vorschlag: Wir rufen die indische Regierung an. Der Präsident Rudrasena gilt als der edelste Mensch der Welt. Er wird helfen. Ebenso wollen wir an Nikolaus III. einen Appell richten. Von diesen beiden Staaten aus kann man in wenigen Stunden Luftflotten nach Tibet schicken. Das hilft sicherer.“

Albany fügte sich seufzend. Almantorra schrieb die Funksprüche auf und wandte sich zum Gehen. „Halt,“ sagte er, indem er einen Zettel hervorzog, „ich hätte fast vergessen, da ist noch eine Privatangelegenheit für Sie, Herr Direktor.“

Auf dem Zettel stand geschrieben: „Graz an Hartberger auf Atlantis: Ihre Mutter wünscht Sie morgen 12 Uhr zu sehen und zu sprechen. Teleskopamt in Graz.“

Die nächsten Tage vergingen in größter Aufregung. Das Stimmengewirre im Aether wuchs und schwoll zu unheimlicher Stärke an. Die Nationen Europas waren in heftiger Gärung, sie fingen an, sich offen um zwei Pole zu gruppieren, wie wenn ein Gott das Gesetz des Werdens in ein Chaos von Nichtigkeiten geschleudert hätte. Frankreich sammelte seine Trabanten — und es zeigte sich, daß nur Polen und Rumänien den Pariser Machthabern treu geblieben waren. Freilich, gerade in diesen Tagen war auch das große italienische Fragezeichen frankophil gestimmt. Allein die Politiker in Paris waren keine Deutschen — sie waren Psychologen, nicht wie die deutschen Diplomaten bloße subalterne Beamtengemüter. Paris sah klar: Auf Italien konnte man nicht rechnen.

Hinter Deutschland stand die Sympathie der Welt, äußerlich in den „Vereinigten Neutralen Staaten von Europa“ verbunden und dargestellt. Die Schweiz war Füh-

rerin dieses unkriegerischen aber sehr bedeutsamen Bundes. Nicht nur, weil in Genf der Völkerbund residierte, sondern auch, weil die Schweiz seit der Zonenfrage mit Frankreich auf gespanntem Fuße lebte, war dies für Deutschland wichtig. Böhmen und Jugoslavien standen moralisch auf deutscher Seite, nur Ungarn liebäugelte mit Rumänien, von dem es gewisse Gebietsteile freiwillig zurückzuerhalten hoffte. Ein neuer Weltkrieg schien unvermeidlich.

Aber die Entscheidung über Krieg oder Frieden war nicht mehr bei Europa. Die panamerikanische Union hatte alle Trümpfe in der Hand und China war ein starker Faktor in der Weltgeschichte geworden. Die Aufstellung eines deutschamerikanischen Kandidaten in Amerika hatte für die Republikaner große Schwierigkeiten ergeben. Von den einflußreichen Blaumasken zum entschlossenen Eingreifen für Frankreich gedrängt — amerikanische Annexion und Entschädigung an Frankreich — andererseits von der großen Masse des amerikanischen Volkes zum Vermitteln zwischen Frankreich und Deutschland aufgerufen, sahen sie ihren Einfluß bei den Wahlen auf alle Fälle schwinden. Waldemar Hasselaare entschloß sich dazu, eine Mission nach Genf zu schicken, um den Frieden durch Verhandlungen zu retten. Diese Mission bestand aus den europäischen Gesandten der Union, die sich in der Schweiz trafen.

Zu diesen schweren politischen Wirren gesellten sich jene wirtschaftlichen Folgen, die aus der unvermuteten Goldproduktion der Atlantis Ltd. entstanden. Sie bedeuteten eine enorme Schwächung Frankreichs und Amerikas und waren daher eine gewaltige automatische Kittung dieser beiden Großmächte. Aber der Präsident Amerikas war nicht geneigt, sich an die Seite Frankreichs zu stellen, weil die Goldinteressen der beiden Staaten gemeinsame waren. Hasselaare war durchaus Idealist. Seine Delega-

tion hatte strikten Auftrag, Frankreich vom Kriege abzuhalten, und die Zustimmung der Franzosen zu den Forderungen Hartbergers, die mittlerweile bekannt geworden waren, zu erzwingen.

Zur großen Ueberraschung der Tibetaner legten sich um die Mittagsstunde des 29. Januar mehr als hundert russische und indische Luftkreuzer über Lhasa und die Umgebung. Kurze Zeit danach erschienen Panzerboote, die auf den Straßen nach Lhasa liefen und ohne weiteres in den Palast des Oberpriesters einfuhren. Die Ueberrumpelung war so vollständig, daß niemand den geringsten Widerstand machte. In wenigen Minuten war Vera Garwin mit ihren Begleitern gefunden. Die beiden in Washington gemieteten Luftschiffe fanden sich auch bald und nach zwei Stunden war es in Lhasa wieder still — Vera Garwin aber befand sich auf der Fahrt nach Moskau. Der russische und der indische Kommandant tauschten Freundschaftsbezeugungen aus — England hatte einen bitteren Mitgeschmack dabei. Diese abenteuerlichen Ereignisse nahmen für einige Stunden den Atem der Welt in Anspruch. Beide Kreuzergruppen hatten ihre Kinematographen an Bord und die Welt durfte in wenigen Tagen die Bilder der ungewöhnlichen Fahrt erwarten.

Peter hatte sich an Bord des „Trabanten" begeben, um seine Mutter zu sehen. Denn die Aliser hatten noch keine Sehzellen auf der Insel eingerichtet. Sonja war bleich und verhärmt. „Peter," sagte sie, „alle Welt spricht von dir und du sprichst mit aller Welt. Nur deine Mutter erfährt kein Wort von dir — ist das nicht eine Schande?"

Peter war betroffen. Ja, es war richtig, daß er seine Mutter vernachlässigt hatte. Er bat sie, sich zu gedulden, bis die nächsten Wochen vorbei seien. Er würde dann entweder in Berlin oder in Savannah wohnen und sie zu sich bitten. Dann würden sie immer beisammen bleiben, außer wenn er auf Expeditionen abwesend wäre.

„Peter, du mußt das Gold hier schleunigst verkaufen," sagte die Mutter, einigermaßen getröstet und mit ihrem blauen Taschentuch sich die Tränen aus den Augen wischend, „die Italiener kommen sonst, es zu holen. Uebrigens hat Professor Gauster festgestellt, daß das in unserem Keller entdeckte Gold von den Hunnen in Deutschland gestohlen wurde. Die im Wald gefundenen goldenen Gefäße aber stammen von den Ungarn, die haben bei ihren vielen Raubzügen nach Deutschland diese Schätze im Land der Franken und Burgunder, sowie bei den Sachsen gestohlen. Trotzdem wollen die Italiener beide Funde für sich beanspruchen. Sie sagen, damals sei das Gold wieder zum Vorschein gekommen, das den Römern in früheren Jahrhunderten geraubt worden war! Und weil du dich immer so sehr für Geschichte interessiert hast: Bei Hartenfels hat also eine große Schlacht der Slowenen gegen die Ungarn stattgefunden, von der man gar nichts mehr wußte! Von dieser Schlacht stammt der zweite Goldfund. Die Ungarn haben die geraubten heiligen Gefäße offenbar vor der Schlacht vergraben — und da alle getötet wurden, blieb das Geheimnis unentdeckt. Woher der erste Fund stammt, ist noch unsicher, aber es sind altgermanische Schätze, also aus heidnischer Zeit. Also lieber Peter, schaff' das Gold von Graz weg, die Italiener holen es sonst!"

Peter versprach, das Gold sofort dem Museum in New York anzubieten. Er hatte tatsächlich das Gold der steirischen Funde zu wenig beachtet — kam es ihm in den Sinn. Das war doch immerhin ein großer Schatz.

Admiral Clavel lud Peter zu einem Tee ein. „Sie waren lange genug da unten," sagte er freundlich lächelnd. „Nun gönnen Sie sich einige Stunden Urlaub."

Im kleinen Salon des Admirals traf Peter eine Anzahl Offiziere, die ihm vorgestellt wurden. Es entwickelte sich ein angeregtes Gespräch. Alles drehte sich um die bevorstehende Wahl des Präsidenten der Union. „Es ist für

Deutschland besser, wenn Wimpffen nicht gewählt wird," sagte Clavel zu Peter. „Denn die Wahl wird Amerikas Bevölkerung in zwei sich stark bekämpfende Teile spalten und dadurch die Kraft der Nation für Wirkungen nach außen herabsetzen. Wenn aber Hasselaare mit Hilfe der Deutschen wiedergewählt würde, so hätte er alle Ursache, sich der Interessen Deutschlands anzunehmen. Er hätte dann seine Anhänger und auch die deutsche Partei im Lande für sich, das gäbe einen ganz anderen Hintergrund für seine Maßnahmen als wenn nur ein geringer Teil der amerikanischen Intelligenz für den Präsidenten wäre."

In Peter erwachte der Historiker. Und er erinnerte sich auch an die Abneigung Rias gegen die Kandidatur ihres Vaters. Trotz der freundlichen technischen Zusicherungen Albanys war Ria sehr beunruhigt und sie war, nachdem sie Peter bis zum „Trabanten" begleitet hatte, sofort mit einem Flugboot nach New York gegangen, ihren Vater noch im letzten Augenblick zum Rücktritt von der Kandidatur zu bewegen. Zwar war der Wahlkampf zum Teil schon vorbei, die Abstimmung sollte in den nächsten Tagen erfolgen. Allein es war bekannt, daß gerade die letzten Tage vor der Abstimmung die schwersten waren und schon manchem Kandidaten die Gesundheit fürs Leben genommen hatten.

Während Peter mit den amerikanischen Offizieren über Atlantis im Salon des „Trabanten" sprach, kam ihm, angeregt durch die Unterhaltung, etwas wie eine Offenbarung in bezug auf diese Frage, die er bis heute zu wenig beachtet hatte. Er sagte sich, daß die Meinung Clavels eigentlich auch seine eigene sei. Daß geschichtliche Logik ein solches Ereignis, wie die deutsch getönte Präsidentschaft in Nordamerika, nur als ungünstig für die Interessen seines Vaterlandes ansehen könne. Die Politik Hasselaares war schwankend, aber sie war nicht geradezu deutschfeind-

lich. Ließ sich nicht ein Wahlkompromiß in letzter Stunde schließen?

Er sprach sofort mit Ria über diesen Plan. Ria stimmte begeistert zu. Sie war froh, daß sie nicht mehr allein gegen diese Kandidatur kämpfen muße. „Liebster," rief sie durch den Aether, „ich bin nunmehr sicher, daß mein Vater zurücktreten und daß uns Hasselaare große Konzessionen machen wird."

Die nächsten Tage brachten für die Freunde am Grunde des Ozeans freudige Ueberraschungen. Rübenbauer und Lorton, die beide den Meeresgrund unablässig durchforschten, hatten Glück gehabt. Der steirische Techniker fand weit draußen im Westen den Eingang zum Goldbergwerk der Atlanter. Der Nukleidenapparat beseitigte alle Zweifel — dort lag Gold in ungeheuren Mengen in geringer Tiefe unter dem Boden. Allerdings war der Punkt selbst über 4000 m unter dem Spiegel des Meeres gelegen.

Lorton aber war weit nach Norden geflogen, indem er den Spuren einer steinernen Anlage, die er als Straßenzug betrachtete, folgte. Bis auf eine Breite von 34⁰ 12′, Länge 35⁰ 41′, durchsuchte er das Land, das sich dabei mehr und mehr hob. Endlich erreichte er ein kleines Plateau, das nur noch 600 m unter dem Meeresspiegel lag. Es war zwischen dem Petersberg und den Azoren in der Mitte gelegen. Auf keiner der Karten des Atlantischen Ozeans, die bei Albany zu sehen waren, fand sich ein so hoch oben gelegenes Gebiet der Atlantischen Schwelle. Lorton meldete seinen Fund sofort nach dem Petersberg. Albany funkte Petern, ob er sich das „Atlantische Hochplateau", wie er es nannte, nicht gleich ansehen wolle. Peter Hartberger war über Nacht auf dem „Trabanten" geblieben. Er beschloß, sofort aufzubrechen. Lorton sollte ihn am Petersberg abholen.

Unablässig förderten die Aliser Schätze aus den Tiefen des Ozeans. Fleißig wie Bienen arbeiteten sie seit Wochen an der Hebung des Tempels. Bereits war die goldene

Decke in New York angelangt, als die Kunde von der Entdeckung des Bergwerks der Atlantisleute eintraf. Aufs neue sank der Preis des Metallgoldes und auch das Gold mit kunstgeschichtlichem Wert fiel bedeutend. Auf einen Rat Wimpffens bot die Atlantis Ltd. die ganze Decke dem amerikanischen Nationalmuseum in New York zum halben Goldpreis an. Die Archäologen versicherten, daß der Wert der Decke mit mehreren Milliarden Dollar nicht zu hoch bemessen sei.

Wimpffen und Hasselaare hatten sich verständigt. Wimpffen war zurückgetreten und hatte die Deutschamerikaner aufgefordert, für Hasselaare zu stimmen. Dieser seinerseits hatte der Sternenliga bindende Zusagen gemacht über die Unterstützung des deutschen Volkes in seinem Kampfe gegen dessen Erbfeind. Der Agitation der Blaumasken war der Boden genommen. Mehrere Morde, die in New York vorkamen und die man den Blaumasken zuschrieb, hatten die öffentliche Meinung gegen die Geheimbünde erregt. Hasselaare erließ einen scharfen öffentlichen Protest gegen das Unwesen der dunklen Bünde. „Wenn in Amerika," sagte er, „im freiesten Staate der Erde, die Guten nur im geheimen zusammenkommen können, wie erbärmlich muß dann der amerikanische Staat beschaffen sein? — Nein, tausendmal nein: Die Leute in den Geheimbünden sind nicht gute Menschen, die auf dunklen Wegen Segen stiften wollen, sondern es sind Bösewichter, die ihrem eigenen Nutzen und ihren unreinen Trieben dienen, indem sie die Taten, die das Licht des Tages scheuen und die sie nicht mit offenem Angesicht vollbringen können, im Dunkel der Nacht und im Schutze der Maske ausführen. — Diese rückständigen Bünde, diese mittelalterlichen Menschen, sie müssen vom Boden der Staaten verschwinden."

Während Ria bei ihrem Vater in der Lancasterstreet weilte, flog Peter mit Lorton zum Atlantischen Hoch-

plateau. Sie benutzten das inzwischen angekommene neue Flugboot V, das mit Schleußenrohren versehen war und den Aufenthalt im Innern bei Normaldruck gestattete, aber auch den Austritt aus dem Boot in Skaphandern ermöglichte. Die Werft der Atlantis Ltd. hatte dieses moderne Wunder binnen wenigen Wochen in Savannah erbaut. Zwei Maschinisten waren als Ablösung für Lorton mitgenommen worden, Proviant für mehrere Wochen und große Mengen von elektrischer Kraft für Lichtzwecke. Peter hatte eine bestimmte Vermutung. Nachdem Boot V über der höchsten Stelle des Plateaus angekommen war, stiegen Lorton und Peter in Skaphandern aus. Die Scheinwerfer erstrahlten und ließen aus der Dunkelheit des Meeres eine große Anzahl von pyramidenförmigen Bauten auftauchen, die alle ungefähr 150 m hoch sein mochten. Die Pyramiden erwiesen sich nur teilweise als menschliche Bauten. Mehr als 50 m betrug hier die Dicke der Kalkschicht, die durch absterbende Meerestiere erzeugt worden war! Die einzelnen Skelette waren mikroskopisch klein — die bekannten Rädertierchen.

„Aus der Dicke dieser Schicht," sagte Peter nachdenklich, „werden wir das Alter der versunkenen Insel vielleicht noch genauer berechnen können als aus der Veränderung im Großen Bären."

„Oder aber," sagte Lorton, der einst in Berkeley studiert hatte, „wir werden aus der Dicke der Schicht und den Konstellationen auf dem Sternenplateau die Periode der Präzession der Erdachse genauer bestimmen können als es uns heute möglich ist."

„Dieser Mann ist klug," dachte Peter bei sich. „Man muß ihn beachten." — Peter ging auf die zunächst gelegene Pyramide zu. Sie war verschlossen!

Der Fall war vorgesehen. Mit einer Kabelleitung wurde ein Bohrapparat betrieben und in wenigen Minuten war eine Oeffnung geschaffen, die den Eintritt gestattete. Das

Innere war größtenteils hohl. In der Mitte stand ein Schrein, der sich nicht bewegen ließ — er war zu schwer. Peter vermutete in ihm einen Sarkophag. Boot V wurde herangerufen und mit vereinten Kräften gelang es, ein Drahtseil um den Schrein zu winden und ihn mit dem Bootsmotor aus der Pyramide herauszubringen. Es war aber unmöglich, den großen Fund in das Boot zu lotsen, denn die Druckschleusen waren nur für Menschen eingerichtet. Der Schrein wurde mit Ketten unten am Boot befestigt.

Die Kunde vom Nahen eines seltsamen Fundes durcheilte die Kolonie wie ein Lauffeuer. Wer frei war, wartete vor dem Schutzhaus auf die Rückkehr Peters. Langsam kam Boot V aus dem Seitenschleusenrohr heran, auf Schienen gelagert. Hinter dem Boot folgte der schwere Schrein auf einem bereitgestellten Wagen. Sofort wurden einige Aufnahmen gemacht, dann setzte die Arbeit der Mechaniker ein. Die Außenseite erwies sich als Holz, das sehr hart und fest geworden war. Das Holz wurde langsam gelöst. Darunter war eine dicke Schicht Gold, allseits geschlossen und ohne daß man „oben" oder „unten" erkennen konnte. Aber diese goldene Hülle war mit einer Bilderschrift bedeckt — dem ersten derartigen Fund auf der versunkenen Insel!

Vorsichtig wurde an einer Schmalseite das Metall abgeschmolzen. Die Dicke der Goldschicht war 15 mm. Unter dieser Goldhaut war ein blanker weißer Sarg, mit farbigen Bildern und Inschriften geschmückt, vollständig erhalten und von wunderbarer Schönheit. Der Sarg wurde herausgezogen. Es war ein feierlicher Moment. Albany und Almantorra waren herbeigeeilt, sie hatten ihre Plätze für einige Augenblicke auf Einladung Hartbergers verlassen, um Zeugen zu sein, wie der erste Atlanter den Freunden erscheinen würde.

Was sofort auffiel, war dies: alle auf dem hölzernen weißen Schrein abgebildeten Menschen waren rot! Die

Menschen trugen keine eigentlichen Kleider, nur Ziergehänge um Hüften und Schultern. Der Gesichtsausdruck bestätigte, was die Hautfarbe verriet: es waren Indianer. Die Ureinwohner der versunkenen Insel Atlantis waren Amerikaner — nicht Europäer oder Afrikaner!

Innerhalb des kostbaren hölzernen Schreines zeigte sich eine helle graue Metallhülle von schwach silbernem Glanz. In dieser Hülle mochte wohl die Mumie stecken. Was war dies für ein Metall? Watt brachte ein Nukleidenmikroskop herbei; die Skala zeigte ein Atomgewicht 196 an — es war Platin! Auch diese Hülle war reichlich mit Bildern versehen und mit einer ringsumlaufenden Knoteninschrift. Die Zeichen waren nicht von der Art der Hieroglyphen — und doch meinte Albany, etwas Aehnliches hätte er schon irgendwo einmal gesehen.

Nachdem die Stichflamme mit Vorsicht eine Wand freigelegt hatte, konnte das Innerste des Sarges ans Licht der Neonlampen gezogen werden: es war eine große menschliche Figur, vollkommen versteinert, in eine dünne lederartige Hülle gewickelt.

In schweigender Ehrfurcht standen die Freunde vor der enthüllten Gestalt, die nun auf dem Boden des freien Platzes vor der Schutzhütte lag. Es war ein roter Mensch, ein König wohl, ein Zeuge aus einer weit entschwundenen Kulturepoche, der da vor ihnen lag. Eine niedrige Stirn, vollkommen gut erhaltenes Haar, etwas schiefe Augen, anscheinend bartlos, kräftige Hände und den Körper von oben bis unten bemalt und tätowiert — so stellte sich der erste Atlanter den Alisern vor.

Alles wurde wieder zusammengesetzt, wie es gewesen war. Der Fund wog insgesamt 24 Tonnen. Peter bestimmte ihn als erstes Geschenk nach Deutschland. Der tote König soll, so sagte der Präsident der Unabhängigen Atlantis-Gesellschaft, dem neuen Herrn seine Aufwartung

machen. Die zweite Mumie sollte nach New York kommen. Die weiteren Funde — deren man eine große Anzahl in den vielen kleinen Pyramiden vermutete, würden an einem noch zu bestimmenden Ort gemeinsam aufgestellt werden. Was nicht verkauft werden mußte, um die Unternehmung ertragreich zu gestalten, sollte künftig nach einem Atlantis-Museum gebracht werden. Dieses sollte in Savannah, neben dem „Palast der Aliser“, errichtet werden.

Die Gelehrten der ganzen Welt beschäftigten sich mit der Deutung der Funde und der Rekonstruktion des Schicksals der alten Atlanter. Am meisten Anklang fand die von Peter Hartberger selbst aufgestellte Theorie. Danach hat sich die Insel Atlantis langsam im Laufe vieler Jahre gesenkt. Die Atlanter hatten Zeit, auf ein höheres Gebiet ihres Landes auszuwandern. Sie nahmen ihre Toten mit, ließen aber die großen Pyramiden und ihre alte Stadt stehen. Sie hatten keinen Mangel an Baumaterial, auch nicht an Gold. Die alte atlantische Stadt versank langsam, die Atlanter wohnten eine Zeitlang auf dem 200 m höheren „Plateau Lorton“, wie Peter die Schwelle nannte. Auch dieses Gebiet sank allmählich in den Ozean und die Atlanter wanderten aus. Ein Teil zog nach Osten durch die Säulen des Herkules, bis sie am Nildelta landeten. Sie kamen im Kampfe mit den Ureinwohnern um, gaben ihnen aber Bruchteile ihrer hohen Kultur. Ein anderer Teil wanderte nach Westen, besiedelte das heutige Mexiko, Peru und Chile und pflegte die alten Kulturüberlieferungen. Klimatische Einflüsse während der Eiszeit drückten das Niveau dieser Westindianer, aber starke Spuren dieser Kultur waren noch zur Zeit vorhanden, da die Spanier das Land eroberten. Es war eine uralte, aber erstarrte Kultur, über welche sich diejenige der Azteken und der Urperuaner gelagert hatte.

Für die Richtigkeit der letzteren Annahme sprach der Befund der Sachverständigen am Nationalmuseum zu New

York. Danach waren die Inschriften und Zeichnungen als Urformen der altmexikanischen Schriften und Bilder anzusehen. Sie bildeten die Brücke zu den neulich ausgegrabenen Funden der urperuanischen Kultur, den Uebergang zu jenem namenlosen Volke, das vor der Zeit der Inkas blühte. Aber auch die andere Mutmaßung erwies sich als richtig: die vor einigen Jahren im tiefsten Schlamm des Nildeltas gefundenen Reste von Schiffen und Kultgegenständen zeigten, als sie in Kairo untersucht wurden, große Aehnlichkeit mit den Geräten, die man auf Atlantis fand.

Nun wußte auch Albany, woher er beim Anblick des ersten Königssarges das Gefühl hatte, etwas Aehnliches schon gesehen zu haben: er hatte einmal ganz flüchtig das New Yorker mexikanische Museum durchwandert und es waren ihm dabei die eigentümlichen Kunstformen dieser uralten Kultur aufgefallen.

Mit einem Schlage war das „historische Zeitalter" von etwa 6000 Jahren auf 40 000 Jahre erweitert worden. Die ganze letzte Eiszeit war schon über ein Kulturvolk gegangen und hatte seine Entwicklung bleibend gehemmt. Das Verschwinden der Insel selbst wurde von Erichson durch eine kühne Theorie mit der Eiszeit in Zusammenhang gebracht. Erichson stellte die Hypothese auf, daß die Eiszeiten ihre Ursache in Veränderungen hätten, die im Innern des Erdkerns mit den Elementen vor sich gingen. Wie auf der Sonne die Periode der Flecken, so hat auch unser Planet innere Perioden, deren Veranlassung chemische Umsetzungen sind. Diese verändern einerseits den Raum und die Dichte der Materie, so daß ganze Teile der Oberfläche einsinken können. Anderseits ändern sie die mittlere Temperatur des Kerns und damit auch die mittlere Temperatur der Oberfläche. In Perioden von etwa 25 000 Jahren schwankt die Oberflächentemperatur in beträchtlichen Grenzen. Vielleicht,

meinte Erichson, hängt diese Periode mit der bekannten Schwankung der Erdachse zusammen, die allerdings 26000 Jahre dauert.

So gab die Entdeckung der Insel Atlantis der Wissenschaft mächtige Befruchtung. Chemie und Geologie griffen in ungeahnter Weise ineinander, sie zeigten die große Einheit alles irdischen Geschehens. Nebenbei ergab sich auch das Verständins für die geheimnisvollen, 8000 km weiten Wanderungen des Aals, der in der Sargossa-See laicht und in den europäischen Flüssen lebt. In einer Tiefe von 5000 m liegt der Laich der Fische, was ebenfalls höchst erstaunlich ist. Die heutige Sargossa-See war das Mündungsgebiet der Flüsse, die auf dem alten Kontinent Atlantis nach Westen flossen. Die jungen Aale wanderten nach Osten, lebten ihre Jugendjahre in den Flüssen der Atlantis. Je mehr dieser Kontinent zur Insel wurde und schließlich völlig von den Wellen überspült wurde, desto mehr Schwärme der Tiere fanden bei ihrer Ostwanderung erst nach weiter Fahrt Flußmündungen vor — in Europa. „Dieser Fisch," meinte Lorton, der Urheber dieser Erklärung, „ist im besonderen Maße konservativ. Er hat die Meeresstellen, die einst sehr wenig tief waren, für das Geschäft des Laichens unverändert beibehalten. Mit dem Kontinent sank auch das Meer im Osten und im Westen und es entstand die tiefe Senkung der jetzigen Sargossa-See. Der Aal von heute sucht immer noch jene Bodenstellen des Meeres auf, wo seine Ahnen vor zehntausenden Jahren und vor noch längerer Zeit gelaicht haben."

Hasselaare wurde mit überwältigender Mehrheit berufen. Niemals war ein Präsident mit solcher Wucht wiedergewählt worden. Seine Wahl bedeutete für den Fortgang der Genfer Verhandlungen und für die Lösung der europäischen Verwicklungen einen grundsätzlichen Fortschritt.

Hasselaare schloß sofort mit ALIS einen Konzessionsvertrag über die Ausbeutung des Goldbergwerkes auf Atlantis für den amerikanischen Staat ab. Und er faßte den Entschluß, das Unrecht gutzumachen, das darin lag, daß Amerika die widerrechtliche Besetzung und Ausbeutung der Rheinlande stillschweigend duldete. Er wollte gutmachen, was der edeldenkende Wilson vor Jahrzehnten in seiner Hilflosigkeit gegenüber den französischen Diplomaten verschuldet hatte: Deutschland sollte wieder eine Armee halten dürfen. Die demütigenden und drückenden, die ungerechten und verletzenden Bestimmungen des Versailler Schanddiktats sollten aufgehoben werden. Hatte doch Frankreich das Recht, jeden gewiegten Spion als Botschafter nach Berlin zu senden, und Deutschland hatte kein Recht, dagegen etwas einzuwenden. Hasselaare beauftragte am ersten Tag seiner neuen Präsidentschaft die Delegation in Genf, dem Völkerbunde vorzuschlagen, daß Deutschland eine Milizarmee nach Schweizer Muster halten dürfe — und daß zugleich von Frankreich verlangt werden sollte, daß es seine furchtbare stehende Armee ebenfalls in ein Milizheer verwandle.

Noch ahnte niemand in Frankreich, daß Hasselaare eine aktive Politik in Europa einschlagen wolle. Seine chiffrierten Depeschen konnte nicht einmal der Pariser Geheimdienst entziffern. Die Boulevardpresse schmeichelte dem wiedergewählten Hasselaare und nannte ihn den Freund Frankreichs, den unerschütterlichen guten Onkel in Amerika.

Die Gesandten aller Völker eilten in diesen Tagen nach Genf, um der denkwürdigen Sitzung beizuwohnen, da zum erstenmal auch die Amerikaner, obschon noch nicht Mitglieder des Völkerbundes, doch offiziell durch eine große und angesehene Deputation vertreten waren. Sollte doch in dieser Sitzung die Frage der Insel Atlantis entschieden

werden, die Rheinlandfrage, die elsässische Frage und endlich die von England bekämpfte Anerkennung der indischen Republik.

Während aber in dieser Zeit der größten Aufregung der Aether des Planeten von politischen und nationalen Diskussionen widerhallte, arbeitete ein edler Mensch in der Tiefe des Atlantischen Ozeans ernst und still, aber mit traurigem Herzen. William Albany hatte von Vera Garwin nur eine kurze Nachricht aus Moskau des Inhalts, daß sie doch dort tanzen wolle und noch einige Zeit in Moskau bleiben werde. Was sie verschwieg, meldete der tägliche Rundfunkklatsch aus Tabor. Die Tschechen hatten gute Beziehungen zu Nikolaus III. Dieser junge Mann, ein unbedeutender, aber liebenswürdiger Bonvivant, der kaum russisch konnte, an der Riviera aufgewachsen und auf den Pariser Boulevards groß geworden war, gewann Interesse für Vera Garwin. Zwar war er im westlichen Sinn gebildet und fortschrittlich, aber er fühlte sich seiner Aufgabe nicht gewachsen und überließ die Regierung völlig den Generalen, durch deren Revolte er auf den Thron gekommen war. Er war Vera Garwin bis nach Nowgorod entgegengefahren und hatte sie sofort zu sich eingeladen. Vera tanzte mit ihren Amerikanerinnen, dann tanzte sie allein vor dem Hof. Seither war sie jeden Abend im Kreml und sie sowie ihre Truppe wurden von den Russen begeistert gefeiert. Daß sie die einzige Jüdin in der hohen Gesellschaft war, merkte sie erst durch Zufall. Seit dem Sturze des Bolschewismus durfte kein Jude ein Staatsamt bekleiden. Die Russen meinten, daß die Juden schuld seien an der bolschewistischen Herrschaft. Sie waren darin wie die mittelalterlichen Bürger, die beim Ausbruch einer Seuche meist erklärten, die Juden hätten die Brunnen der Stadt vergiftet.

Der junge Zar war mit einer Anzahl von Freunden und Freundinnen aus Paris gekommen, als „das Volk“ ihn

rief. Woran lag es, daß er nun alle Pariserinnen und auch alle Russinnen vergaß, als Vera Garwin in seine Welt eintrat? Wie eine magische Gewalt zog es den jungen Kaiser zu Vera hin. Schon nach vier Tagen erklärte er ihr, er wolle sie heiraten.

Die Gerüchte über das Verhalten des Kaisers gegenüber der Jüdin, deren Großeltern in Odessa mit Orangen gehandelt hatten, waren bald ins Publikum gedrungen. Die Juden in Rußland, durch zahlreiche Pogrome seit Jahren in Angst und Schrecken versetzt, beteten zu Gott, der Kaiser möge die Jüdin zur Frau nehmen. Die Rechtgläubigen waren entsetzt.

Vera wußte nicht, wie sie sich verhalten sollte. Manchmal meinte sie, als Zarin hätte sie einen Wirkungskreis und eine große Mission. Aber dann dachte sie wieder an ihre Kunst und schließlich an Albany. Sie hatte im Grunde keine Lust, in Moskau zu bleiben. In der Stadt entstand übrigens eine bedenkliche Gärung gegen sie. Der amerikanische Botschafter ließ sie warnen — Albany hatte sich an ihn gewendet und um Auskunft gebeten. Er war durch die Klatschereien des Tabor verwirrt und betrübt. Der amerikanische Botschafter in Moskau sagte Vera geradeheraus, daß sie mit ihrer Begleitung in Lebensgefahr sei! Er rate zu schleuniger Abreise. Diese Warnung erfolgte bei einem kaiserlichen Diner.

„Was?“ rief Vera unwirsch aus, „wieso, von wem?“

„Still, bitte bewahren Sie Ihre Ruhe,“ erwiderte der Gesandte. „Ich rate Ihnen zur sofortigen Abreise. Ich soll sie übrigens von einem Herrn William Albany grüßen.“

Der große Tag in Genf war gekommen. In allen Orten des Planeten, wo Lautsprecher vorhanden waren, wurden sie in den Dienst der Berichterstattung gestellt, teilweise direkt an den Saal in Genf angeschlossen. Der Präsident der Versammlung, Huerta de las Paz aus Spanien, be-

grüßte die Erschienenen und besonders die Amerikaner. Die Versammlung brachte den Amerikanern drei Cheers aus. Der Schweizer Bundespräsident begrüßte darauf die Erschienenen im Namen seines Landes. Die Verhandlungen begannen. Der Sekretär teilte mit, daß auf Wunsch Amerikas nur eine einzige Kommission, nämlich die zur Prüfung der Vollmachten und Mandate, ernannt werden sollte und daß alle anderen Geschäfte, mit denen sofort zu beginnen sei, in offener Sitzung bei Anwesenheit aller Mitglieder verhandelt werden sollte. Der Antrag wurde mit allen gegen d r e i Stimmen angenommen (Frankreich, Polen, Rumänien).

Sofort begann die öffentliche Vollsitzung, während die Mandatsprüfungskommission im gleichen Saal ihre Aufgabe in Angriff nahm. Bestimmungsgemäß befragte Huerta die Versammlung, welcher Punkt zuerst an die Reihe kommen sollte. In schriftlicher Abstimmung wurden von den zugelassenen Gegenständen mehrheitlich die A n t r ä g e der A m e r i k a n e r als erster Punkt gewünscht.

Mit finsteren Mienen sahen die Franzosen den ehrwürdigen weißbärtigen Thomas H o o w a r i n e als ersten Redner der Amerikaner auftreten. Hoowarine war der „Vater der Kriegswahrheit", wie Amerika sagte. Es war jener edle Historiker und Schriftsteller, der die Wahrheit über die Ursachen des Weltkrieges in einem gründlichen und scharf geschriebenen Buch den Amerikanern mitgeteilt hatte. Das war lange her. Hoowarine hatte seinen Mut schwer büßen müssen. Aber allmählich war er durchgedrungen. Nun hatte ihn Hasselaare mit einer ehrenvollen Mission betraut.

Hoowarine erklärte mit vor Bewegung zitternder Stimme:

„Liebe Freunde aus allen Nationen! Amerika will durch meinen Mund mitteilen, daß es entschlossen ist, alle Mittel seiner Macht in Bewegung zu setzen, um den Wirrnissen, die nun schon jahrzehntelang Europa er-

schüttern, ein Ende zu machen. Wir erklären deutlich und öffentlich, daß die ganze Welt es hören möge: Frankreich muß abrüsten! Seine Armee ist in noch höherem Grad eine ständige Bedrohung der Freiheit, als es seinerzeit die deutsche Armee war. Wir erklären ferner: Frankreich muß sich auf sein eigenes historisches Gebiet zurückziehen, es muß die Rheinlande räumen und es muß die Volksabstimmung im Elsaß zulassen. Wir erklären weiter besonders feierlich, weil wir als Patronatsmacht interessiert sind: wir verlangen, daß Amerika die deutsche Souveränität über die Insel Atlantis voll und ohne Vorbehalt anerkenne. Das gleiche verlangen wir vom Völkerbund."

„Wir machen," so schloß Hoowarine seine kurze, aber inhaltsschwere Rede, „keinerlei Phrasen. Die Welt hat die Phrasen satt. Um Ihnen aber, werte Freunde aller Nationen, den Ernst der augenblicklichen Situation sofort in aller Klarheit vor Augen zu führen, so will ich Ihnen folgende Botschaft des Präsidenten Woldemar Hasselaare mitteilen: Sollte es dahin kommen, daß in Europa eine unterdrückte Nation um ihre Freiheit kämpfen muß, weil sie von einer anderen Macht angegriffen und vergewaltigt wird, so behält sich die Union vor, in diesen Kampf auch mit aktiver technischer Gewalt einzugreifen. Der Präsident fordert alle hier versammelten Nationen auf, die von Amerika aufgegriffenen drei Fragen im Sinne der Gerechtigkeit zu lösen, dem Antrage Amerikas zuzustimmen."

Einige Sekunden lang folgte tiefes Schweigen der Rede Hoowarines. Die ganze Welt hatte ja diese Rede vernommen — sie war am Schloßberg zu Graz wie am Quay d'Orsay und in tausend Sälen der Großstädte zu hören, ganz China und Amerika hörte die Worte des alten Kämpfers für Gerechtigkeit. Und überall hörte man auch den tosenden Beifall der Versammelten im Völker-

bundshaus! Nur wenige Männer blieben in diesem Augenblick stumm im Rat zu Genf. Das waren die Vertreter von Frankreich, Polen und Rumänien.

Da erhob sich La-hung-ko, der Chef der chinesischen Deputation. Er saß neben Graf Lerchenfeld, dem Chef der deutschen Delegation. „Zur Geschäftsordnung" verlangte er das Wort.

„Messieurs et mesdames," fing er an, um dann englisch fortzufahren, „wir alle wissen, um was es sich bei den drei Anträgen handelt, wir haben den Wortlaut der amerikanischen Anträge gedruckt vor uns. Ich stelle den Antrag, sofort über das Begehren Amerikas abzustimmen, keine Debatte zur Sache zu eröffnen und keine Verweisung in eine Kommission zuzulassen."

Philippe Dauderine, der Vertreter Frankreichs, sprang erregt auf. De la Huerta erteilte ihm das Wort. Dauderine protestierte in bewegten Worten gegen diesen Versuch, eine große und friedliebende Nation durch eine Abstimmungskomödie zu überrumpeln. Ueber diese Anträge müßte genau beraten werden. Man würde sich verständigen, man könnte eine mittlere Linie finden. Es müßte für jede Frage eine besondere Kommission gebildet werden, es müßten Sachverständige gehört und Verhandlungen zwischen den Regierungen gepflogen werden.

Dauderine wurde von einigen Nationen unterstützt. Eine erregte Debatte erhob sich. Der Präsident de la Huerta leitete sie mit größtem Geschick.

Alle Welt hatte das Gefühl, daß sich in diesen Stunden in Genf das Schicksal Europas für die nächste Generation entscheiden müsse. In ganz Deutschland ruhten alle Fabriken und Bureaus, soweit sie nicht lebensnotwendige Produktion auszuführen hatten. In allen Staaten versammelten sich die Minister im Funkzimmer der Präsidenten, um die Reden in Genf anzuhören.

Leone Luschari, der Vertreter Italiens, erhob sich. „Ich möchte den Vorschlag unseres weisen Freundes aus China teilweise unterstützen: verzichten wir auf die Debatten und auf die Ausschüsse, stimmen wir öffentlich ab. Aber geben Sie uns drei Tage Zeit, damit wir mit unseren Regierungen die Sachlage, wie sie durch die amerikanische Erklärung entstanden ist, beraten können. Andernfalls müßten wir uns vor der Abstimmung zurückziehen und aus dem Bund austreten."

Auch Graf Lerchenfeld erklärte, mit einer Verschiebung der Abstimmung um drei Tage könne sich Deutschland wohl zufrieden geben. Die Versammlung nahm den italienischen Vorschlag daraufhin mit allen gegen drei Stimmen an.

Die Abstimmung in Genf.

Der Held
erreicht sein Ziel
und faßt ein neues
ins Auge.

Albany war durch Funkspruch des Berliner Vertreters der ALIS nach Berlin gerufen worden. Peter begleitete den Freund, um dessen Schicksal er besorgt war. Das technische Personal der Aliser war tadellos geschult, die Führung ging an die bewährten Vertreter über, die Arbeiten nahmen einen guten Fortgang. Albany und Peter flogen von der Atlantis direkt nach den Azoren und von dort mit Schnellboot „Zeppelino I" der spanisch-deutschen Weltlinie nach Berlin. Sie kamen gerade zur rechten Zeit, um die Abstimmung von Genf anzuhören. Albany ging zum Agenten der ALIS, Unter den Linden, woselbst ihm ein verschlossener Brief übergeben wurde, der eben für Albany angelangt war. Vera war in einem Sanatorium in Wannsee — sie war völlig zusammengebrochen. Albany rief den Direktor an, der dazu riet, den Besuch erst am folgenden Tag zu machen. Trotz der enormen Spannung wegen Genf hatten die Berliner Zeit, die Gerüchte über Vera Garwin weiterzugeben. Sie war mit ihren Leuten in Moskau in einen Hinterhalt gelockt worden. Nur das Taschentelephon, das ihr der amerikanische Gesandte im Auftrag Albanys aufgedrängt hatte, rettete die Tanzgruppe vor einem sicheren und schmachvollen Tode. Der amerikanische Gesandte fuhr mit sämtlichen deutschen Aeroplanen der Postverbindung Moskau—Berlin vor das kaiserliche Palais, wo die Mädchen, ohne daß der Kaiser eine

Ahnung hatte, eingeschlossen waren. Mit einigen kühnen Männern, die eingeweiht waren, wurden die adeligen russischen Banditen in Schach gehalten. Zum zweitenmal binnen wenigen Tagen mußte Vera aus schwerer Not befreit werden. Ihre Nerven waren erschüttert. Als sie in Berlin ankam, hatte sie keine Ahnung von der Fahrt, sie lag in schwerem Fieber. In Moskau aber waren in Zusammenhang mit diesem Vorgang arge Unruhen ausgebrochen. Die Bolschewisten wollten die Gelegenheit benützen, um den Kaiser zu stürzen. Niemand wußte etwas Genaueres. Die Berliner bolschewistischen Emigranten rüsteten zur Heimkehr.

Um fünf Uhr nachmittags begann in Genf drei Tage nachher die Sitzung. Alle privaten Funkmeldungen waren von da ab verboten — die ganze Erde wollte der Abstimmung in Genf, die namentlich geschah, beiwohnen.

De la Huerta verkündete, daß die Anträge Amerikas debattelos zur Abstimmung kommen. Erstens die Einladung an Frankreich, abzurüsten und seine Armee in ein Milizheer zu verwandeln. Zweitens die Einladung an Frankreich, die Rheinlande zu räumen und die Volksabstimmung in Elsaß-Lothringen zu bewilligen. Drittens die Einladung an die hier versammelten Nationen, die wiederentdeckte Insel Atlantis als Kolonie Deutschlands anzuerkennen. „Diese amerikanischen Anträge decken sich zu einem wesentlichen Teil mit den Anträgen der Souveränen Atlantis-Gesellschaft, die im Bureau der Völkerbundsversammlung eingegangen sind. Allein da die Atlantis-Gesellschaft nicht Mitglied des Völkerbundes ist, so können ihre Anträge hier weiter nicht berücksichtigt werden.“ „Und Amerika?“ fragte der Vertreter Belgiens. Niemand nahm aber Notiz von dieser Frage.

Hoowarine erklärte, daß er Auftrag habe, sofort nach der Annahme — er sagte Annahme, nicht bloß Abstimmung! — der amerikanischen Vorschläge auch den vierten

Punkt der Hartbergerschen Forderungen, die Milizarmee Deutschlands betreffend, als Antrag der Union aufzunehmen.

De la Huerta teilte weiter mit, daß ein Schreiben eingegangen sei, demzufolge die Vertreter von Frankreich, Polen und Rumänien der heutigen Sitzung auf Befehl ihrer Regierungen fern bleiben. Sie können eine Abstimmung ohne Ausschußberatung nicht anerkennen und protestieren gegen die Gültigkeit der Abstimmung. Sie behalten sich vor, den Austritt ihrer Länder aus dem Völkerbund mitzuteilen.

Der italienische Vertreter Luschari erklärte, daß er zwar der Sitzung beiwohne, aber sich der Stimme enthalte, da seine Regierung ihm keine Instruktionen erteilt habe. La-hung-ko rief dazwischen: „Ich habe mit Peking gesprochen und meine Instruktionen bekommen; war es Ihnen nicht möglich, von Genf nach Rom zu sprechen?" — Luschari: „Ein technischer Fehler im Römischen Fernamt!"

Man schritt zur Abstimmung. Alle Großmächte stimmten für Amerika, mit Ausnahme von Frankreich, das abwesend war, und von Italien, das sich der Stimme enthielt: England, Indien, China, Rußland, Japan, Südamerika. Auch alle kleineren Staaten mit Ausnahme von Belgien stimmten dafür. Gegen die eine belgische Stimme wurden die Anträge Amerikas angenommen. Die Vertreter von 1700 Millionen Menschen stimmten dafür, die Vertreter von 120 Millionen aber waren teils dagegen, teils enthielten sie sich der Stimme. Damit war der Versailler Schandvertrag aufgehoben.

Im Deutschen Reich begannen die Glocken zu läuten. Das war seit den Tagen des Weltkrieges nicht mehr geschehen. Diesmal aber war es ein unblutiger Sieg, den Deutschland errungen. Es war ein Sieg der Humanität gegen die Willkür. Dieser Sieg, gewaltiger als irgend einer

in der Weltgeschichte, folgenreicher als die mörderischste Schlacht, die je zwischen Menschen geschlagen worden war, kostete keinem Manne das Leben.

Freilich — während die Berliner Peter Hartberger zujubelten, der auf dem Balkon der ALIS Unter den Linden erschien, erlebte der Quai d'Orsay schwere Stunden. Seit Jahrzehnten war Frankreich nicht mehr in solch bitterer Lage gewesen wie heute. Das Königreich ist die Versöhnung — jawohl, aber um welchen Preis? Heute noch stand Frankreich am Rhein, hatte die Brücken in seiner Hand, stand einem völlig wehrlosen Gegner gegenüber. Sollte es diese nie mehr wiederkehrende Gelegenheit vorübergehen lassen? Noch war es ein leichtes, Deutschland zu vernichten — in wenigen Monaten aber würde eine deutsche Armee vorhanden sein, ein Milizheer, und was dann folgte, wäre unausdenkbar. Das waren die Ueberlegungen, die das schlechte Gewissen den Staatsmännern Frankreichs diktierte.

Ludwig XIX. war ins Außenministerium geflogen. Dauderine und Lesgenêts sowie sämtliche Minister, die im Amte waren, befanden sich im Funkzimmer der Regierung. Der Sekretär der belgischen Abordnung zu Genf berichtete über den Fortgang der Abstimmung. Ludwig XIX. war finster und bleich.

„Meine Herren," begann er, „der Kriegsminister meint, daß es ein leichtes wäre, in Deutschland einzumarschieren und dieses Land binnen 14 Tagen, ehe irgendeine auswärtige Macht das Geringste unternehmen kann, zu einem Frieden zu zwingen, in dem es uns das linke Rheinufer abtritt. Ist der Frieden abgeschlossen, so hat kein Dritter ein Recht, deutscher zu sein als die Deutschen. Ich bitte um Ihre Meinung."

„Der Völkerbund ist ein ohnmächtiger Debattierklub," sagte Dauderine, „seine Entschlüsse sind uns nicht wichtig. Wir haben es in unserer Hand, Italien zu gewinnen.

Meine Herren, was ist Ihnen wichtiger — der Rhein oder der Kanton Tessin?“

Diese Worte wirkten wie eine Bombe auf die versammelten Herren. Sie waren alle fest entschlossen gewesen, gegen die Fortsetzung der kriegerischen Haltung zu stimmen. Wenn aber Italien...?

Die Mehrheit fiel innerlich um. Ludwig XIX. wollte den Krieg; nur eine Sache war ihm peinlich — die geschichtliche Erinnerung an Napoleon III. Er sprach dies offen aus. Dauderine antwortete:

„Wir machen ja gar keine Kriegserklärung. Wir stehen auf dem linken Rheinufer und gehen nur zu dem einzigen Zweck auf die rechte Seite des Flusses, um die Anerkennung unseres Rechtes durch Deutschland zu erzwingen. Wir sind dazu verpflichtet, denn die Sicherheit der französischen Nation ist das höchste Gut der Menschen auf der Erde.“

Nur Caspary, der im Kabinett Lesgenêts die Finanzen hatte, widersprach. Man könne nicht gegen den Unwillen der ganzen Welt eine derartige Aktion ausführen. Aber Caspary war allein — niemand pflichtete ihm bei. Schon schien es klar: kein Krieg, aber ein kriegerischer Druck, trotz Englands Protest. Hatte England nicht gewaltig protestiert, als Köln von den Franzosen besetzt worden war, nachdem die Briten abgezogen waren? Wo war die Tat geblieben, die solchem Proteste hätte folgen müssen? Und was konnte England, das nun doch eine Großmacht zweiten Ranges geworden war, schließlich gegen Frankreich unternehmen? Mußte es nicht froh sein, mit den Franzosen in Frieden leben zu können?

Caspary wies auf die Panamerikanische Union hin. Die Blaumasken waren durch die Aufdeckung ihrer Beziehungen zu Frankreich kompromittiert und ohne Einfluß. Hasselaare war neuerdings offenbar deutschfreundlich. Und die feierliche Erklärung vor drei Tagen in Genf!

Da plötzlich:

Remember Savona

tönte der Lautsprecher in den Saal. Es war die französische Chiffrewelle 1250, mit der diese Meldung, die sich zweimal wiederholte, ausgegeben wurde. Wer kannte diese Wellenkreuzung? Wer funkte diesen unheimlichen Spruch? Savona! Seit dem Heldentod von Leon Bursinel bei Atlantis war so viel Aufregung über die Welt gegangen, daß man das Geheimnis von Savona, Dornburg und der Atlantischen Schlacht völlig übersehen hatte. Aber wer immer auch der Urheber dieser gespenstischen Meldung war — er kam mit seiner Mahnung zur rechten Zeit! Schon war durch die Atlantische Schlacht Frankreich eine Seemacht dritten Ranges geworden. Daß hier eine ungeheure, unüberwindliche technische Ueberlegenheit der Amerikaner vorlag, eine Ueberlegenheit, die durch die Hartbergergesellschaft auch auf Deutschland überging, schien klar. Savona war für Dauderine der Wendepunkt im Denken.

Vertrat Caspary den Standpunkt, Frankreich dürfe nicht in den Fehler, den einst Deutschland begangen, verfallen: gegen die ganze Welt Krieg führen — so vertrat nun Dauderine die Meinung, Frankreich dürfe nicht gegen einen furchtbaren und unsichtbaren technischen Feind Krieg führen. Was wirkte stärker auf die Gemüter der französischen Staatsmänner?

Die Erinnerung an das Unglück Frankreichs bei Savona und über Atlantis machte dem Schwanken ein Ende; Vernunft und Humanität siegten über die Eitelkeit und den Machtwahn. Denn dies ist das unausrottbar Menschliche: nur das Leid gebiert die Liebe! Auch Frankreich mußte die Schule des Leides gehen, ehe es seine tiefste Mission erkannte.

Vor den hellen Räumen der ALIS Unter den Linden drängte sich die Menge. Der amerikanische Gesandte war

bei Peter Hartberger erschienen, ebenso der deutsche Außenminister und der Reichspräsident. Man beglückwünschte sich gegenseitig zu der friedlichen Wendung in Genf, zu der Anerkennung der Kolonie. In riesigen Lettern prangte auf künstlichen Wolken über Berlin die Kunde, die drahtlos durch ganz Deutschland flog:

„Die Insel Atlantis ist als deutsche Kolonie mit überwältigender Mehrheit vom Völkerbund anerkannt."

„Der Reichtum von Atlantis," sagte Peter zum Reichspräsidenten Tschurtschentaler, „ist viel größer als bisher bekannt geworden ist. Was hier Deutschland in den Schoß fällt, ist so ungeheuer viel, daß es der größten Aufmerksamkeit bedarf, um das Gold zum Segen werden zu lassen und nicht zum Unglück."

„Sämtliche Parteien des neuen Reichstages, mit Ausnahme der äußersten Gruppen, haben heute nachmittag einen Antrag eingebracht, daß die Regierung einen technischen Diktator ernennen möge," sagte Tschurtschentaler zu Peter. „Dieser Diktator soll zehn Jahre lang die technische und wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands unabhängig von Parlament und Regierung als selbständiges kulturelles Unternehmen leiten. ‚Als technischen Diktator schlagen wir den steirischen Ingenieur Peter Hartberger vor.' „Dies ist wörtlich," fügte der Präsident hinzu, „der Antrag. Er wird sicherlich noch morgen angenommen werden. Ihrer harrt eine große Aufgabe. Die Worte vom Segen und Unglück, die beide aus dem Gold kommen können, zeigen mir, daß Sie die Größe der Aufgabe erkannt haben."

Entblößten Hauptes stand die Menge vor den schlichten Büros der ALIS. Der Beschluß über die Abrüstung Frankreichs und Räumung der Rheinlande war bereits bekannt. Man rechnete aber allgemein damit, daß Frankreich die Räumung nicht vollziehen würde. Hunderttausende sangen „Die Wacht am Rhein". Der amerika-

nische Gesandte trat neben Peter auf den kleinen Balkon des Gesellschaftshauses; ihnen folgte Tschurtschentaler. Die Menge brach in begeisterte Hochrufe aus. In diesem Augenblick meldete sich das Pariser Gesandtschaftsbüro der Union bei der Berliner Vertretung. Wirre Worte entströmten dem Lautsprecher. Albany hielt einen kleinen Taschenregulator vor den Lautsprecher, der die willkürlichen Störungslaute absorbierte und erhielt die Botschaft:

„Soeben hat der französische Ministerrat in geheimer Sitzung beschlossen, die Rheinlande gemäß den Hartbergerschen Forderungen bis 1. Mai zu räumen. Frankreich verlangt aber die Erstattung der Besatzungskosten bis zu diesem Tag."

„Natürlich," sagte Albany, „Geld ist ihr erstes und ihr letztes Wort." Die Mitteilung erregte bei den Herren im Funkbüro der Aliser Jubel — ein unendliches Glücksgefühl in ganz Deutschland brach sich Bahn. Nach so vielen Jahren schmachvoller Fremdherrschaft war die Heimat wieder frei! Was verschlug es, daß man den habsüchtigen Franzosen, die seit Ludwig XIV. so oft Deutschland ausgeplündert hatten, wieder Geld zahlen mußte!

William Albany ließ es sich nicht nehmen, doch noch am gleichen Abend Vera aufzusuchen. Er tat recht daran, denn sie war wieder ganz munter. Er konnte mit ihr nach dem ALIS-Hause fliegen, wo das Klubzimmer der Freunde eingerichtet war. Kaum saßen Peter und Albany neben Vera Garwin, als die Tür aufging und Martin Wimpffen mit Ria eintrat. Nun war die Freude groß, da sich äußeres und inneres Erleben gemeinsam glücklich gestalteten. Peter und Ria tauschten einen langen Blick. Er sprach, was viele Worte nicht hätten sagen können. Albany aber hatte seinen Vertrag mit Vera gehalten — und Vera war daran, ihr Versprechen einzulösen. Vor ihnen allen stand eine frohe Zukunft, erfüllt von gewaltigen Aufgaben.

Druck: Thüringer Verlagsanstalt und Druckerei G.m.b.H., Jena









